Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

<36620179790018

F. von Kapff-Essenther.

Schulden.

Schulden.

Roman

von

F. von Kapff-Essenther.

Berlin S.W. 12.
Hugo Steinitz Verlag.
1895.

I.

(Nachdruck verboten.)

Die imposante Trauerfeier war vorüber. Die nächsten Angehörigen hatten die Kutschen mit dem umflorten Wappenschilde bestiegen.

Von den anderen Gästen gingen die meisten zu Fuß; der Spätsommertag war sehr schön, auch hatte das kleine Städtchen bei weitem nicht so viele Wagen, wie nötig gewesen wären, um alle heimzuführen. Man dachte übrigens gar nicht daran. Auf dem Lande ist man es gewohnt, die Toten zu Fuß zu begleiten.

Die zahllosen Neugierigen zerstreuten sich, die Freunde und Bekannten fanden sich, die Gruppen vermischten sich. Man sprach von dem Verstorbenen — von seiner Familie.

Neben ein blendend schönes junges Mädchen, dem die dunkle, besonders einfache Kleidung entzückend stand, trat ein junger Mann, der offenbar nur auf den Augenblick gewartet hatte, bis die beiderseitigen Begleiter sich in ein Gespräch vertieften.

„Waldine", flüsterte er ihr leidenschaftlich zu, „ich muß in zwei Stunden mit dem Siebenuhrzuge wieder abreisen, ich habe morgen früh einen Termin wahrzunehmen. Sie wissen — Sie erraten, daß ich nicht wegen des Verstorbenen gekommen bin, so eng befreundet (oder eigentlich verpflichtet) ihm meine Familie auch war — meine Zeit gehört der Arbeit. Nur Ihretwegen kam

ich, ich benützte die Gelegenheit, Sie wiederzusehen, und ich habe keinen Blick von Ihnen gewendet, Waldine! Ich bitte — lassen Sie mich nicht so scheiden! Sagen Sie mir, wann ich wiederkommen darf, um frei und offen um Sie zu werben."

Sie hatte sich verfärbt. Das zartfrische Rot auf ihren Wangen war einer leichten Blässe gewichen, die sie auch nur wieder verschönte.

„Es ist sündhaft von Ihnen, Rudolf — jetzt, wo wir vom Friedhofe kommen . . ."

Der junge Mann ließ sie nicht ausreden.

„Sie wollen mir ausweichen, Waldine! Weder Ihrem noch meinem Hause stand jener Mann, den sie dort begruben, so nahe, daß ich nicht das Recht hätte, an mein Lebensglück zu denken!"

„Das dürfen Sie ja auch", lenkte das junge Mädchen ein, beinahe erschreckt durch den mühsam verhaltenen Ton des Anderen, „nur, Rudolf — ich — ich bin wirklich aufgeregt — sehr aufgeregt, das dürfen Sie mir nicht verübeln . . ."

„Waldine — ich habe gesehen, wie Sie nach ihm blickten, nach dem neuen Gutsherrn — ich sah, wie Sie an seiner Miene hingen! Täuschen Sie mich nicht — ich bin nicht der Mann dazu, das zu ertragen! Wenn Ihr Herz Sie zu jenem hinzieht, der jetzt das glänzende Erbe seines Vaters antritt, so — ich beschwöre Sie! — sagen Sie es! Ich bin stark nicht nur im Wollen, sondern auch im Entsagen, Waldine — sagen Sie es, ich bitte Sie darum!"

Die heiße Leidenschaftlichkeit, mit der er, halb nur flüsternd und doch jedes seiner Worte gleichsam unterstreichend, auf sie eindrang, ließ ihr keinen Ausweg. Nein, Rudolf Weyer war wirklich nicht der Mann, vor dem sie ein Geheimnis haben konnte . . . Ein Geheimnis? Hatte sie denn eines?

„Nein, nein“, versetzte sie jetzt eifrig, „Sie haben falsch in meinen Blicken gelesen, Rudolf; es war nur die aufrichtige Teilnahme für den trauernden Sohn, was sich darin ausdrückte . . . Wer sollte denn auch nicht seinen Schmerz mit ihm empfinden können, wer ihn kennt und seinen Vater kannte. Aber mehr als Teilnahme war es nicht — glauben Sie mir! Ich weiß, was ich Ihnen schuldig bin!“

Er zuckte schmerzlich zusammen. War es das Wort, was ihn schon einmal schwer getroffen, oder war es ihr Empfinden, dem sie unabsichtlich Ausdruck gegeben — es ging ihm wie ein Schnitt durch das Innerste.

„Schuldig!“ wiederholte er, „Schuldig? Nein — noch sind Sie mir gar nichts schuldig — noch sind Sie ja nicht meine Frau!“

Ach, wie das klagend hervorbrach aus der Brust dieses äußerlich so gar nicht nach weichen Regungen aussehenden Mannes! Das Mädchen war ergriffen.

„Ich bleibe Ihnen treu, Rudolf — aus bester Überzeugung, aus vollster Seele! Nur bitte — heute nichts weiter . . .“

In schmerzlicher Resignation neigte er das Haupt.

* *
*

Joachim Freiherr von Rochlitz war zur Ruhe bestattet worden, in der Familiengruft seines Hauses, auf dem Dorffriedhofe, der mitten zwischen den weiten Zuckerrübenfeldern seines Grund und Bodens lag. Der Tod drängt sich überall in das Alltagsleben, ist überhaupt etwas Alltägliches, und nur in Ausnahmsfällen verschafft er sich eine romantische Scenerie. Der Friedhof, den der Lenau'sche Postillon ansingt und anbläst, ist eine solche Ausnahme — der von Rochlitz keine.

Die Nüchternheit dieser Totenstätte, der ganzen

flachen, aber fruchtbaren Gegend und des benachbarten Schlosses der Freiherren von Rochlitz gab keine Ahnung von dem Charakter dieses eben dahingeschiedenen Joachim. Das war ein lustiger, allezeit jovialer Herr gewesen, der gern lebte und leben ließ. Aber was sagen die Grabsteine auch von jenen, deren Überreste sie bedecken?

Grabsteine sagen und wissen nichts. Aber alle Lebenden wußten und sagten, was der Mann gewesen. Man hatte ihn sehr gern gehabt, und jeder sprach ihm Gutes nach, wenn auch nicht just Großes.

Wohlthätig war er, hatte immer eine offene Hand gehabt, war stets gastfrei und nicht minder allezeit bei guter Laune. Freilich, so eigentlich geleistet für sein Haus oder gar für das Vaterland hatte er nichts — wenigstens nichts, was der Rede wert gewesen.

Aber daran dachte sein Sohn jetzt nicht, Joachim, Freiherr von Rochlitz, der Jüngere. Er hatte einen aufrichtig geliebten Vater verloren, und er betrauerte ihn tief. Denn dieser Vater war sein einziger Freund gewesen, zugleich eine milde und gerade darum noch lieber respektirte Autorität.

Joachim, meist Achim genannt, beweinte heute, am Tage nach dem Begräbnis, seinen Vater buchstäblich. In den letzten drei Tagen hatten die Repräsentationspflichten seine Thränen zurückgehalten. Einen Offizier darf man nicht weinen sehen.

Während der Trauerfeierlichkeiten, besonders wenn sie mit so viel Pomp sich abspielten, kam man ja gar nicht zum Bewußtsein. Nun aber waren alle Trauergäste abgereist. Es war mit einem Schlage ganz still geworden in Schloß Rochlitz. Und da man sich zum erstenmale ganz allein zu Tische setzte und der Platz des Papa, der Ehrenplatz oben, leer blieb, da brach Achim in Thränen aus. Es that ihm wohl, sich jetzt ausweinen zu können, jetzt, hier, wo er nicht Lieutenant,

nicht Freiherr war, sondern nur der Bruder seiner drei Schwestern, die ihn tröstend umringten.

Sie beteten ihn an, ohne es jemals Wort haben zu wollen, diesen hübschen, ritterlichen Bruder. Jede einzelne von ihnen schalt auf ihn, und jede bewarb sich heimlich um seine Gunst, so grundverschieden sie auch sonst waren. Vielleicht trug dazu bei, daß gerade die Mädchen nicht hübsch waren — keine von ihnen. Sie kamen alle der Mutter nach, einer klugen, energischen, aber fast häßlichen Frau, die das Regiment im Hause geführt hatte, leider aber sehr früh starb. Nach ihrem Tode hatte ein, wenn auch ganz sachter Niedergang begonnen, denn der Herr des Hauses war leichtlebig, freigebig, und wenn auch nicht direkt ein schlechter, so doch kein rationeller Wirt.

Daß dieser Niedergang sich fast unmerklich vollzog, war das Verdienst Viktorias, der ältesten Tochter einer vortrefflichen Wirtin. Sie war mehrere Jahre älter als Achim, hatte viel von ihrer Mutter, wirtschaftete mit Umsicht und Energie in Stall und Küche. Aber die Sparsamkeit im Hause, die praktische Verwertung von Milch und Gartenprodukten konnte doch bei Weitem nicht einbringen, was an Wein und feiner Küche aufging. Denn der Seelige hatte den freien Verkehr in seinem Hause überaus geliebt, und auf Schloß Rochlitz, einem stattlichen, aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts stammender, sehr gut erhaltenen Bau, der von keinem Geringeren als von Knobelsdorf herrührte, auf Rochlitz war nichts berühmt als der Weinkeller. Es gab hier keine weiße Frau, keinen alten Turm, keine Ahnenbilder — wenigstens keine sehenswerten — nicht einmal alte Gobelins oder historisch merkwürdige Waffen. Von großen Thaten der Rochlitz war selbst nicht in den Chroniken die Rede. Aber guten Wein und gute Küche hatte man allezeit hier gefunden. Die letztere war eigent-

lich nur gut bürgerlich, aber gediegen und immer sehr reichlich. — Der Freiherr fuhr auch gern einmal nach Berlin, und dann verschwand eben das Geld — wie die Flüsse des Karstgebietes, die sich so verlieren, ohne daß man weiß, wo sie geblieben.

Auch Achim hatte sehr viel Geld gebraucht, ja, recht viel Geld; doch schließlich nicht mehr, als sein Vater in der Ordnung fand; und Viktoria, die sparsame, fügte sich dieser Einsicht — ja, sie steckte manchmal Achim etwas zu, von dem an Milch und Eiern Ersparten, denn es war doch eben Achim . . .

Die zweite Tochter des Freiherrn war am fünfzigjährigen Todestage der Königin Luise geboren und deshalb Luise genannt worden. Vielleicht war sie etwas hübscher als ihre Schwester Viktoria. Die seelige Freifrau hatte acht Kinder gehabt, hatte darauf bestanden, sie alle selbst zu nähren, und vier von ihnen waren früh gestorben. Den Folgen des letzten Wochenbettes erlag sie selbst, ihre jüngste Tochter, wenige Wochen alt, zurücklassend. Das war Elisabeth Charlotte, so genannt nach der Mutter des großen Kurfürsten. Im Hause hieß sie anfangs Lieschen, dann Elsa und zuletzt — einer angeblichen Ähnlichkeit wegen — Liselotte, nach der berühmten Pfalzgräfin.

Liselotte war in einem bekannten, vornehmen Pensionat in Braunschweig erzogen worden; sie wäre auch ohne des Vaters Tod in dieser Zeit heimgekehrt, denn sie stand nun im achtzehnten Jahre. Von nun an sollte sie zu Hause bleiben, um bei Viktoria den Haushalt zu erlernen.

Daheim bleiben wollte auch Achim, der schon während des letzten Sommers einen längeren Urlaub genommen hatte, um dem kränkelnden Papa zur Seite zu stehen. Er wollte seinen Abschied nehmen, sich fernerhin ganz der Wirtschaft widmen.

So saßen sie heute zusammen, wie eine Horde, die der Wolf bedrängt; dieser Wolf war der Tod.

Achim war nun das Haupt der Familie, und die drei so ganz verschieden gearteten Schwestern, die untereinander ihre Zärtlichkeit für den Bruder ableugneten, umringten ihn liebkosend, tröstend.

„Achimchen", sagte Viktoria, „sei man ruhig . . . Du bist ja nun das Haupt der Familie und natürlich, wir werden es an den schuldigen Respekt nicht fehlen lassen."

Damit glaubte die nüchterne Viktoria ihr Bestes gethan zu haben. Sie sah in dem knappen Trauerkleide vorteilhafter aus als sonst; ihre groben Züge gewannen etwas Mildes durch die Trauer. Und es war ja auch etwas Großes, was sie da sagte. Wie viele Ohrfeigen hatte „Achimchen" von ihr bekommen! Und wenn sie nun versprach, ihn „respektiren" zu wollen — das war ein bedeutungsvoller Wendepunkt.

„Ach, Joachim," seufzte Luise, und sie erhob ihre schwärmerischen Augen zu ihm, „Du — Du — wirst doch allezeit ein Herz für uns haben? Wirst uns doch gut versorgen? Denn sieh einmal . . ."

Sie stockte. O, — sie wußte genau, was sie von ihm erwartete. Aber das war doch wohl nicht der rechte Augenblick dafür. Auch beachtete Achim sie kaum.

Sie war eine schöne volle Gestalt — sehr reiches, wenn auch glanzloses Haar hatten sie alle — ihre Züge waren weicher wie die Viktoriens, aber auch nicht so klar und verständig; es war eine Spur von Affektirtheit in ihrem Augenspiel, ein klein wenig Narrethei, wenn man so wollte. Besonders gut gepflegt war ihre Hand — sie hatte sich niemals an den Arbeiten des Hauses beteiligt. Aber sie spielte leidlich gut Klavier, las auch sehr viel; allerdings war sie mit ihrem Geschmack ein wenig zurückgeblieben: die Romane der sechziger Jahre

mit ihren untadeligen Helden und mit ihrem unfehlbar befriedigenden Ausgang waren ihre Bildungsquelle.

Liselotte hatte weder schöne Augen, noch eine so schöne Figur, noch schien sie besonders auf ihre Hände zu halten. Aber aus ihrem eigensinnigen Gesichtchen sprach etwas Pikantes, Überlegenes, ja, etwas Despotisches. Sie zankte sich auch unaufhörlich mit den Geschwistern, wollte immer klüger sein als jene. Sie mochte weder Viktoriens pedantisch-gewöhnliche noch Luisens einigermaßen überspannte Art leiden.

In diesem Augenblick aber war auch sie zu dem Bruder herangetreten, streckte ihm treuherzig die Hand entgegen und sagte:

„Wir wollen auch recht zusammenhalten, Achim, Und weißt Du — Du sollst ja auch mein Herr sein — ich will keinen andern . . .“ Sie warf einen schelmischen Seitenblick auf Luise; doch diese heulte — sie gehörte zu denen, die nicht weinen sehen können.

Nun begann auch Viktoria zu schluchzen und zuletzt, nach vergeblichem Kampfe, Liselotte. Sie weinten alle vier, eine ganze lange Weile, vor dem leeren Lehnstuhle, auf dem sonst der Vater gesessen, fast immer heiter, spaßhaft in gutmütiger Necklaune.

„Nun Kinder — eßt doch einen Bissen,“ meinte Viktoria, die sich zuerst erholte.

Und sie aßen. Fast eine Woche lang hatte keines von ihnen ein rechtes Bedürfnis danach gespürt. Nun aber schien der Bann gebrochen. Besonders Achim und Liselotte griffen rechtschaffen zu.

„Du bist ja jetzt Herr im Hause,“ nahm die Älteste den Gesprächsfaden wieder auf, „nun sieh aber auch nach dem Rechten, Achim . . . Die Wirtschaft ist ja in meinen Händen; auch dem Inspektor werd' ich künftig noch mehr auf die Finger sehen. Aber die Finanzen, die eigentlichen Finanzen — darum mußt Du Dich kümmern.

Denn davon verstehe ich nichts. Papa wollte nicht so recht, daß man ihm in die Karten guckt . . . Wie das so mit den Hypotheken steht und mit dem Weyerschen Pachtvertrage — na überhaupt, der Weyer ist doch dem Papa noch Geld schuldig."

Achim hörte gleichgiltig zu. Ja freilich, er mußte sich jetzt um das alles kümmern; aber besondere Neigung spürte er nicht dazu. In seinem lustigen, sorglosen Lieutenantsleben hatte er nie sehr ernstlich daran gedacht, was später werden sollte. Soviel wußte er: er war der Haupterbe. Für seine Schwestern mußte eine anständige Mitgift schon durch das Vermögen der verstorbenen Mutter sicher gestellt sein. Im Übrigen hatte er ja in diesem Sommer unter den Augen seines Vaters etwas Landwirtschaft getrieben, mit größerem Anteil aber sich dem Jagdvergnügen hingegeben.

Und doch, in diesem Augenblick war ihm, vielleicht durch die Trostworte der Schwestern, eines klar zum Bewußtsein gekommen, woran er bisher kaum gedacht —: er war wirklich der Herr im Hause!

Und in die tiefe, ehrliche Trauer um den Vater mischte sich ein neues unbekanntes Hochgefühl. „Du bist frei — frei — nur noch Dir selbst verantwortlich!"

Während nun Viktoria weiter in ihrer harten, herben Weise ihre wirtschaftlichen Grundsätze entwickelte und dem Bruder gute Ratschläge gab, obgleich dieser jetzt doch „Herr im Hause", begann Achim wie aus einer Lethargie zu erwachen. „Ja, es war eine Sünde," das sagte er sich zugleich, „aber es war doch schön, berauschend schön, sein eigener Herr zu sein!" Er konnte nun heiraten — nach seinem Sinne — ein Wonneschauer durchrieselte ihn bei diesem Gedanken.

Sein Vater hatte ihm nicht verboten, aber abgeraten, dringend abgeraten, ein armes Mädchen zu heiraten. Nun konnte er, Achim, um sie anhalten —

heute — morgen — er war ja frei! Überhaupt — was konnte er nicht alles leisten, werden, schaffen — wie sich hervorthun!

Zum ersten Male, seit der Vater die Augen geschlossen, erhob er sich innerlich zu einer sanften Kritik. Sein Vater war ein Aristokrat alten Stiles gewesen, ein harmloser Genußmensch ohne jeden Ehrgeiz. Er, Achim, wollte etwas werden, etwas gelten. Ohne Bedauern würde er seinen Abschied nehmen. In diesen aussichtslosen Friedenszeiten hat der Soldat nichts zu hoffen. Und er wollte mehr sein als ein simpler Lieutenant, oder in zehn Jahren Hauptmann . . . Da stand auch schon ein Ziel vor seinem geistigen Auge: ein Förderer der Industrie, welche in dieser Provinz so sehr blühte, wollte er werden, vielleicht Abgeordneter — ein Berater und Beschützer seines Kreises. Der Vater hatte sich dem allen ferngehalten, denn er liebte nichts so sehr als sein Behagen; er hatte auch keinen Sinn für Handel und Industrie. Seine Bestrebungen, sein Ehrgeiz galten seinem Weinkeller.

Hundert Pläne stürmten wie Phantome durch seinen Sinn. Er erhob jetzt das Haupt — er sah noch immer hübsch aus, obgleich er geweint hatte — er hörte nur die letzten Worte Viktorias: „Der Weyer muß mehr Pacht zahlen“ und dann Luisens Einwendung: „Gott, der arme Mann hat ja eine Mißernte gehabt.“ Aber er knüpfte ganz andere Schlußfolgerungen daran, als jene wohl ahnen mochten.

Nun hatten sie sich von dem Tische erhoben, an welchem Achim zum erstenmal den Vorsitz geführt. Nochmals wandte sich Luise an den Bruder, ergriff seine Hände und flüsterte mit einer Verschämtheit, die sie nicht übel kleidete:

„Du wirst doch nicht gegen mich sein, Achim, wie der Papa?“

Und sie erhob ihre schönen Augen zu ihm, bittend und schmeichelnd zugleich. Ihn überkam fast ein Lächeln. So war er wirklich der Herr im Hause? Diese Schmeichelkatze mit den ausdrucksvollen, schwärmerischen Augen, die heimlich verliebt war, hielt sich nun an ihn! Er wußte zwar nicht genau, um wen es sich in ihrem Liebesroman handelte — das war so eine nicht völlig aufgeklärte Geschichte, die aus Berlin stammte. Aber, war er selbst nicht auch heimlich verliebt? Und wie heftig, wie thöricht! So sagte er nur begütigend:

„Geduld, Luischen — Geduld!"

„Ach natürlich!"

Und sie drückte sich; es war ja nicht an der Zeit, von Liebe und von Heiraten zu sprechen, war doch der Papa kaum seit vierundzwanzig Stunden unter der Erde. Man mußte warten.

Aber auf dem frischen Grabe sprießten doch schon die ersten unmerklich kleinen grünen Halmspitzen der Freiheit. Achim unterdrückte das leise Aufjauchzen seines Herzens. „Geduld! Geduld!" sagte er auch sich, denn das Haus war in Trauer.

Er hatte ernste Pflichten. Und er wollte sie erfüllen. Ja, mehr als das: er wollte den Namen seines Vaters, den man wohl respektvoll, wenn auch nie mit besonderer Anerkennung genannt, zu Ehren bringen.

Gedankenvoll wanderte er durch dies Schloß, welches nun das seine war. Es war prunklos, aber im besten Zustande, geräumig und doch ohne besondere Repräsentationsräume, ein recht gemütliches Schloß. Man konnte hier den Kaiser nicht empfangen, aber zahlreiche Gesellschaft aus der Nachbarschaft, und vor allem: man war Herr in diesem, einer gewissen Vornehmheit nicht entbehrenden Hause. Und lauter liebe Erinnerungen knüpften sich für ihn an jedes Winkelchen — nur liebe und freundliche. Wie gut war sein Vater gewesen!

Welch' frohe, sorgenfreie Jugend hatte er dem Sohne gewährt! Und dennoch, die Vorstellung: Es ist Alles nun dein, dein eigen! wollte ihm nicht mehr aus dem Sinn. Er trat hinaus auf den großen Balkon, von wo aus man den besten Umblick hatte. Der Park war groß, prächtig, mit altem Baumbestand. Eine stattliche Fasanerie, seit einigen Jahren auch Treibhäuser, in denen der Selige edles Obst gezogen hatte — bis zu Ananas hatte er's gebracht — und anschließend an den Schloßpark eine berühmte Baumschule, deren Ertrag freilich immer minimal gewesen war gegenüber den Kosten. Aber gewisse Zierbäume hatten wiederholt Prämien davongetragen; auch das Zwergobst war in Ruf gekommen. Für den Garten, für feine Obstsorten, auch für gewisse seltene Blumen, schwer zu behandelnde Orchideen, hatte der alte Herr Liebe und Verständnis; für die Molkerei dagegen garnicht. Die Käsemacherei, die Butterkammer interessierte ihn absolut nicht — das erschien ihm plebejisch.

Achim aber nahm sich vor, seine Schwester Viktoria in Zukunft ernst zu nehmen mit ihrer Käserei, wegen deren sie so manches harmlose Spottwort des Alten hinzunehmen gehabt. Weshalb auch sollte man einen so wichtigen Zweig der Landwirtschaft vernachlässigen. Viele Großgrundbesitzer, darunter ein berühmter Feldherr und österreichischer Erzherzog, betreiben mit Eifer die Käserei; andere wohl noch bescheidenere Gebiete. Ja, das alles mußte man unterstützen. Man hatte ja eine Mission. Und schon der armen Viky zu Liebe — so wurde Viktoria zumeist genannt — schon ihretwegen, die ja doch nicht mehr heiraten würde (nicht daran zu denken!) durfte man derlei nicht gering achten.

Die arme Viky! Sie war immer unhübsch gewesen und unliebenswürdig; früher schon als notwendig die richtige alte Jungfer. Durch den frühen Tod der Mutter

war sie bei Zeiten selbständig geworden und später stieß sie die Männer ab durch ihr herbes, fast männliches Wesen. Und so viel Geld, um trotz ihrer unliebenswürdigen Eigenschaften an den Mann zu kommen, war ja nie vorhanden gewesen. Liselotte war noch zu jung, um ans Heiraten zu denken. Blieb noch Luise mit ihrer einigermaßen dunklen, romanhaften Liebe. Ja, über diese Sache hatte er noch gar kein Urteil; das mußte man sich überlegen.

Überhaupt, was bekamen die Mädchen denn eigentlich mit? Er wußte es selbst nicht genau, er mußte doch einmal mit dem alten Rentmeister reden. Das war wohl nicht angenehm, Achim war ja zu unwissend in allem, was geschäftlich zu erfassen war. Und da er nun doch der Herr war, genierte er sich ein wenig vor dem Alten, den er immer etwas herablassend behandelt hatte. Aber es half nichts. Achim überwand die falsche Scham; ja, er sagte sich, es sei am besten, sich so zu geben, wie er war: in völliger Unkenntnis über die Lage des Hauses, und auf den Rat des treuen Dieners zu hören. Nächste Woche mußte er, Achim, nach Berlin, mußte mit dem Anwalt konferieren und da durfte er nicht ohne genauen Überblick kommen.

So begab er sich in den kleinen Flügelbau, in dem das Verwaltungsbureau lag. Es waren sehr bescheidene weißgetünchte Räume, wie sie für solche Zwecke auf dem Lande üblich; und in ihnen waltete ein sehr bescheidener alter Mann, der dem gräflichen Hause nun seit fast vierzig Jahren diente. Zwar, er hatte schon immer den gebührenden Respekt für den Sohn seines Herrn gehegt, aber er ermangelte doch auch einer gewissen Festigkeit nicht — vielleicht eine Folge des unbedingten Vertrauens, das ihm der Seelige allezeit bewiesen.

„Lieber Gehrke,“ begann Achim, „ich wollte doch einmal mich mit Ihnen aussprechen über unsere Lage . .

Mein armer Papa hat leider nicht mehr Zeit gehabt, mir genau darzulegen, wie denn die Dinge stehen."

Der pflichtgetreue Beamte war schon darauf vorbereitet, hatte seine Bücher selbstverständlich ganz in Ordnung. Ohne viel Umschweife gab er ein Exposee: Auf dem Gute lasteten doch namhafte Hypotheken, deren nicht immer billige Zinsen den Gesamtertrag schon wesentlich beeinträchtigten. Dazu kam, daß der Pachtvertrag mit Herrn Weyer, genau gesehen, nicht eben vorteilhaft war. Der selige Herr Baron — man pflegt in Preußen die wirklichen „Freiherren", zum Unterschiede von jenen, die nur das einfache Adelsprädikat besitzen, „Baron" zu nennen — habe bekanntlich das ganze Rübenareal zu einem verhältnismäßig billigen Preise verpachtet. Nun laufe dieser Vertrag zwar demnächst ab, aber mit Rücksicht auf die zwei Mißernten, die Weyer eben gehabt, sei der Zeitpunkt für eine Steigerung kaum der rechte. Andererseits waren in wenigen Tagen — Ultimo — Wechsel fällig. Der Selige befand sich beim letzten Jahresabschluß in einiger Verlegenheit, und da man weitere Hypotheken nur mit schweren Opfern bekommen konnte, nahm er das Erforderliche darlehnsweise auf. Natürlich, dem alten Herrn, mit seinen vielfachen guten Beziehungen, wäre es zweifellos gelungen, die Wechsel decken zu können. Leider sei er vor der Zeit abgerufen worden. Nun würde es immerhin sehr schwer werden, das Geld anzuschaffen. Denn wie gesagt, neue Hypotheken würden unverhältnismäßige Opfer kosten, vielleicht gar nicht zu haben sein. Glücklicherweise blieb für den Augenblick noch ein Ausweg. Man hatte ja ein Guthaben von etlichen Tausend Mark bei Herrn Weyer; das müßte man nun einziehen.

„Das möchte ich nicht gern," wandte Achim ein, „gerade jetzt, wo der Mann Verluste gehabt hat."

„Ach, der kann schon zahlen, Herr Baron, der hat

sein Schäfchen längst im Trocknen. Hat er doch den Pacht seit zehn Jahren für ein Butterbrot gehabt. Und ausgenützt hat er ihn weiß Gott auch," fügte Gehrke unmutig bei; es hatte ihn immer gewurmt, wie sein „gnädiger Herr" da eigentlich das Geld zum Fenster hinauswarf.

Achim dachte nach. Man hatte die Weyers immer nur begönnert, schon damals, als Weyer noch als Oberinspektor auf Rochlitz in Brot und Lohn stand. Aber am Ende, wenn es gerade sein mußte . . .

„Ich möchte zunächst doch noch versuchen, mir anderweitig Geld zu beschaffen. Übrigens — was ist uns denn Weyer schuldig?"

„Das ist es ja eben!" stieß der Alte beinahe heftig hervor, „ich kann es nicht genau sagen!"

Es stellte sich heraus, daß niemand Genaues darüber wußte; nicht einmal die Zinsen waren durch des alten Gehrke Hände gegangen — auch so ein Punkt, der den gewissenhaften, beinahe engherzigen Beamten immer verdrossen hatte. Man hätte doch nach den Zinsen das Kapital berechnen können. Und nun wußte man kaum, ob auch nur ein Schuldschein existirte. Soviel stand fest: der Selige hatte seinem Pächter einmal einige tausend Thaler vorgeschossen — damals, als Weyer die Fabrik baute. Anfangs waren auch regelmäßige Zahlungen eingelaufen und gebucht worden. Ob das aber Zinsen waren oder Abzahlungen — wie überhaupt das ganze Verhältnis lag, das konnte nur aus privaten Aufzeichnungen des Herrn Barons hervorgehen. Mit großem Respekt bemerkte der alte Gehrke, der Selige habe doch eine gar zu offene Hand gehabt. Denn dieser Weyer sei ein leichtsinniger Gründer, vielleicht sogar ein Schwindler. Aus dem Alten sprach das Mißtrauen eines pedantischen Subalternbeamten, der niemals etwas vor sich gebracht hatte, bis auf einen schmalen Not-

pfennig, während dieser Weyer, dieser Streber, der früher weniger war wie er, sich jetzt stolz „Fabrikant" nannte, ein großes Tier geworden war.

Achim teilte dies Mißtrauen nicht; er hatte im Gegenteil in seinem unklaren Idealismus etwas wie Sympathie für den modernen Mann, der so sichtlich vorwärts gekommen — er wollte ihm gern weiter förderlich sein. Dazu mußte man ihm vor allem das Geld belassen, das er schuldete. Nur sollte die Sache wenigstens klar gestellt werden. Es war allgemein bekannt, daß die Fabrik im Wesentlichen von dem Gelde des Freiherrn errichtet worden. Weyer hatte anfangs nur mit Zuckerrüben gehandelt, d. h. er hatte außer dem eigenen Ertrag auch kleinere Posten aus der Umgebung aufgekauft. Nach und nach aber vergrößerte sich das erpachtete Pachtareal und als nun ein Paar glänzende Ernten die Schuppen und Scheuern überfüllten, entschloß er sich, selbst eine Fabrik zu bauen, statt an andere Fabriken zu verkaufen. In den ersten Jahren sollte denn auch der Ertrag großartig gewesen sein; dann kamen ein Paar schlechte Jahre, schließlich zwei wirkliche Mißernten. Und deshalb hatten auch die Zahlungen aufgehört.

„Der Mann ist mir gut," hatte der Selige gesagt; und als es noch schlechter ging, meinte er: „Man muß ihn in Ruhe lassen! Ich mache keine solchen Geschäfte, aber es muß Leute geben, welche sie machen."

Und Achim hatte nicht weiter darüber nachgedacht, um so mehr, als Weyer auch Söhne hatte, mit denen man ab und zu verkehrte. Nun aber war unbedingt Klarheit nötig. Allerdings, der Gedanke, „Herr im Hause" zu sein, der ihn wie ein Rausch überkommen hatte, begann schon wieder zu verfliegen. Eine merkliche Ernüchterung trat nach der Unterredung mit dem alten Gehrke ein. Auch das Herrsein hat doch wohl seine Schattenseiten.

Achim mußte sich sagen, sein Haus stand nicht eben gut, es war stark, wenn auch vielleicht nicht übermäßig verschuldet. Mit großer Vorsicht, mit Sparsamkeit konnte man allenfalls durchkommen. Und in dieser ernsten Stunde fühlte Achim, daß weder geschäftliche Umsicht noch Sparsamkeit die starke Seite seines Wesens war. Vielleicht konnte man beides noch erlernen — es mußte ja wohl sein.

Vor allem galt es also, Deckung für den demnächst fälligen Wechsel anzuschaffen. Schon das würde ihm sehr sauer werden; denn so oft er bisher Geld gebraucht, hatte der gütige Vater es ihm zur Verfügung gestellt. Aber schließlich, zweitausendfünfhundert Mark — das konnte ja so schlimm nicht werden. —

Zwei, drei Wochen waren vergangen. Achim hatte inzwischen sein Abschiedsgesuch eingereicht, mit der Motivirung, er sehe sich gezwungen, selbst die Verwaltung seines Gutes in die Hand zu nehmen. Auch mit Gehrke hatte er fleißig gearbeitet, hatte mit dem Inspektor die Felder abgeritten, ließ sich jetzt auch in den Schafställen einmal blicken (wo bei weitem nicht alles stand, wie es sollte) — kurz, er begann es ernst zu nehmen. So gar aussichtslos lag die Sache auch wohl nicht; eine gute Mittelernte war zu erwarten, auch sonst ließ sich vieles nachholen, was der Selige in seiner vornehmen Lässigkeit versäumt hatte.

Aber das Geld für den Wechsel hatte er noch nicht auftreiben können. Nicht zu glauben, wie schwer dergleichen manchmal wird. Und Weyer rührte sich gar nicht, nahm gar keine Notiz von den veränderten Umständen. Er schien weder an seine Schuld, noch an die bevorstehende Erneuerung der Pachtverträge zu denken.

Ein paar Freunde, bei denen Achim leise angeklopft hatte wegen der kleinen Summe, die er für den Augenblick so dringend brauchte, gaben ausweichend Antwort.

„Ja, wenn Du vor acht Tagen gekommen wärest! Aber heute — heute sitze ich selbst wieder fest!“ Oder: „Unsinn, Achim — wie solltest Du wohl ernstlich wegen solcher Lappalie in Verlegenheit sein!“ Ja, sogar Leute, bei denen Achim bis dahin stets auf seines Vaters Bürgschaft ohne weiteres Geld bekommen hatte, waren nicht zu haben. Etwas wie eine Witterung mochte ihnen sagen, daß sie die Kreditwürdigkeit des alten Rochlitz wohl überschätzt haben mußten, wenn es jetzt schon Verlegenheiten gab . . .

Wie gesagt, es war sehr viel schwerer, als Achim jemals geglaubt hätte. Dazu zeigte die Verlassenschaft bei genauerer Durchsicht sich immer weniger erfreulich; es war nicht gerade Unordnung, was den letzten Abschluß so erschwerte, aber des Vaters Art sprach sich doch in hundert kleinen Fahrigkeiten aus. Was nicht der alte Gehrke in seinen Büchern hatte, war überhaupt nicht festzustellen. So auch war es bisher nicht gelungen, den Schuldschein Weyers aufzufinden. Und Achim hatte mit Luisen alle Papiere des seligen Vaters sorgsam durchstöbert.

Was hatte der alte Herr nicht alles verwahrt! Ganze Berge von Briefen der Jagdfreunde — die Menus der letzten zehn Jagdfeste fand man fein säuberlich gebunden vor. Anerkennungsschreiben von irgend einem erbgesessenen Herrn, worin dieser sich für die empfangenen Ananas bedankte — auch allerlei nur im Manuskript existirende Humoristika recht drastischer Art — nur wenig oder gar nichts Geschäftliches. Weyer betreffend, kam nur ein uraltes, für den Oberinspektor Weyer ausgestelltes Dienstattest zum Vorschein, das Herr von Rochlitz selbst geschrieben, und das augenscheinlich nicht abgeholt worden war. Dem „pp. Weyer“ wurde darin das Zeugnis eines Musters von Rechtschaffenheit, Pflichttreue und Tüchtigkeit erteilt und ihm für seine

fernere Laufbahn die volle Sympathie seines bisherigen Brotherrn zugesichert.

Pietätvoll wurde auch dieses Blatt mit anderen, von der Hand des Verstorbenen herrührenden Schriftstücken sorgsam aufbewahrt.

Wieder und wieder forschte Achim nach irgend einem Dokument, welches über das Schuldverhältnis Aufschluß geben könnte — vergebens. Er empfand etwas wie eine leise Abneigung gegen diesen Mann, die merkwürdigerweise durch das glänzende Zeugnis fast noch verstärkt wurde. Weyer war ihm nie sympathisch gewesen. Vor allem hatte Achim nie so ganz unbedingt an die Ergebenheit dieses kühlen artigen, überaus korrekten Menschen geglaubt. Dem seligen Vater, der sich doch noch mehr als Aristokrat fühlte, war mit einer gewissen Servilität leicht beizukommen. Der modernere Achim wurde davon unangenehm berührt. Dazu kam noch eine leichte Eifersucht gegen Rudolf Weyer, den ältesten von den zwei Söhnen des Pächters. Man hatte vielfach behauptet, Rudolf bewerbe sich um Ewaldine von Goltz, und die bloße Vorstellung, daß dies möglich, trieb ihm, Achim, das Blut in die Wangen.

Dies märchenhaft schöne Mädchen — und dieser unliebenswürdige, unhübsche Mensch — der Sohn eines „Roturiers“ — es war unausdenkbar. Freilich, er war Rechtsanwalt beim Landgericht in Berlin, aber das war doch noch lange keine gesellschaftliche Stellung . . . Im Gegentheil, Achim fand jetzt, daß er immer Antipathie gegen diesen Stand gehegt hatte.

Viel näher stand ihm Weyers zweiter Sohn, Paul, der Student. Der war zudem auch Reservelieutenant, während Rudolf nicht gedient hatte. Paul war ein umgänglicher heiterer Mensch, der nie ein Hehl daraus gemacht hatte, daß er den Verkehr mit den Rochlitz angenehm und erfreulich fand. Allerdings, die servile

Artigkeit seines Vaters hatte auch Paul Weyer nicht, aber darauf legte ja Achim ganz und gar keinen Wert. Zumal, wenn, wie bei Paul, nicht Schroffheit und Hochmut dafür sich geltend machten. Das war nämlich bei Rudolf Weyer sicher der Fall. Ein unleidlicher Bursche, dieser Rudolf. Ärgerlich, daß er der Anwalt der Rochlitz war. Nun das würde man ja gelegentlich abstellen können.

Man stand zwei Tage vor dem letzten des Monats, dem Fälligkeitstage des bösen Wechsels. Und noch immer hatte man das Geld nicht beisammen. Niederträchtig, wenn man doch reichlich so viel an Forderungen auszustehen hat.

Es blieb nichts übrig, man mußte zu Weyer gehen, mußte die Schuld einfordern. Das fand auch Viki völlig in der Ordnung. Natürlich, man mußte die Sache klarstellen — mußte vor allem sich sein Geld holen, bevor man einen Wechsel nicht bezahlte.

Und Achim beschloß, persönlich bei Weyer vorzusprechen; das war im Sinne des Seligen gehandelt, der sich immer freundschaftlich gegen die Weyers gezeigt hatte. Sogar Viki meinte, man dürfe nicht brieflich mahnen.

Nur Liselotte behauptete, Weyer hätte jetzt kein Geld — er könne jetzt nicht zahlen, auch wenn er wollte.

Passiv verhielt sich in der ganzen Angelegenheit Luise; die träumte nur so hin mit ihrer geheimen Liebe, die sie aus Berlin mitgebracht. Das macht andere Sorgen, als das bißchen Geld.

Um so lebhafter kümmerte sich Liselotte auch um den Fall Weyer. Sie fing überhaupt an, sehr lebhaft Anteil zu nehmen, so daß Achim manchmal ungeduldig wurde.

Er hatte seine Plage mit den Schwestern. Viki

wetterte und zankte mit den Dienstboten, Luise weinte und träumte — Liselotte aber war klüger als alle. Um die Wirtschaft „zerriß“ sie sich nicht, das sei veraltet, meinte sie. Dergleichen darf man um Gotteswillen nicht ernst nehmen. Man kann ja seine wirtschaftlichen Grundsätze haben — warum denn nicht? — aber selbst mit anfassen — lächerlich!

Darob natürlich wieder großes Mißvergnügen bei Viki, bei dieser robusten Person, der keine Arbeit recht gemacht wurde, wenn nicht sie selbst mit zugegriffen hatte. Sie waren eben ganz differierende Typen. Viktoria die Hausfrau alten Stiles; Luise ganz verliebt, aber sie wollte durchaus nicht sagen, in wen. Ein Großer, Hoher war es, einer, der hoch über ihr stand — schier unerreichbar . . .

„Hoffentlich doch kein Prinz,“ meinte Achim lächelnd. „Dazu, Luischen, bist Du nicht schön genug!“

Und Liselotte endlich, die Vertreterin des modernen Frauenschlages, den Achim kaum dem Namen nach kannte. Sie ging und kam, wie sie wollte, kaufte sich Bücher nach eigener Wahl, und eines Tages gelangte nach Rochlitz die unerhörte Kunde, sie sei mit Paul Weyer allein spazieren gegangen.

Zum erstenmal spielte Achim nun wirklich den Herrn im Hause, schalt heftig mit seiner kleinen Schwester, die mit ihrem zierlichen Figürchen und dem kleinen, edlen Kopfe sehr gelassen zuhörte.

Sie hatte so ganz gewöhnliche, graue und doch so kluge Augen und ein so feines Lächeln um den etwas großen Mund.

„Sei doch vernünftig, Achim,“ sagte sie, nachdem er geendet,“ vertrage Dich lieber mit mir. Ich mache ja doch, was ich will.“

„Aber, Kind . . .“ rief er ganz erschrocken.

„Siehst Du, lieber Bruder, Du hast — und das

ist ja natürlich — noch ganz veraltete Ansichten. Ich bin eben eine Frau der Zukunft. Lache nicht, mein lieber Achim — lache nicht! Ich werde heiraten und zwar, wie ich will! Also, ich bin eine Frau der Zukunft — in jedem Sinne. Ärgere Dich nicht — es kann sein, daß ich den Paul Weyer zum Manne nehme. Denn aus dem Aristokratischen mache ich mir nicht so viel! (Sie schlug ein Schnippchen). Natürlich nehme ich ihn nur, wenn er etwas Vernünftiges wird — darauf darfst Du Dich verlassen, Achim, obgleich ich erst siebzehn Jahre alt bin. Aber laß mich in Ruhe! Ich sorge für mich und meinen Ruf . . . wenn ich Dir doch mein Wort gebe, lieber Junge!"

Achim wollte lachen, aber es ging nicht recht. Die Energie dieses kleinen Mädchens wirkte ganz erstaunlich auf ihn. Immerhin, er durfte doch nicht schweigen.

„Das hast Du alles nur aus Büchern," sagte er verweisend, „ich weiß allerdings nicht, aus welchen, aber schlecht sind sie jedenfalls. Es giebt viel mehr Gefahren für ein junges Mädchen, als Du zu ahnen scheinst!"

„Die alte Geschichte, lieber Achim! Erst soll man nichts wissen, nichts erfahren, und nachher wird einem vorgeworfen, daß man nichts weiß! Aber sei beruhigt, ich weiß ganz genau, wem ich vertrauen darf und wem nicht. Dem Paul Weyer, siehst Du, dem vertraue ich — unbedingt. Und wenn er in drei Jahren eine Existenz hat, so heirate ich ihn."

Achim lächelte; die Sache war also noch nicht bedrohlich.

„Drei Jahre, meinst Du? Nun, inzwischen können wir's uns freilich noch überlegen. Aber, denke an Deinen Ruf . . . . ."

„Schick' mich doch fort, Achim, wenn ich Dich hier kompromittire."

Wieder starrte Achim sie erschrocken an.

„Liselotte — um Gotteswillen! — Du bleibst hier, mußt hier bleiben — was fällt Dir ein?“

„Nun denn, so sei vernünftig und mach' keine Faxen!“

Das war ja ein schreckliches Mädchen. Wie hatte denn der Papa so etwas heranwachsen lassen können!

Ach, es machte Sorgen, der Herr im Hause zu sein. Da Luisens geheimnisvoller Liebesroman und hier Liselottens modern-vernünftiges Heiratsprogramm — wie sollte er sich dazu verhalten!? Sein Herz neigte zu Toleranz und Nachgiebigkeit. Vielleicht war an den Dingen auch gar nichts zu verhindern. Aber andererseits, war es nicht doch seine Pflicht als Bruder (und als Herr!) gegen die offenkundigen Thorheiten zu opponiren?

Bei alledem drängte der Augenblick. Es blieb nichts anderes übrig, nun mußte zu Weyer gegangen werden. Der Wechsel war morgen fällig.

Langsam wanderte er dem Städtchen zu, daß man durchschreiten mußte, um zu der Weyerschen Besitzung zu gelangen. Erst wenn man den alten massiven Turm, der noch aus dem 14. Jahrhundert stammte, umgangen hatte, sah man Weyers hübsches, in rotem Ziegelbau aufgeführtes, neues Wohnhaus hinter zierlichem, schmiedeeisernem Gitter liegen. Dahinter erhob sich das imposante Fabrikgebäude, auch erst im letzten Jahrzehnt entstanden. Die Gegend rings umher war flach und eintönig; weit hinaus schweifte der Blick über nichts als Zuckerrübenfelder.

Schon seit Anfang des Jahrhunderts hatte sich der Rübenbau hier zu Lande kräftig entwickelt und Magdeburg, die nächste große Stadt, war der Hauptvermittlungspunkt für den Rübenhandel geworden. Bis vor etwa zehn Jahren wurden auch die Rochlitzer Rüben nach

Magdeburg verkauft, bis Achims Vater sich eines Tages, teilweise aus Bequemlichkeit, hatte bestimmen lassen, sein beträchtliches Areal an den ehemaligen Inspektor Weyer zu verpachten. Was verschlug es dem alten Rochlitz, daß er damit allen Gewinn aus Händen gegeben? Er mochte mit den „Juden“ — auch mit den christlichen — die ihm den Hof stürmten, wenn es zur Ernte ging, nichts zu thun haben. Und nun hatte der frühere Inspektor Weyer hier selbst eine Fabrik errichtet, anfangs mit geborgtem Gelde, später, nach einigen guten Jahren, konnte er das villenartige Wohnhaus bauen — er galt jetzt für einen Mann in wohlgeordneten Verhältnissen. Und dazu hatten die paar tausend Mark aus der Kasse der Rochlitz den Grund gelegt, dasselbe Geld, welches jetzt Achim so schmerzlich fehlte. Der Vater freilich, der alte Rochlitz, hatte damals das Geld leicht entbehren können; die Bedürfnisse waren verhältnismäßig gering und sein Haus wohl bestellt gewesen. Das hatte sich inzwischen geändert, nicht zuletzt durch Achims kostspielige Lieutenantszeit.

Die Weyersche Fabrik war wie gesagt rasch erblüht. Freilich, im Augenblick stockte das Geschäft; man hatte eine Anzahl fremder Arbeiter entlassen müssen. Mißernten, Überspekulationen mit dem fertigen Erzeugnis und vor Allem die allzu schnelle Anschaffung neuer, sehr kostspieliger Maschinen sollten die Schuld daran tragen. Aber Weyer hatte etwas hinter sich gebracht, das stand außer allem Zweifel. Unter den vielen, einfältigen, gedankenlosen Inspektoren einmal einer, der sein Geschäft verstand. „Aber,“ so dachte Achim auf dem Wege durch das Städtchen, „könnte man denn dies industrielle Geschäft nicht auch erlernen? Und sich damit emporbringen? Gott — was dieser Weyer kann . . . . .“

Auf einmal waren alle diese klugen Gedanken wie weggeblasen. Achim schritt eben über den Markt, bog

um jene Ecke, die von dem Goltz'schen Hause gebildet wurde.

Der Bürgermeister von Mansburg, Herr Ewald von Goltz, war ein pensionierter Hauptmann, ein Mann aus der alten Schule, der nicht um die Majorsecke gekommen. Man hatte ihn hier zum Bürgermeister gewählt, weil die Stadt ein kleines benachbartes Bad mit einem großen Militärkurhause in eigener Verwaltung hatte. Widerwillig nur trug der etwas hochmütige Mann seine bescheidene Existenz, die trotz der Offizierspension, trotz der Zinsen aus dem Vermögen seiner Frau (davon war einst die Kaution bestellt gewesen) und einschließlich des Bürgermeistergehalts von zweitausendzweihundert Mark eine beinahe kümmerliche genannt zu werden verdiente; zumal es einen Sohn des Hauses gab, der es nicht lernen wollte, für sich selbst zu sorgen.

Herr von Goltz bewohnte ein einstöckiges, langgestrecktes Haus, wie man sie in den Hauptstraßen entlegener Sommerfrischen findet; schmucklos und stillos, aber geräumig und anstoßend an ein hübsches Gärtchen, dessen altmodischer lebendiger Zaun ein Stückchen der Seitenstraßenfront bildete.

Hinter dieser Rotdornhecke nun ertönte plötzlich eine Stimme, die Herrn Achim von Rochlitz das Blut zu Herzen trieb — zu Herzen und dann wieder in die Wangen. Waldine lachte da drinnen! Und die mühsam durch die Trauer bekämpfte Leidenschaft wallte in dem jungen Manne auf. Seine Pulse flogen. O, mein Gott, wie wahnsinnig er dies Mädchen liebte, wie er nach ihr lechzte, mit ganzer Seele, mit allen Sinnen!

Er war dabei modern genug, sich zu sagen, daß er eigentlich ein Thor sei.

Sind vernünftige Leute so verliebt? Er hatte die Moral seiner Kreise voll im Bewußtsein, diese Moral, die nur gemeinhin zwei Wege offen läßt: entweder ein

Mädchen, daß man im geeigneten Augenblick ohne besondere Opfer wieder los wird — eine Geliebte — oder die Geldheirat. Aber sein Herz war stärker, als die anerzogene Empfindung. Er liebte die schöne Waldine, dieses bildschöne, blutarme Ding, die doch die Verehrung einer Prinzessin verlangte. Ja, sogar sein guter, seliger Vater hatte die Verliebtheit des Sohnes begriffen.

„Junge," sagte er, „behalt' den Kopf oben! Du richtest Dich zu Grunde durch diese Heirat! Du brauchst Geld und noch einmal Geld!"

Gleichviel, Waldine Goltz mußte sein werden. Er würde sich halten, sich rangiren, irgend etwas beginnen, was Geld trägt.

Und schon lugte er durch die Rotdornhecke. Das war unwürdig, aber er konnte nicht anders, denn sie, Waldine, lachte noch immer. Wie konnte sie lachen, wenn er trauerte?

Ach, sie war so schön, so jung — eine Königin im Kleinen. Sie spielte Kegel mit der jeunesse doree von Mansburg; ein paar Studenten, die eben auf Ferien hier waren. Paul Weyer befand sich nicht unter den jungen Leuten.

Hier von seinem Beobachtungsposten aus gewahrte Achim nur noch irgend ein kleines Gänschen aus der Stadt, eine Honoratiorentochter, die man eigentlich gar nicht sah neben Waldinen. Ach, Waldine! Sie hatte ein verwaschenes, unmodernes rosa Battistkleid an, wie es eine ärmste Nähmamsell in Berlin nicht getragen hätte, dazu trug sie eine Sammethaarschleife, die man sonst auch nirgend mehr sah. Und doch — und doch — auch in Berlin, auch in dieser Tracht wäre das Mädchen überall aufgefallen durch ihre Schönheit. Ein wunderbares Gesicht mit fein gebogener Adlernase, mit seltsam nah aneinander gerückten großen, grauen Augen, mit einem lächerlich kleinen Munde; dazu ein tiefes, sattes

Inkarnat und wunderbares blondes Haar! und wie sie sich bewegte, wie sie sich gab, wie sie spielte mit diesen dummen Jungen und sie dabei kaum ansah, nur so zu ihrem eigenen Vergnügen. Sie warf eben die Kugel und sprang graziös zurück; ihre Halbschuhe waren geflickt — arme verwunschene Prinzessin!

Achim erhob sich jetzt aus seiner gebückten Stellung; ihm wurde schwül zu Mute, und schon auch hatte man ihn bemerkt. Der Herr Bürgermeister stand an einer etwas schadhaften Stelle des Zaunes, die lange Pfeife im Munde; wenige Minuten später befand sich Achim in dem kleinen, nicht sehr gepflegten Gärtchen.

Eine ganz bürgerliche Gesellschaft. Die Frau Bürgermeisterin strickte, was ihr Zeit ließ, das junge Volk zu beaufsichtigen. In der Laube stand auf einem rot gedeckten Tische das Kaffeeservice und ein Korb mit dünn geschmierten Buttersemmeln; auch die Flasche mit dem hier landesüblichen Kornschnaps fehlte nicht, aber es sah doch alles recht gewöhnlich aus. Natürlich wurde der Baron mit großem Respekt empfangen; er war ja der Gutsherr und Kirchenpatron. Man unterbrach die Kegelpartie, die Gesichter legten sich in ernste Falten.

Es war zum ersten Male seit dem Todesfall, daß Achim sich unter das Volk begab. Man ließ nicht nach, bis er in der Laube Platz genommen. Waldine, die ihm stumm die Hand gereicht hatte, saß schweigend dabei, als von dem Seeligen gesprochen wurde. Um ihre Gäste kümmerte sie sich nicht weiter, sie galt als hochmütig, wie ihr Vater, und man mochte solches Betragen bei ihr gewohnt sein.

Der Bürgermeister hatte noch einen Gast aus Berlin, einen sehr ernsthaft aussehenden Herrn, Ingenieur Weber. Wie sich herausstellte, wollte er über den Stand der Zuckerrüben Erhebungen anstellen — im Interesse eines Konsortiums, das hier eine neue Zuckerfabrik zu errichten gedachte.

Achim lehnte eine Erörterung darüber ab. Es bestand ja hier ein derartiges Unternehmen, das einem früheren Untergebenen seines Hauses gehörte. So konnte also er, Achim, eine Konkurrenz nicht befürworten; außerdem sei wohl der Zeitpunkt schlecht gewählt, man habe ja im vorigen Jahre eine totale Mißernte zu verzeichnen gehabt.

Der fremde Herr ließ die Sache fallen, da überdies Achim kaum hinzuhören schien. Der hatte Anderes zu thun. Er verschlang Waldine mit den Blicken, lechzte nach dem Augenblick, einige Worte mit ihr sprechen zu können. Sonderbar — er hatte das Gefühl, als müsse es heute sein, als müsse er sogleich sich Klarheit darüber schaffen, ob er etwas bei ihr zu hoffen hatte.

Wie sie so dasaß, nun auf einmal mit niedergeschlagenen Augen, sie, die vorhin so übermütig gelacht, wie sie gar nicht mehr an ihre Gäste zu denken schien — sich gar nicht rührte — fühlte sie seine Gegenwart so mächtig?

Nicht länger vermochte Achim dies gespreizte, spießbürgerliche Gespräch zu ertragen; er brach fast unvermittelt auf, er habe noch einen dringenden Geschäftsgang.

Die gebundene Reihe löste sich. Der Herr Bürgermeister erhob sich mit der gewohnten Feierlichkeit, die Frau Bürgermeister legte den Strickstrumpf fort, die junge Gesellschaft näherte sich. Nun begann ein umständliches Verabschieden — keine, keine Möglichkeit ein Wort mit Waldinen zu wechseln.

Da kam ihm ein glücklicher Zufall zu Hilfe, der Gott der Liebenden, wie man so gern sagt. Kreischend und heulend stürzte ein schmutziges kleines Dienstmädchen aus dem Hause:

„Lolo — Lolo ist hinausgeflogen — ach Gott — Lolo!“

Lolo, das war der stadtbekannte, ruppige Papagei der Frau Bürgermeisterin. Er pflegte öfter einmal zu

entwischen, und das war immer ein Ereignis für das Städtchen; da er jedoch nicht weit fliegen konnte, so wurde er immer wieder eingefangen.

Die Dame des Hauses keifte mit dem Dienstmädchen, das auf den süßen Kerl nicht genug achtgegeben — die jungen Leute machten sich dienstbereit auf die Jagd — sogar der Bürgermeister der wohl ein wenig unter dem Pantoffel stand, ging mit wichtiger Amtsmiene auf die Sache ein. So konnte schließlich auch der Ingenieur nicht anders, als ein gewisses Interesse heucheln.

Nur Waldine blieb ruhig und gelassen. Jetzt, da sie allein waren, hob sie die Lider und sah mit ihren großen schönen Augen dem Gast ins Gesicht. Sie errötete, bevor Achim ein Wort gesprochen hatte. Sie sah und verstand die auflodernde Leidenschaft im Gesicht des schmucken jungen Freiherrn.

„Fräulein Waldine", begann er endlich wie mit Anstrengung, „haben Sie kein einziges Wörtchen für mich?"

„Ich habe immer an Sie gedacht — immerzu, die ganze Zeit — wie Ihnen zu Mute gewesen sein mag . . ."

Sie sprach ein wenig hastig, aber in ehrlich bewegtem Tone.

„Wie mir zu Mute war? Sie wissen, ich habe meinen Vater sehr geliebt. Aber in diesen traurigen Tagen leuchtete mir ein — ein Stern der Hoffnung — der Stern meines Lebens . . . und das sind Sie Waldine . . ."

Flammenden Auges trat er auf sie zu. Sie wich zurück, auf einmal ganz bleich — sie war doch auf diese entscheidende Wendung nicht gefaßt.

„Schweigen Sie, Achim," stieß sie in fast flehendem Tone hervor, „ich bin ja nicht frei — wissen Sie denn das nicht?"

„Es ist nicht möglich", stammelte er zurücktaumelnd, „nicht möglich! Ihr Herz, das allein weiß ich . . ."

Sie unterbrach ihn mit leidenschaftlicher Gebärde.

„Es ist nicht eine Liebe des Herzens, was mich bindet“, kam es von ihren Lippen, „aber eine Schuld — eine Herzensschuld, wenn Sie so wollen . . .“

Lärmend nahte die übrige Gesellschaft. Lolo war schon wieder eingefangen; sein mißtöniges Geschrei verschlang das tiefe Aufstöhnen des Freiherrn Achim von Rochlitz.

* * *

II.

Karl Weyer, der Inhaber der Firma gleichen Namens, war, wie er gern von sich selbst sagte, jeder Zoll ein Mann des Fortschritts. Als Sohn eines Pächters geboren, von klein auf für die Landwirtschaft bestimmt, hatte er nur den kleinen Betrieb kennen gelernt. Er hatte auch keine anderen als praktische Studien gemacht — auf dem Gute des Baron von Rochlitz, bei dem er später eine Stellung als Inspektor fand. Hier erst waren ihm zum ersten Male Maschinen vor Augen gekommen; aber er hatte ihre Vorteile außerordentlich schnell begriffen — ja, es währte gar nicht lange, da stellte der junge Mann Betrachtungen darüber an, daß es eigentlich sehr unrationell war, die Rübenernte zu verkaufen oder gar zu verpachten; da hatten ja nur Pächter und Fabrikanten den Nutzen. Schon damals regte sich in ihm der Plan, einmal selbst eine Zuckerfabrik hier zu begründen und das erforderliche Rohmaterial möglichst selbst zu bauen. Eine kleine Erbschaft, die ihm unerwartet zufiel, ließ den Plan schnell zur That reifen. Und Weyer hatte Courage, er war merkwürdigerweise kein Philister geworden. Für sein Fabrikunternehmen wagte er den letzten Heller, belastete sich mit schweren Schulden, um nur ja unbedingt konkurrenzfähig zu werden; dazu durfte es nämlich nicht

an den neuesten und kostspieligsten technischen Behelfen fehlen. Weyer behielt Recht — die Sache schlug großartig ein — er konnte seine Schulden sehr bald abtragen, so wenigstens rühmte er sich gern laut.

Ja, das hatte der Fortschritt zu Wege gebracht. Natürlich stimmte Herr Weyer auch mit dem Fortschritt, im Gegensatz zu anderen Honoratioren des Ortes, besonders zu dem alten Baron, der der gemäßigt konservativen Partei angehörte. Trotzden blieben sie beide, der Baron und der Fabrikbesitzer, gute Freunde bis zu des ersteren Tod. Das war wohl mehr ein Verdienst des leichtlebigen, gutmütigen Barons, denn im Grunde bestand von altersher ein schroffer Gegensatz in ihren Anschauungen, der freilich früher nicht zum Ausdruck kommen konnte, weil Weyer von Herrn von Rochlitz abhängig war. Wenn er auch später nicht augenfällig wurde, so lag das, wie gesagt, durchaus nicht an Herrn Weyer, der war eigentlich, ohne es selbst zu wissen, ein ganz verbitterter Demokrat gewesen, so lange er direkt ums tägliche Brot sich plagen mußte. Erst, als es anfing, besser zu gehen, besann er sich darauf, daß nun ja ihn viele beneiden könnten, wie er stets den Baron und seinesgleichen beneidet hatte.

Aber wenn auch nicht in ihrem Verkehr, so machte sich der Gegensatz doch in den Dingen bemerkbar. Wie unmodern dieses alte langweilige Schloß mit seinen bequemen, aber antiquirten Möbeln, mit seiner Rampe und der Ziegelmauereinfriedigung, gegenüber dem eleganten Wohnhaus des Herrn Weyer hinter dem schmiedeeisernen Gitter, mit seiner fast luxuriösen Ausstattung, mit hochmodernen Patentöfen, elektrischem Licht und der zierlichen Fontaine im Vorgärtchen. Haus- und Kücheneinrichtung wiesen das Neueste auf — soweit es „praktisch" war; denn das Praktische war Herrn Weyers Steckenpferd. Am liebsten hätte er alles mittelst Maschinenkraft besorgen lassen; das war ja die stolze Frucht des Fortschrittes.

Die erste Frau Weyers, ein nicht unbemitteltes Bauernmädchen, war früh gestorben. Nüchtern, wie er auch darüber dachte, schritt er sehr bald zu einer zweiten Verheiratung, diesmal mit einer modern gebildeten Berlinerin, die ihre Rolle im Hause sehr korrekt spielte, deren stete Sehnsucht jedoch Berlin blieb. Jedes Jahr, im Frühling und im Herbst, ging sie auf vierzehn Tage nach der Hauptstadt zu ihren Verwandten. Diese zweimal zwei Wochen im Jahre „lebte" sie, denn in Mansburg konnte man nur vegetiren. Wenn sie heimkehrte, brachte auch sie immer eine Menge „Fortschritte" aus Berlin mit. Ihr Töchterchen war mittelst der, nach neuester Methode sterilisirten Kuhmilch aufgezogen worden, obgleich gute Ammen im Lande gar nicht selten. Aber der Vater, der sehr viel und besonders vielerlei gelesen, fürchtete die psycho-physische Vererbung durch die Ammenmilch. Ebenso wurde die Kleine von ihrem dritten Lebensjahre an mit kaltem Wasser behandelt, nach Kneipp'schen Prinzipien. Und das mußten sogar die Konservativen von Mansburg zugeben, daß Ilse Weyer ein prächtig entwickeltes Kind war.

Aus erster Ehe hatte Weyer zwei Söhne, und diese waren mit unnachsichtlicher Strenge erzogen worden. Der Vater selbst gestand zu, in diesem Punkte nicht modern zu sein. Aber Knaben, die schon mit Bewußtsein den wachsenden Wohlstand des Hauses erleben, müssen kurz gehalten werden. Was er nur selten und im engsten Kreise einräumte, war, daß seine Verhältnisse es lange Zeit hindurch nicht gestattet hatten, auch noch zwei Söhne außer dem Hause auf großem Fuße zu erziehen. Dazu waren seine eigenen Mittel denn doch viel zu klein gewesen. Und da er den Ehrgeiz hatte, möglichst schnell abzutragen, was er schuldig geworden, so hieß es, wenigstens an den Jungen sparen. Aus dieser Notlage entwickelte sich ein Grundsatz, der aller Welt imponirte. Wäre sein Eigentum anfangs nicht so vielfach belastet

gewesen, so hätte Weyer sich vielleicht den viel moderneren Grundsatz zurechtgelegt, halb erwachsenen jungen Leuten müsse man einige Freiheit lassen. So aber schnitt er diese Freiheit kurz ab. Seine Söhne blieben in ganz billigen Pensionen — auch als es ihm bereits erheblich besser zu gehen schien — und bezogen auf der Hochschule nur einen recht schmalen Zuschuß. Er wußte es am besten, daß seine ganze Existenz auf Mäßigkeit und Sparsamkeit stand, wie sehr auch das einigermaßen großartige Fabrikunternehmen zu anderen Annahmen verleitete.

Er schien Recht zu behalten. Beide Söhne hatten ihren Beruf nach seinem Wunsche erwählt. Rudolf war als Rechtsanwalt in Berlin etablirt, wozu das erforderliche Kapital dem Alten schwer genug aufzubringen gewesen. Dafür kostete jetzt aber Rudolf nichts mehr; er erhielt sich, wenn auch nicht ohne Mühe. Paul, der Jüngere, besuchte noch das Polytechnikum in Charlottenburg, hatte nun seine Studien bald beendet. Alle Welt wunderte sich, daß der junge, hübsche, lebenslustige Bursche mit dem knappen Monatsgelde auskam.

„Er macht's," sagte der Alte mit Stolz, „mein Ältester hat's ja auch gemacht."

Aber Rudolf war ein unansehnlicher Mensch, ernst, verschlossen, ja, etwas verdüstert. Ihm sah eine heroische Sparsamkeit ganz ähnlich, nicht aber dem Paul mit dem kecken Cerevis auf dem üppigen Lockenschopfe.

Er war übrigens diesmal nicht so lustig, nicht so übermütig, dieser Paul, wie sonst. Seit einigen Tagen, seit die Ferien begonnen, hielt er sich hier auf. Aber während er sonst seine Ferien benutzte, um alle möglichen Dummheiten zu vollführen — harmlose Dummheiten — saß er diesmal zumeist in seinem Stübchen und arbeitete; er stand kurz vor dem Examen.

Die Fabrik, an der er sonst lebhaften Anteil zu

nehmen pflegte, feierte zur Zeit, wie stets vor der Ernte. In diesem Jahre hatte der Betrieb überhaupt nicht die frühere Höhe erreicht. Es ging Herrn Weyer durchaus nicht nach Wunsch. Äußerlich freilich merkte man nichts, denn Weyer teilte sich seiner Familie nicht mit. Er war kühl, gelassen, undurchdringlich, wie immer.

„Mein Sohn Paul!" sagte er zu dem Diener, der eben die Post in Empfang nahm, pünktlich um dreiviertelsechs Uhr, wie an jedem Wochentage.

„Der junge Herr wird doch heute bei Bürgermeisters sein," erlaubte sich der Diener einzuwenden.

„Er ist auf seinem Zimmer."

Dort traf ihn der Diener nicht an; aber Paul war auch nicht bei Bürgermeisters, wo er sonst bei den Kegelpartien eine große Rolle spielte. Er schritt vielmehr unruhig im Garten auf und ab, als ob er etwas erwarte, achtete nicht auf seine kleine Schwester, die im Garten spielte, nicht einmal auf den Schießstand, an dem er sonst gar nicht vorüber konnte.

Dieser Garten übrigens war noch sehr jung, Baum und Strauch noch wenig entwickelt, aber seiner ganzen Anlage nach elegant, modern. In einem Rundbeet waren sehr teure, aber dauerhafte Blattpflanzen hübsch gruppirt; eine Spritze neuester englischer Konstruktion rollte automatisch über die Rasenflächen. Obst sah man fast keines, das war irrationell; man kam billiger fort, es aus Magdeburg oder aus Werder zu beziehen.

Die kleine Ilse spielte mit einem Hartgummiball, wie man ihn in Mansburg noch nicht kannte. Es standen immer ein Paar Straßenjungen da, die diesen buntglänzenden, hochspringenden Ball bestaunten.

Heute, da sich das Kind von dem „großen Bruder" Paul vernachlässigt sah, ließ es sich herbei, über das Gartengitter hinweg mit den Jungen zu spielen.

Auch Frau Weyer war nicht bei Bürgermeisters,

denn Frau von Goltz empfing die verheirateten Damen Sonntags, die jungen Leute Donnerstags. Frau Weyer spielte Klavier, deshalb überhörte Paul den ersten Ruf des Dieners.

Nun betrat der junge Mann das Haus, entschiedenen Schrittes wie immer.

Erst dicht vor der Thür zu seines Vaters Zimmer atmete er noch einmal tief auf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Aber was — den Kopf würde es ja nicht kosten.

Wie im ganzen Hause, so zeigte sich auch im Kabinet des Herrn Weyer eine ausgeprägte Nüchternheit. Alles glatt und blitzsauber und doch ohne heimlichen Reiz. Die elektrischen Klingeln schellten, denn in diesem Hause wurde nicht gerufen; wie man auch nicht lachte bei Herrn Weyer. Er selbst, er lachte nie, er war ein sehr ernster Mann, dessen Wesen auf den ältesten Sohn übergegangen zu sein schien. Frau Weyer war unzufrieden, die Dienstboten wurden streng gehalten. Nur Ilsen ward eine Ausnahme gestattet, sie durfte heiter sein. Man ließ ihr viel Freiheit; das war modern. Gerade jetzt, während Paul einen Augenblick vor der Thür gezögert hatte, hörte er draußen seine kleine Schwester jauchzen, die sich mit der lieben Straßenjugend von Mansburg amüsirte.

In dem schmucklosen Zimmer mit seiner hellen nüchternen Tapete, seinen teuren, aber dauerhaften Ledermöbeln, saß Weyer an einem großen, grünbezogenen Schreibtisch, der immer aussah, als wäre eben auch das letzte Blättchen Papier aufgearbeitet worden. Das Mikrophon zur Fabrik, das Sprachrohr zum Kontor, die stattliche Feuerfeste, ein sehr praktischer, verschließbarer Briefschrank — das war alles.

Weyer, ein starker Fünfziger, besonders wohl erhalten mit seinem braunen Haar und Bart, hatte ein

hübsches regelmäßiges, wenn auch physiognomieloses Gesicht. Man dachte immer unwillkürlich an eine Maske.

So ging es auch Paul jetzt, der gern ergründet hätte, wie weit der Vater schon wußte, was er nun doch würde erfahren müssen. Dies Gesicht war heute genau so undurchdringlich, wie sonst, ganz im Gegensatze zu Pauls offener Miene, aus der man jetzt eine leidenschaftliche Ungeduld las. Er war dem Vater überhaupt wenig ähnlich, war „aus der Art geschlagen".

„Du hast mich rufen lassen?" fragte der junge Mann und nahm neben dem Schreibtische Platz.

Schon das ärgerte den Vater. Wenn seine Söhne zu ihm berufen wurden, sollten sie stehen.

„Man hat mir berichtet," begann Weyer in strengem Tone, daß Du ohne mein Wissen, außer dem Hause, mit der jüngsten Rochlitz verkehrst — ist das wahr?" Dabei wandte er keinen Blick von einigen Papieren, die vor ihm lagen und die ihn mehr zu beschäftigen schienen, als die eben gethane Frage.

„Ja, Vater, aber das ist nicht der Rede wert. Ich habe ein einziges mal mit Fräulein Liselotte gesprochen, d. h. seit ich hier bin; auf dem Wege zum Friedhofe bin ich ihr begegnet."

„Gleichviel wann und wie oft," entschied der Vater, „auch einmal genügt unter Umständen. Ich wünsche nicht, Paul, daß Du Dich mit einer der Rochlitz einließest . . ."

Der junge Mann blickte erstaunt und fragend auf, so daß sein Vater sofort ergänzend hinzufügte:

„. . . bevor ich mich nicht sehr genau darüber informirt habe, was die Mädchen mitbekommen. Ihr müßt nach Geld heiraten, Du und Rudolf, denn ich bin nichts weniger, als ein reicher Mann. Wäre ich ein konventioneller Mensch (Weyer liebte es zuweilen, sich sehr gewählt auszudrücken), so müßte es mir schmeicheln,

Euch in die Familie meines ehemaligen Brotherrn hineinheiraten zu sehen; aber ich habe nicht diesen Ehrgeiz. Du bist auch noch viel zu jung, um Dich schon zu binden — das wäre mehr als unpraktisch! Also Du giebst mir Dein Wort . . ."

Der Jüngling war dunkelrot geworden, seine Augen flammten.

„Das kann ich nicht, Vater," stieß er hervor. „Ebensowenig freilich kann ich heute sagen, daß Liselotte meine Frau wird. Ich bin vor allem ihrer noch gar nicht sicher. Aber mein Wort kann ich, will ich nicht geben."

Weyer war aufgesprungen. Diese leidenschaftliche Auflehnung kam ihm gerade in diesem Augenblick völlig unerwartet. Der Zorn wallte in ihm auf, doch wußte sich der Mann zu beherrschen.

„Wenn ich nicht mehr Überlegung hätte, wie Du, so wäre die Sache sehr kurz abzuthun," sagte er. „Aber ich kann mir ja auch noch die Mühe nehmen, Dir auseinanderzusetzen, wie solche Studentenliebschaften ein Bleigewicht sind . . ."

„Ich danke sehr, Vater," versetzte der junge Mann, nun doch wieder respektvoll, „ich glaube Dir auch ohne dies. Dergleichen mag ja vernünftig sein. Nur meine ich, man dürfe unter Umständen den Mut haben, auch einmal etwas Unvernünftiges zu thun, wenn man sich nur dadurch beschwingt, angespornt fühlt."

„Lächerlich! Du sprichst ja wie ein Romantiker!"

„Ich weiß nicht, ob ich ein „Romantiker" bin, Vater, jedenfalls aber ein Mensch mit vollem lebendigen Empfinden — vielleicht sogar das, was man einen ganzen Kerl nennt."

Der Vater hatte nur ein leises, geringschätziges Lächeln zur Antwort, das den jungen Menschen schon wieder aus der Fassung zu bringen drohte.

„Ich — ich weiß ja, daß ich anders bin wie Du —

ganz anders; aber damit mußt Du eben rechnen, Vater."

Paul bemerkte selbst nicht, daß er mit einem gewissen Stolze sprach, in einem Tone, der ganz geeignet war, seinen Vater zu verletzen. Und er sollte doch eigentlich als Bittender vor ihm stehen.

„Sei, wie Du willst," fuhr ihn Weyer barsch an, aber so lange Du abhängig bist, hast Du Dich zu fügen . . . Ich meine, Du hättest allen Grund dazu."

„Gewiß — gewiß," lenkte Paul im Tone aufrichtigen Nachgebens ein, „ich wünschte ja nichts mehr, als mich mit Dir verständigen zu können."

„Laß die Redensarten," schnitt ihm Weyer das Wort ab, „Du hast nur zu gehorchen, weiter nichts."

Der junge Mann hatte sich erhoben, während sein Vater, jetzt wieder völlig ruhig, in gebieterischer Haltung an seinem Pulte saß.

„Ich habe Dir gehorcht, Vater, so lange es anging. Nun aber geht's nicht mehr — längst nicht mehr."

„Was willst Du damit sagen?" fuhr Weyer ihn heftig an, „doch nicht etwa, daß Du jetzt ernstlich an diese Rochlitz . . . . .?"

„Diese Rochlitz, das wäre wohl verfrüht, das sind zunächst nur Wünsche und Hoffnungen. Aber auch sonst konnte ich nicht so leben, wie Du es wünschtest, Vater, es war mir unmöglich."

„Das kann ich mir denken — Du hast Schulden gemacht! da sieh: Rechnungen und Mahnungen, die in meine Hände gefallen sind, darunter eine offene Karte — es ist empörend."

Noch einmal schöpfte Paul tief Atem, wie vorhin. Nun mußte es endlich vom Herzen herunter. Lange genug hatte es ihn bedrückt. Aber er begann doch leise, zögernd, als ob er fühlte, daß er eigentlich zu schweigen habe.

„Verzeihe, Vater, Du stehst den Dingen und Personen so ganz anders gegenüber, wie ich, ich möchte sagen, mit vorgefaßten Formeln, mit Grundsätzen. Solche Formeln aber und Schablonen sind nicht immer anwendbar, auch, wenn sie ein ganz modernes Ansehen haben . . . . . Rudolf hat sich Dir gefügt — — ich, Vater, ich kann es nicht, hab's nie recht gekonnt."

„Komm' doch zur Sache," fuhr Weyer wieder unwillig dazwischen, „was willst Du eigentlich sagen?"

„Du hast mir zu wenig Geld gegeben, Vater."

Diesmal schlug Herr Weyer mit der geballten Faust auf die grüne Schreibtischplatte, daß es dröhnte.

„Das ist nicht wahr," schrie er, „ich gab Dir ebenso viel, wie Rudolf, und der fand damit sein Auskommen."

„Ich konnte nicht ausreichen damit — — ich war es nicht im stande."

„Larifari! Es war alles genau berechnet."

„Zu genau, lieber Vater," sagte Paul mit bitterem Lächeln; „vielleicht nicht hinsichtlich der Summe, aber hinsichtlich der Lebensweise. Ich konnt' es so nicht aushalten."

„Du bist unverschämt!"

Der junge Mann zuckte zusammen. Es war schwer, zu dieser Beschimpfung zu schweigen. Aber er wischte sich nur den kalten Schweiß von der Stirn, hielt sich sonst tapfer.

„Du hast mir hundert Mark monatlich gegeben, Vater."

„Damit leben Tausende — von denen gar nicht zu reden, die nicht viel mehr als halb so viel haben — von denen, die von solchem Einkommen eine Familie erhalten müssen. Und auch Rudolf ist damit ausgekommen. Ich hatte Euch einen Etat gemacht, mit dem sich leben ließ."

„Ganz gewiß, Vater — man kann damit leben. Kein Mensch wird das bestreiten. Ich habe auch nur zwanzig Mark für mein Zimmer nebst dem Frühstück, nur fünfundzwanzig für das Mittagbrot, nur zwanzig für das Abendessen und zwanzig für Wäsche, Stiefel, Kleider im Durchschnitt ausgegeben. Da blieben fünfzehn Mark für „Diverses“ — wozu doch schließlich auch mancherlei gehört, was ich zu Studienzwecken brauche.“

„Das kann niemals fünfzig Pfennig auf den Tag ausmachen,“ beharrte der Vater. Er wußte sich sehr gut einer Zeit zu erinnern, wo er eine ganze Woche hindurch nicht fünfzig Pfennige für „Diverses“ ausgeben durfte.

„Es reichte nicht, Vater,“ versicherte Paul bescheiden, fast bittend, „es reichte wirklich nicht.“

„Allerdings,“ brach trotzdem Weyer zornig aus, „das reicht nur für einen mäßigen, nüchternen, vernünftigen Menschen, wie Dein Bruder ist, nicht für einen . . .“

Mit aufgehobenen Händen, beschwörend, fiel Paul dem zornigen Manne in die Rede, um ein neues Schmähwort abzuhalten.

„Sprich es nicht aus, Vater, das Wort — die Sache wird ja nur schlimmer dadurch. Für keinen Lumpen, wolltest Du sagen. Aber das bin ich nicht. Ich habe nur das Leben genossen, so wie ich dachte, daß ichs dürfte, daß es meiner künftigen Lebensstellung entspricht. Vielleicht sogar ab und zu etwas mehr. Aber nicht viel, Vater, nicht wesentlich. Ich bin jede Woche einmal ins Theater gegangen, habe Sonntags einen Ausflug gemacht, ich bin Schlittschuh gelaufen, habe geturnt und getanzt, verkehrte auch in Familien, brauchte öfter ein Trinkgeld, eine neue Kravatte, ein Sträußchen, ja wohl auch einmal eine Droschke. Ich gehörte einer studentischen Verbindung an. Eigentlich

gekneipt habe ich nicht, das macht mir kein Vergnügen; aber ab und zu einmal ein Glas Bier zur Unzeit — das ist vorgekommen. Und zu alle dem haben die fünfzig Pfennig, die mir täglich für „Diverses“ blieben, längst nicht mehr gereicht. Da hast Du mein ganzes Sündenregister!“

„Und wovon hast Du das alles bezahlt?“

„Ich habe Schulden gemacht, Schulden auf meinen Namen, Vater, die ich zu tilgen hoffe, wenn ich einmal auf eigenen Füßen stehe . . . Aber ich gestehe, man gab mir wohl nur Kredit, weil Du mein Vater bist. Trotzdem, das Geld war teuer und so bin ich bei meinen nur mäßigen Extravaganzen doch fast zweitausend Mark schuldig geworden.

Paul erschrak selbst über die Wirkung seiner in bescheidenem Tone vorgebrachten Worte. Dieser sonst so kühle, leidenschaftslose Vater — ach, blitzschnell begriff der junge Mann, wie sehr dem Vater die Autorität über seine Söhne ans Herz gewachsen war. Vielleicht sogar war das der Schlüssel zu seinem Charakter. Sein Vater bestätigte ihm das unbewußt, als er nun mit ungekannter, mühsam unterdrückter Heftigkeit ausbrach:

„Das ist schändlich! Niederträchtig! Ich hatte weniger, als Du, Paul, viel, viel weniger! Ich hatte nichts — gar kein bares Geld. In Deinem Alter nicht mehr wie ein Ackerknecht. Ich habe alles, alles entbehrt, was Du so unter „Diverses“ zusammenfassest und bin doch durchgekommen. Und ich meinte, wenn Ihr das nicht auch lerntet — entbehren, sich einschränken und dabei doch das Vorwärtskommen im Auge behalten — so wird nichts aus Euch. Bei Rudolf schlug das so schön ein, und Du — Du — Du lehnst Dich auf mit Plan und Absicht!“

Paul war erschüttert. Er hatte nichts darin gefunden, irgend etwas hinter dem Rücken dieses über-

strengen Vaters zu thun; nun er es bekannt hatte, meinte er gesühnt zu haben.

„Plan und Absicht, Vater — nein, gewiß nicht! Ich werde alles bezahlen, glaub' es mir!"

„Du bist ein Thor," unterbrach ihn zornsprühend der Vater, „Du weißt nicht, was Schulden sind . . . Ich — ich hatte auch welche, und ich weiß, wie man da seines Lebens nicht froh wird. Schulden — das ist der bürgerliche Tod!"

„Du bist überängstlich, Vater! Schulden! Mein Gott — wer hat keine Schulden! Auch Du hast noch welche, konntest gar nicht anders, als welche machen — das kannst Du ja nicht leugnen. Wer macht denn keine Schulden heutzutage, wenn er nur kreditfähig ist! Und wo ist da die Grenze? Wo darf man sagen: unverzeihlich?"

„Verschone mich mit Deiner Moral — das ist die Moral von heute, die morgen zum Lumpentum führt. Und von mir kannst Du gar nicht reden wollen. Die Schulden, die ich habe, das sind überhaupt keine — sie stammen aus dem Geschäftsbetriebe; persönliche Schulden hab' ich nicht, hab' ich nie gehabt, weil ich sie verabscheue . . . Ich habe Euch zur Selbstzucht angehalten, damit Ihr keine Schulden macht. Du aber, Du hast welche gemacht, weil Du auf mein Geld rechnetest — weil Du dachtest, der Alte muß ja dafür aufkommen!"

„Es ist nicht wahr, Vater — ich komme allein auf für meine Schulden!"

Paul war totenblaß geworden; sein feines Empfinden sträubte sich gegen diese ehrverletzende Unterstellung. Aber der Vater fuhr unbarmherzig fort:

„Ich werde, ob ich will oder nicht, Deine Schulden bezahlen müssen, das bin ich meinem Namen schuldig. Ich kann keinen liederlichen Sohn haben, keinen Schuldenmacher. Schulden — Schulden — das darf in meinem

Hause nicht vorkommen! Ich dulde es nicht, und ich werde für Dich bezahlen."

„Wenn ich aber nicht will, Vater?"

„Das soll mir gleichgiltig sein. Deine Schulden müssen aus der Welt — ich bezahle sie, wenn auch mit schweren Opfern. Du aber, Du wirst Dich dafür von nun ab ganz allein behelfen, ganz allein, hörst Du? Das wird Dir heilsam sein!"

Noch einmal wollte Paul auffahren — er durfte das nicht ertragen. Da pochte es an der Thür, ein-zweimal, endlich rief Weyer fast mechanisch: „Herein!"

Achim von Rochlitz trat ein, mit seinem hübschen, ruhigen Lieutenantsgesicht, das freundliche, doch immer ein wenig herablassende Lächeln auf den, von einem zierlichen, wohlgepflegten blonden Barte bedeckten frischen Lippen. Er trug einfache dunkle Civilkleidung.

„Ich störe wohl," sagte er noch in der Thür, die erregte Stimmung gleichsam mit der Luft des Zimmers einatmend. Und er machte Miene, sich zurückzuziehen.

Aber Karl Weyer hatte sich rasch gefaßt. Kühl und höflich, wie immer, nötigte er den Gast, näher zu treten.

„O bitte, gar nicht, Herr Baron! Es ist mir immer eine Ehre und ein Vergnügen . . ."

Paul war seinem Jugendfreunde warm entgegen-getreten; aber er merkte sofort, wie reservirt sich dieser verhielt. Es war leicht zu erraten, daß auch in diesem Falle seine Beziehung zu Liselotte die Ursache war.

Karl Weyer hatte dem Baron einen Stuhl an-geboten. Und nun sprach er von dem „Seligen"; er sprach mit der Ruhe des gleichgestellten Weltmannes, ohne seine frühere Abhängigkeit anklingen zu lassen. Er pries den Verstorbenen glücklich, daß er sich der Politik fern gehalten hatte, daß er den modernen, industriellen Bestrebungen fremd geblieben war. Man kommt dabei

nicht zur Ruhe, nicht zum häuslichen Frieden. Und was dergleichen Redensarten mehr sind.

Achim lächelte noch immer, aber er widersprach jetzt in seiner liebenswürdigen, vornehmen Art dem Manne, der da so behäbig zwischen seiner diebessicheren Geldkasse und dem wohlaufgeräumten, großen Schreibtische saß.

„Ganz so friedlich und glücklich, Herr Weyer, wie Sie glauben, war das Leben meines Vaters nicht. Er ist sehr zurückgekommen, wirtschaftlich, meine ich, wohl darum, weil er doch mit seiner Zeit gar zu wenig mitging. Ich habe die Lage schlechter gefunden, wie ich je für möglich gehalten."

Keiner der jungen Männer bemerkte den unruhigen, fast ängstlichen Blick, den Karl Weyer auf Herrn von Rochlitz warf. Was wollte dieser junge Mann hier?" Weshalb erzählte er ihm, Weyer, von der Lage seines Vaters?

„Sie scherzen, Herr Baron. Ihr Erbe ist, so viel ich weiß, nur mäßig belastet, und Sie sind glücklich, glücklicher, als Sie selbst es wissen, so im ruhigen Besitz. Unsereiner kämpft unaufhörlich um das bißchen Existenz — davon werden Sie nie etwas erfahren."

Achim war jetzt völlig ernst geworden.

„Ich weiß nicht, Herr Weyer, ob das wirklich Ihre Meinung ist. Mein Vater ist thatsächlich in derangirten Verhältnissen gestorben. So sehr derangirt, daß ich in schwerer Sorge bin —: Mir fehlt Deckung für einen in den nächsten Tagen fälligen Wechsel."

Das kommt ja überall vor, lieber Herr Baron," meinte Weyer beinahe gleichmütig, „es wird Ihnen nicht schwer werden, Geld anzuschaffen. Sollten Sie vielleicht meinen Rat dabei wünschen . . . . .?"

Achim von Rochlitz war aufgestanden. Nur mit Mühe bekämpfte er seine Erregung. Dieser Mann

schnitt ihm immer so seltsam das Wort ab. Überhaupt, wie konnte er sich unterstehen, ihm einen „Rat" anzubieten.

„Ich habe etwas anderes von Ihnen erwartet, Herr Weyer," sagte er mit schlecht verhehltem Groll.

„Herr Baron . . . .?"

Weyer warf einen vielsagenden Blick auf Paul. Baron Achim war ja ein wohlerzogener, feiner Mann; vielleicht ging er auf die Suggestion, ein, daß der Vater vor dem Sohne nicht weiter verhandeln wollte.

Aber Achim verstand ihn nicht, er war schon zu sehr im Feuer. Weshalb auch sollte er sich vor Paul geniren?

„Ich wollte keinen Rat von Ihnen, sondern Geld, Herr Weyer!"

Weyers Gesicht nahm plötzlich wieder ganz den starren Ausdruck an, der nicht entfernt verriet, was hinter dieser Stirn vorging. Er hatte die Situation erkannt und wollte versuchen, ihrer Herr zu bleiben. Aber es kam doch sichtlich verwirrt heraus, als er nun, halb bedauernd, halb mit konventioneller Höflichkeit entgegnete:

„Herr Baron, mir geht es selber momentan nicht gut . . ."

„Doch gewiß nicht so schlecht, als daß Sie nicht Ihre Schuld wenigstens teilweise abzahlen könnten, Herr Weyer! Es wäre wirklich an der Zeit . . ."

Paul Weyer war herangetreten und sah seinen Vater fragend an. Ja, diesem erschien der Blick beinahe wie eine Herausforderung — er raffte sich zusammen.

„Welche Schuld meinen Sie, Herr Baron?" fragte er jetzt mit bewundernswerter Ruhe.

„Wie können Sie so fragen?" brach Achim jähzornig aus.

Jetzt schob sich Paul dicht vor seinen Vater hin und rief — es klang in der That fast herrisch:

„So erkläre Dich doch Vater!"

Weyer kam gar nicht zu Worte, denn Achim , leidenschaftlich fort;

„Ich meine das Geld, welches mein Vater Ihnen geborgt hat, als Sie Ihre Fabrik bauten!" (Achim wußte leider den Betrag nicht anzugeben.) „Dies Geld, welches mein Vater gewiß sehr oft gebraucht hat, wie ich jetzt weiß, und welches Sie ihm unverantwortlicher Weise nicht zurückgegeben haben! Es ist unverantwortlich, ja unreell, die Gutmütigkeit eines selbstlosen Geldgebers so zu mißbrauchen. Ich bitte Sie jetzt dringend, zu zahlen, da es sich um Deckung eines Wechsels handelt, wie ich Ihnen schon sagte . . . ich brauche unter allen Umständen sehr schnell dreitausend Mark."

Paul maß seinen Vater mit dem Blick, und Weyer wich unter diesem Blick zurück, zurück, so weit, wie er es nie geträumt hätte; er mußte alle seine Energie zusammennehmen, um seine Stellung in diesem Augenblick zu wahren.

Mit einer harten, klanglosen Stimme sagte er:

„Sie irren, Herr Baron. Was Sie als unreell zu bezeichnen belieben, war nur, wenn man so will, ein ungenaues Verfahren, d. h. es fehlen bestimmte schriftliche Abmachungen zwischen uns beiden — aber ich bin Ihrem Herrn Vater nichts mehr schuldig."

Achim stutzte, prallte zurück, wie vor einem drohenden Schlage, dann schrie er, alle Rücksicht beiseite lassend:

„Das ist nicht wahr! Ich weiß es von meinem Vater selbst."

„Ich habe alles längst zurückgezahlt, Herr Baron", erklärte Weyer, der in demselben Grade seine Ruhe wiedergewann, wie jener sie verlor.

„Sie lügen!" schleuderte ihm Achim ins Gesicht, „es sind noch im vorigen Jahre Zinsen gebucht worden!"

Aber Karl Weyer war nicht mehr derselbe. Einmal in die Notwendigkeit gedrängt, seine Schuld abzustreiten

— zehn Gründe für einen zwangen ihn im Augenblick dazu — ließ er sich nicht mehr irre machen.

„Das ist eben falsch gebucht, Herr Baron, das sind Rückzahlungsraten, im Verhältnis zu meinem Geschäftserträgnis — ganz so wie wir's vereinbart hatten." Und nun fügte er, sich anscheinend freiwillig zu weiteren Erläuterungen herbeilassend hinzu: „Der Herr Baron hatte mir das Geld zinsfrei angetragen; und ich habe alles bezahlt, sogar mit Zinsen, selbstverständlich. Jedermann im Lande kennt meine Grundsätze, ich bleibe nichts und niemandem schuldig — Sie selbst müssen sich ja erinnern, daß ich den Zuckerverbrauch auf Ihrem Gute geliefert habe, daß ich auch hunderte von Fuhren Träber nie bezahlt erhalten habe — das eben waren die Zinsen . . ."

Er richtete sich stolz auf, gemessen, ruhig, wie immer — so hatte Paul ihn stets gekannt.

Im ersten Augenblick verstummte Achim, völlig starr; er versuchte sich zu sammeln.

„Es kann nicht sein, Herr Weyer", hob er endlich wieder an, „mein Vater sprach fast bis zum letzten Augenblick von Ihrer Schuld an ihn — es kann nicht so sein."

Weyer zuckte die Achseln.

„Ich weiß nicht, welche Gründe Ihr Herr Vater dafür hatte — das entzieht sich meiner Beurteilung — jedenfalls, Herr Baron, bin ich Ihnen nichts schuldig; ich bitte Sie, dies als mein letztes Wort zu betrachten."

Er nahm mit vortrefflich gespielter Gelassenheit in seinem Schreibstuhl Platz

Achim stand eine Sekunde da, bleich, bebend, mit funkelnden Augen ihm gegenüber. Nicht um das Geld war es ihm, sondern um dies Leugnen mit frecher Stirn, das seinen Vater noch im Grabe verunglimpfte.

„Sie sind ein Lügner!" rief er jetzt mit dröhnender

Stimme, „Sie haben meinem Vater das Geld nicht zurückgezahlt!“ und sich nunmehr an Paul wendend fuhr er fort: „Zwischen meinem und Deinem Hause ist von nun ab jedes Band zerrissen. Lassen Sie, Herr Paul Weyer, meine Schwester fortan in Ruhe — ich bitte Sie dringend darum — ich werde meiner Schwester verbieten ...“

„Es ist frivol von Dir, Achim“, schnitt ihm der junge Weyer das Wort ab — er sagte noch wie früher „du“ — „Deine Schwester hier hereinzuziehen.“

„Ich thue es dennoch“, eiferte Achim, „ich verbiete ihr, als Haupt meiner Familie, jeden Verkehr mit einem Weiher!“

„Sie irren sich auch diesmal, Herr Baron“, mischte sich der alte Weyer kalten Tones in den Streit der beiden, „Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß etwa ich diese Verbindung wünschte — noch vor wenigen Minuten habe ich meinem Sohne erklärt . . .“

Achim war völlig außer sich.

„Ich habe keinerlei Grund, Ihnen noch zu glauben, Herr Weyer, Sie müssen ja auch diese Verbindung wünschen. Es ist denn doch für Sie nicht wenig Ehre ... Und die Mitgift meiner Schwester, schätze ich, ist auch groß genug für Ihren Sohn . . . genug, Sie lügen wieder, und nun, adieu! Wir haben zum letzten Mal mit einander gesprochen . . .“

Achim von Rochlitz verließ das Zimmer; aber Paul folgte ihm auf dem Fuße. Der junge Weyer war großmütig genug, seinen Vater nicht mehr anzublicken, der solchen Schimpf auf sich sitzen lassen mußte.

„Du wirst mir Rede stehen, Achim“, sagte er, als sie im Vorgarten standen, „wirst mir Genugthuung geben! Meinen Vater darfst Du nicht in dieser Weise beschimpfen.

Achim blickte in die ehrlichen, blauen Augen seines Jugendfreundes. Und eine weichere Regung überkam ihn.

„Du thust mir leid, Paul," — jetzt sagte auch er „du" — „aber Dein Vater ist im Unrecht und er beschimpft also den meinen. Bestimme ihn zu einem ehrlichen Geständnis, dann will ich Dir „Genugthuung" geben — vielleicht sogar die Hand meiner Schwester, wenn's Dir Ernst ist .... Oder aber, gieb mir eine Ohrfeige, wenn Du mich überzeugst, daß ich Deinem Vater Unrecht gethan habe. Bis dahin — wart's ab!"

„Gut, ich — ich warte . . ."

So schieden sie. Denn in Paul war die plötzliche Angst aufgestiegen, daß sein Vater wirklich log. Der war nicht nur im Augenblick ohnehin in Verlegenheit, er wollte auch vor dem Sohne nicht zugeben, Schulden zu haben.

Der junge Mann seufzte. Sein Vater war streng gewesen, allerdings, aber er war ihm doch immer als ein Bild der Ehrenhaftigkeit erschienen. Und er, Paul, durfte nicht an ihm zweifeln. Mit schnellem Entschlusse kehrte er in Weyers Arbeitszimmer zurück. Der Vater saß, jetzt in gebrochener Haltung, unthätig, noch an derselben Stelle, wie vorher.

„Vater! Vater!" rief der junge Mann leidenschaftlich, „wenn Du's ihm schuldig wärest, so sage es mir — ich bitte Dich um Gottes willen!"

„Schweig und kümmere Dich um Deine Angelegenheiten!" antwortete Karl Weyer finster. „Mit dem Herrn Baron werde ich selber fertig werden. Gegen diesen Hochmut giebt's noch Mittel. Und nun setz' Dich daher und laß uns rechnen . . ."

*
* *

Achim war ganz außer sich nach Hause gekommen. Dieser Weyer, dieser schändliche Mensch, der seinem Vater Geld schuldete und nun frech leugnete — war das nicht

empörend! Ach, es handelte sich ihm gar nicht mehr um die Summe; seine Verlegenheit trat völlig zurück vor dem heiligen Zorn, den er empfand. Denn Weyer erschien ihm als ein schmählich Undankbarer. Mit billiger Pacht, mit anderen Unterstützungen, mit seinem baren Gelde, das er doch wahrlich nicht überflüssig hatte, mit Rat und That hatte der Selige mitgearbeitet an dem Emporkommen dieses Menschen, und der — o — er konnte sich nicht fassen.

Er erzählte Viki den ganzen Hergang. Sie, die Älteste, mußte sich erinnern. Und sie wußte es auch genau — das Geld war nicht zurückgezahlt worden, nur ganz unregelmäßige Zinsen waren eingelaufen. Wie hoch das Darlehen war, konnte freilich sie auch nicht sagen. Noch während des Baues hatte der Vater öfter Geld hergegeben; sieben, acht tausend Mark mochten es sicher gewesen sein.

Während Achim seiner leidenschaftlichen Entrüstung Ausdruck gab, fiel Viki plötzlich ein:

„Na — er wird ja zahlen — muß ja zahlen! Aber — wann? Und, Achimchen — unser Wechsel!“

„Gott ja — den Wechsel — den muß ich natürlich bezahlen. Da — da werde ich mich eben an — an einen Geldmann wenden müssen . . . Ich kenne einen oder den anderen von diesen Leutchen aus meiner Lieutenantszeit.“

„Um Gottes willen, Achimchen — doch keinen Wucherer? Nur das nicht!“

„Man muß ja nicht gleich Wucherer sagen, Viki . . .“

„Warum soll man nicht so sagen, wie die Sache heißt? Nein, nein — ehe Du daran auch nur denkst — nimm lieber meine sogenannte „Aussteuer“, Achim!“

Die Mitgift der Schwestern stand hypothekarisch auf dem Besitz. Doch hatte der sonst leichtsinnige Vater für jede von seinen Töchtern 3000 Mark als Aussteuer bei der Sparkasse in Magdeburg hinterlegt, damit einem die

Sache nicht einmal über den Kopf komme. Eine Verheiratung hatte er freilich nicht erlebt.

Und nun wollte das gute Mädchen ihre Aussteuer hergeben, damit Achim nur nicht zu einem Wucherer gehen müsse.

„Aber Viki," meinte er einwenden zu sollen, „wenn Du etwa . . ."

„Wenn ich mich etwa doch noch verheiraten wollte, meinst Du? Dummes Zeug, ich denke gar nicht daran! Wenn nur Du Dich vernünftig verheiraten wolltest — das liegt mir vielmehr auf dem Herzen."

Er lächelte ein wenig gedrückt.

„Ich bleibe lebenslänglich in Deiner Schuld, Viki, wenn ich das annehme."

„Nur zu, Achimchen — nur immer zu! Und fürcht' Dich nicht, mein Jungchen, Du bleibst doch der Herr im Hause . . . Und darauf verlasse Dich: ich werde mich schon melden, wenn's einmal an der Zeit sein sollte."

Ein guter Kerl, diese Viki! Solch einen Gläubiger konnte man sich schon gefallen lassen.

* * *

Am folgenden Abend war es. Auch heute war Liselotte an das Grab ihres Vaters gegangen. Sie ging am liebsten allein.

Die Sonne sank über den Rübenfeldern von Mansburg und warf ihr Rotgold auf die weite, schier unabsehbare Ebene, sie überglänzte den Park, die kleine hübsche Kirche, den Friedhof.

Liselotte war sehr nachdenklich gestimmt. Sie sollte jetzt eigentlich beim Abendmelken sein, wo Viki auf dem Posten stand, sollte helfen und lernen. Auch heute hatte sie sich davor gedrückt. Der Kuhstall und die Käserei, der Gemüsegarten und die Küche, das Alles langweilte sie gräßlich. Sie sagte sich das jetzt, sie hatte keinen Sinn für die Wirtschaft.

Nun war sie wieder zum Grabe des Vaters gewandert, nur, um den häuslichen Pflichten sich zu entziehen. Und doch, er hätte gewiß gewünscht, daß sie wirtschafte. Aber sie sehnte sich fort von hier, in eine andere Welt, nach Berlin z. B. — Geräusch, Bewegung, lautes Leben, Arbeit, Erfolg, heißes Streben, so ungefähr sah die Welt ihrer Träume aus. Genau wußte sie es freilich auch nicht zu sagen. Wie glücklich war doch dieser Paul — ach dieser Paul! Dem stand die Welt offen, der würde etwas werden.

Dort drüben stieg der Schlot der Weyerschen Fabrik in die blaue Luft. Er rauchte heute nicht, aber er würde wieder rauchen. Denn die Weyers sind nicht Menschen der Ruhe.

Und da kam auch Paul. Gewiß, er hatte sie vom Garten aus gesehen. Wie ernst er aussah. Aber das war wohl ganz natürlich; da sie hier vom Friedhofe kam, war gar kein Grund zum Scherzen. O, Paul war gut und vernünftig.

Sie hatten nicht einmal einen Hut auf, war in ihrem einfachen dunklen Hauskleide, wegen der Trauer.

„Ich komme mich von Ihnen zu verabschieden," sprach Paul sie an, „ich reise, Fräulein Liselotte. Und darum werden Sie mir verzeihen, daß ich Sie so überfalle."

„Ach die Ferien sind ja noch lange nicht zu Ende!"

„Ich reise dennoch, liebes Fräulein, und Ihnen will ich's sagen, weshalb — nur Ihnen! Sonst erfährt es kein Mensch!"

„Ja, Paul, sagen Sie es mir! Aber ganz ehrlich, ganz so wie es ist."

„Ich will kein Wort verschweigen."

Sie waren von klein auf Vertraulichkeit gewöhnt. Und Paul begann zu beichten:

„Ich habe Schulden gemacht, Liselotte, sehr viel

Schulden, weil ich mit dem nicht reichen konnte, was mir mein Vater sehr knapp zugemessen hatte."

„Das hätte ich nicht von Ihnen gedacht, Paul," versetzte sie naiv. „Schulden machen ist doch etwas Schlechtes. Und von Ihnen habe ich nur Gutes erwartet . . ."

„Ach liebe, liebste Liselotte," bat er und blickte sie so treuherzig an. „Genug, ich habe diese Schulden. Mein Vater will sie bezahlen. Dies eine, erste, letzte Mal, damit sein Name nicht mit sowas befleckt werde. Aber er will mir fortan jede weitere Unterstützung entziehen. Also, er bezahlt meine Schulden und giebt mir außerdem auf einen Monat zu leben, das heißt, hundert Mark. Dann soll ich mich allein fortbringen."

Es klang fast kindlich, wie er sich hier das Herz erleichterte. Und nicht minder kindlich klang ihre Frage:

„Damit werden Sie doch fortkommen, Paul, wie?"

„Das ist gar nicht so leicht, wie Sie glauben. Natürlich, man muß etwas verdienen, muß Stunden geben. Aber man bekommt nicht so leicht Stunden in Berlin. Auch stehe ich vor dem Ingenieurexamen, wo man seine Zeit und sein bischen Verstand für sich braucht . . ."

„Was werden Sie also thun, Paul?"

Er lachte jetzt — der Friedhof lag weit hinter ihnen. Er lachte über ihre Angst und doch wurde ihm so wohl dabei zu Mute — so wohl.

„Was ich thun werde? Neue Schulden machen, liebste Liselotte! Und weil ich weiß, daß Sie mich für einen anständigen Kerl halten und weil ich's jetzt mehr als je weiß, daß Sie mir auch ein wenig gut sind, so sage ich Ihnen dies Alles. Denn ich bin nun einmal ein Lump."

Liselotte war nicht sentimental. Aber jetzt rannen ihr doch zwei große Thräneu die Backen herunter. Ein Lump, das ging, wenn es anch im Scherz gemeint war, doch über das hinaus, was sie vertrug.

„Es ist sehr schade, Paul," brachte sie mit unterdrücktem Schluchzen hervor," sehr schade — ich dachte, gerade aus Ihnen würde etwas werden!"

„Nun, vielleicht wird doch noch etwas aus mir," versetzte er zuversichtlich, „denn wenn man ehrlich ist, dann darf man Schulden machen!"

„Darf man?"

Sie blickte ihn unter Thränen erstaunt lächelnd an.

„Nur muß man den Mut haben, sie abzutragen, den Mut und die Kraft dazu!"

„Er streckte ihr die Hand hin zum letzten Gruße und erst jetzt gewahrte sie, daß er den kleinen Ranzen aufgeschnallt trug. Mit warmem Druck erwiderte ihre schlanke, feste Hand seinen Abschiedsgruß.

„So seien Sie denn mutig, Paul, mutig, und voller Kraft!"

„Auf Wiedersehen, Liselotte!"

Und er schritt über die Rübenfelder dahin, zur Bahnstation.

* * *

III.

Die Saison in Berlin hatte so recht eigentlich noch nicht begonnen; die Salons waren noch nicht geöffnet, die sogenannte Gesellschaft war noch nicht zurückgekehrt. Aber diejenigen, die arbeiten, waren bereits da, denn Urlaube und Sommerferien waren vorüber. Die Theater erschlossen der Reihe nach ihre „Pforten" (sonst haben sie nur Eingänge), in den „besseren" Restaurants, die während des Sommers nur auf zufälligen Fremdenverkehr angewiesen sind, stellten sich die Stammgäste ein. Man begrüßt sich da oft zuerst und berichtet einander über den Erfolg der Kur, über die Erlebnisse auf der

Erholungsreise. Die Speisenkarte weist die ersten Wildpretschüsseln auf und die letzten Krebse. Ja — der Herbst ist da und Berlin vollzählig.

In einem alten Weinstübchen unter den Linden, ein stilles, unscheinbares Lokal, aber von Kennern guten Essens und Trinkens gern besucht, hatte sich nach einem Ausflug in den Grunewald eine kleine Gesellschaft zusammengefunden. Die Abende waren schon zu dunkel, zu kühl, um draußen zu bleiben. Man hatte Bekannte getroffen und sich's in dem Hinterstübchen bequem gemacht. Das übliche Gespräch summte durch den schwarzgerauchten Raum — man saß rings um einen jener großen runden Tische, an dem der Fremde nie Platz nehmen soll, wenn er nicht in geheiligte Rechte des erbgesessenen Stammgastes eingreifen will.

Wo man gewesen, wie viel Kilo man an Gewicht abgenommen, wie gut oder schlecht man gegessen, gefahren, gewohnt, wie man sich unterhalten, gelangweilt, erholt und schließlich doch nach Hause gesehnt hatte, davon allein war die Rede.

Der Mittelpunkt der Gesellschaft war Fräulein Nelly Keller — über die erste Jugend hinaus, aber hübsch, elegant, lebhaft, klug und zu alledem chic. Ihr Vater, ein sehr reich gewordener Bauspekulant, hielt sich ruhig, beinahe scheu. Es war einer jener Männer, die trotz großer geschäftlicher Erfolge nicht verstehen, vielleicht auch gar nicht verlangen, sich geltend zu machen. Man sah ihm den reichen Maun nicht an.

Nelly war schon über zwanzig, als ihr Vater emporzukommen anfing, und jetzt war sie gescheidt genug, zu wählen. „Lieber gar nicht heiraten, als nur so des Geldes wegen," pflegte sie zu sagen. Und man durfte ihr glauben.

Heute bemühte sich ein recht hübscher Referendar um sie, Reservelieutenant natürlich, und dicht vor dem

Assessor stehend. Er war tief verschuldet und wollte reich heiraten. Daraus machte er kein Hehl, aber er hoffte durch seine persönlichen Eigenschaften über Nellys Mißtrauen zu siegen. Er mochte sogar ein oder zwei Jahre jünger sein, als sie. Aber in diesem Falle, wo Klugheit und Eleganz auf Seiten der Frau, konnte man sich darüber hinwegsetzen.

Im vorigen Frühjahr, um jene Zeit, die der Berliner euphemistisch Karneval nennt, hatte er ihr eifrig die Kur gemacht — vergebens, denn Nelly behandelte ihn auch am Schlusse der Saison noch mit jener Vertraulichkeit, die eine ernsthafte Attacke ausschließt. Damals hatte er die Sache abgeschworen. Aber sich selbst braucht man solch' einen Eid nicht zu halten, besonders, wenn man auch aus dem Seebade unverlobter Dinge heimgekehrt ist. Heute, wo ihn wirklich ein ehrlicher Zufall nach Halensee geführt hatte — er hatte eigentlich nach Westend fahren wollen, um dort einen Gläubiger aufzusuchen, und war in einen Ringbahnzug geraten — war er den Herrschaften draußen begegnet und seine etwas deprimirte Stimmung glaubte darin eine „Fügung" erblicken zu sollen. Aber der Wink des Schicksals war wohl falsch gedeutet worden. Eine Stunde lang hatte Herr von Eichholz den Goldfisch auf dem Halensee herumgerudert, und er war doch nicht weitergekommen mit ihr. Das war sehr ärgerlich — es war schon beinahe beleidigend. Andererseits, ein so angenehmes, gastfreies Haus, wie das Keller'sche, ein Haus, in welches sogar andere heiratbare Mädchen kamen, trotzdem die Tochter schon an die fünfundzwanzig, das giebt man nicht gern auf, da lohnt es schon immer, noch ein wenig auszuharren. Es konnte sich ja auch noch eine glückliche Wendung ergeben. Soll es doch vorkommen, daß man das Herz eines Mädchens mit einem einzigen Worte gewinnt.

Aber der arme Assessor hatte heute entschiedenes Pech. Er wurde nämlich völlig in den Hintergrund gedrängt, als nun der Doktor Weyer in das Zimmer trat, von den Anwesenden mit Hurrah begrüßt.

Der junge Mann war Kellers Rechtsanwalt geworden, seit er vor Kurzem in einem Preßprozeß sich sehr hervorgethan hatte. Es entsprach ganz der Art des Spekulanten Keller, immer die Konjunktur für sich auszunützen.

Noch an demselben Tage, an welchem der bis dahin völlig unbekannte Doktor Rudolf Weyer mit so glänzendem Erfolge einen Journalisten „herausgehauen" hatte, dem der Staatsanwalt bedrohlich an den Kragen wollte — an demselben Nachmittage übertrug Herr Keller seine gerichtliche Vertretung der jungen Berühmtheit. Er brauchte Jemand, der einerseits Beweise von Tüchtigkeit abgelegt, und andererseits noch nicht so überbürdet war, wie Jedermann, dem in Berlin der Erfolg lacht. Die manchmal recht verzwickten Angelegenheiten des Herrn Keller forderten einen ganzen Mann.

Der junge Anwalt wurde jetzt fast verlegen, als er sich mit so lauter Akklamation begrüßt sah. Er war sich der Tragweite eines Erfolges in der Reichshauptstadt noch nicht recht bewußt. Überhaupt erschien er ein wenig linkisch, unbeholfen. Er war klein, stämmig, etwas robust — durchaus keine „interessante" Erscheinung, aber die klaren, starken Züge voll Energie, die tiefliegenden Augen mit klugem, durchdringendem Blick. Man konnte sich kaum vorstellen, wie dieser Mann, der sich so befangen gab, vor den Schranken eines Berliner Gerichtshofes Eindruck zu machen vermochte; und doch war er notorisch ein vortrefflicher, wenn auch kein blendender Redner. Er wirkte durch eine unbezwingliche, unwiderlegliche Logik.

Auf die teilnehmenden Fragen von allen Seiten er-

klärte Doktor Weyer, er sei nirgends gewesen, nur zu kurzem Besuche zu Hause, in Mansburg. Nach jenem Preßprozeß habe man ihn von allen Seiten überlaufen — als ob er Wunder verrichten könnte. Man wäre ihm mit Sachen gekommen, die schon in der Geburt zu sterben verdient hätten, mit Prozessen, die sogar die ziemlich wahllosen Anwälte von Berlin schon abgelehnt hätten. So seien seine Ferien in vielfach vergeblicher Plage drauf gegangen. Denn das meiste habe er natürlich abweisen müssen. Er gehörte nicht zu jenen Advokaten, die erst in der Droschke auf dem Wege zum Gericht die Akten durchsehen. Ihm war ein Prozeß eine Gewissens-, eine Herzenssache.

„Das sagt er sehr hübsch," meinte Herr Keller, Nellys Vater, der das nur für eine Phrase hielt. Hätte er, Keller, einen Überfluß an Herz und Gewissen besessen, er wäre nie ein reicher Mann geworden.

„Sie hätten doch aber auch an Ihre Erholung denken müssen. Herr Doktor," wandte sich jetzt Nelly an den jungen Mann.

Rudolf Weyer bedurfte keiner Erholung.

„Gott sei Dank, ich bin immer erholt," versicherte er, ohne Fräulein Nelly recht anzusehen.

„Das wird sich schon noch geben," warf hier der Referendar mit überlegener Miene ein. Er war einem Bureau der Regierung in Potsdam „zugeteilt", hatte herzlich wenig zu thun. Um so häufiger kam er nach Berlin, um hier Bälle, Gesellschaften mitzumachen, sportlichen Pflichten zu genügen, und das strengt an, dies ewige Hin- und Herfahren. Auch hatte er sehr viel mit seinen Gläubigern zu schaffen — er hätte von ihnen leben können, wenn sie ihn für alle die Mühe, die sie ihm verursachten, entsprechend bezahlen wollten.

Doktor Weyer schien noch nicht recht zu wissen, daß es zum guten Ton gehört, erholungsbedürftig zu

sein, eine Sommerreise zu machen. Wenigstens leuchtete es ihm nur bedingungsweise ein. Er war noch ganz bei der Sache, d. h. bei seinen Prozessen, und schon vertiefte er sich in die sonderbaren Wendungen, welche ein gewisser „Fall“ genommen hatte, der ihn eben beschäftigte. Dabei wurde auch Keller sehr beredt. Weyer zeigte ein ungeheures Wissen; das ganze Gesetz- und Entscheidungsmaterial stand ihm trotz seiner Jugend zur Verfügung. Er hatte in seinem Eifer noch viel von dem unbedingt fleißigen Studenten, der er allezeit gewesen, auch in seiner hungrigen Gleichgiltigkeit gegen das Essen. Er merkte kaum, was er aß, behauptete, es sei ausgezeichnet, während der Referendar nicht nur über sein eigenes Nelson-Beefsteak, sondern über den Rehrücken räsonnirte, den sich Herr Keller schmecken ließ. Der war viel zu frisch, behauptete Herr von Eichholz; dazu schmecke der Weißwein nicht.

Nelly nahm nicht Teil an diesen gastronomischen Auseinandersetzungen.

Die modern schneidige Art des Referendars schien sie mehr denn je zu langweilen.

„Gott, Papa — Du nimmst ja den Herrn Doktor ganz für Dich in Anspruch,“ rief sie, „wir Anderen wollen doch auch etwas von ihm haben.“

Weyer war schon einige Male in Kellers Hause zu Gaste gewesen, er fühlte also, daß die junge Dame nicht Unrecht hatte, sich zu beklagen.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, aber ich bin so mit Leib und Seele Jurist.“

„Das gefällt mir gerade,“ sagte sie in ihrer ungenirten Weise, „es giebt so wenig Menschen, die irgend etwas mit Leib und Seele sind — außer Geschäftsleute . . . Pardon, lieber Papa — Du nimmst das doch für ein Kompliment, nicht wahr?“

Und Nelly führte mit großem Geschick auf des

Vaters Prozesse, ließ sich Einzelnheiten darüber erzählen. Weyer verstand es, die Sachen mit vieler Klarheit zu entwickeln, für den Laien verständlich und dennoch nicht uninteressant. Wer nicht genau hinhörte, konnte leicht auf ein intimes Gespräch raten. Doch war davon nicht die Rede. Jedenfalls ärgerte der Referendar sich ganz niederträchtig. Diese Nelly war doch zu abgeschmackt, sich so mit diesem Tölpel zu haben. Denn er war ein Tölpel, und mit diesen Manieren, mit dieser Bauernnaivetät konnte er auch keine Carrière machen.

„Ja, mir gefallen Männer, die etwas *sind*, die nicht nur so thun, als ob sie etwas wären,“ bestätigte Nelly dem Referendar, als dieser sie mit dem intimen Geplauder neckte, „es ist mein voller Ernst . . .“

Und der Referendar, halb neiderfüllt, halb mit Protektormiene, flüsterte dem jungen Anwalt zu:

„Sie haben sich Fräulein Nelly erobert, Herr Doktor, passen Sie auf, das ist ein Goldfisch!“

Rudolf Weyer war sichtlich erschrocken, er hatte sich gar nichts dabei gedacht.

„Sie scherzen ja nur,“ meinte er mit einem beinahe ängstlichen Seitenblick auf das elegante junge Mädchen.

„Nein, nein, ich mein's im vollen Ernst.“

„Nun denn, sein Sie ganz ruhig — ich würde nie ein so reiches Mädchen heiraten, wie Nelly! Und ich werde gewiß nicht der Grund sein, wenn die junge Dame sich nicht für Sie entscheidet, ich gebe Ihnen mein Wort!“

Daraufhin beschloß der Referendar, sein Glück noch einmal zu versuchen, er wußte ja gar nicht mehr, was beginnen. Es ist durchaus nicht so leicht, sich durch Schulden anständig fortzubringen — ganz und gar nicht so leicht, wie die Hyperanständigen meinen.

Doktor Weyer, einigermaßen verblüfft von dem Gehörten, verabschiedete sich, als die Gesellschaft aufbrach;

Nelly war sehr erstaunt, daß er sie nicht begleitete — er schützte vor, hier noch jemand erwarten zu müssen; aber daran war kein Wort wahr — es war ihm unbehaglich, ja, lästig, für Nellys Freier gehalten zu werden. So setzte er sich wieder, bestellte noch einen Schoppen — nicht weil er das Bedürfnis hatte, noch zu trinken, sondern weil er seine Notlüge aufrecht erhalten mußte.

In tiefes Sinnen versunken, achtete er anfangs gar nicht auf das Kommen und Gehen rings um ihn, denn so klein die Kneipe, so besucht war sie doch um diese Zeit; es verkehrte ein gutes Publikum hier, Feinschmecker, und solche, die es werden wollten — besonders aus Künstlerkreisen rekrutirte sich die Kundschaft.

Weyer brütete wie gesagt, eine ganze Weile vor sich hin, bis ihm schließlich doch ein Paar auffiel, das dicht neben ihm Platz genommen hatte. Er konnte sie nicht übersehen, denn der Herr benahm sich etwas laut, ungeniert, als ob er hier zu Hause, und die junge Dame schien fast ängstlich bemüht, ihn zurückzuhalten. Es war ein junges Mädchen, dessen volle prächtige Gestalt durch ein einfaches Trauerkleid gehoben wurde. Man sah ihr die Dame an, trotz der schlichten Toilette; sie hatte ein frisches, volles Gesicht mit auffallend schönen, blauen Augen — mein Gott, das war ja das Luischen, Luise von Rochlitz — sie, die Gedichte machte! Für kleine Städte ist so etwas ein Merkmal, eine Art Stigma.

Rudolf, obgleich ganz modern gebildet, hatte noch immer eine Spur von Anhänglichkeit, ja, von Respekt für die freiherrliche Familie — und er erschrak. Das schwärmerische Luischen — hier in Berlin — allein mit einem fremden Manne! Aber war das auch ein Fremder? Den Mann sollte er doch auch kennen, und doch wieder nicht . . . — ein hübsches glatt rasirtes Gesicht, wie ein Schauspieler — und das war er auch, ohne Zweifel! Gewiß, das war ja der liebenswürdige Bonvivant des

Neuen Lindentheaters, der Liebling der Damen — merkwürdigerweise auch der Liebling der Männer.

Kein Zweifel, Luise von Rochlitz schwebte hier in offenbarer Gefahr. Rudolf kämpfte mit seiner gesellschaftlichen Unbeholfenheit und mit seinem Gewissen. Das aufgeregte Mädchen hatte ihn noch gar nicht bemerkt — jetzt trat er zögernd an den Tisch, machte höflich einen Diener.

„Fräulein Luise — ich bin grenzenlos erstaunt . . .“

Aber Luise erschrak nicht, wie er erwartet hatte, sondern sie jubelte auf — sie sprang ganz formlos auf — eine Berlinerin hätte sich sicher mehr in der Gewalt behalten.

„Ach Herr Rudolf — Herr Rudolf!“ rief sie augenscheinlich hocherfreut, sie hatten sich früher mit Vornamen genannt, dann später das „Herr“ und „Fräulein“ vorgesetzt.

„O mein Gott, Herr Rudolf — das ist ja wunderbar . . .“

Rudolf begriff nicht recht das Wunderbare; aber Luischen war immer etwas überschwänglich.

„Der beste Freund meiner Jugend,“ rief Luise vorstellend dem rasirten Herrn zu, auch davon wußte Rudolf eigentlich nichts; aber einen Freund Luisens durfte man ihn jedenfalls nennen.

„Rechtsanwalt Doktor Rudolf Weyer,“ vervollständigte er die Vorstellung.

„Oswald Schirmer,“ versetzte der Schauspieler mit Selbstbewußtsein. Es war nicht nötig, diesem Namen noch etwas hinzuzufügen. „Ich habe das Fräulein getroffen . . . und da sie in Berlin ziemlich fremd . . .“

Aber Luise unterbrach ihn — sie wollte sich nicht ausreden.

„Nein, nein, Oswald — sagen wir lieber die Wahrheit!“

Und ohne auf den Kellner zu achten, der grinsend um den Tisch strich, platzte sie mit ihrem Geheimnis heraus:

„Wir lieben uns, und wir wollen uns heiraten! Ich bitte Sie, helfen Sie uns, Herr Rudolf!“

Dabei sah sie ihn so bittend an, aus ihren schönen, blauen Augen, daß er verlegen den Blick senkte.

„Fräulein Louise — ich wüßte wirklich nicht, weshalb Sie der Hilfe bedürften, und wenn, wieso ich Sie Ihnen bringen könnte.“

„O, doch, doch,“ versicherte sie lebhaft, „ganz so einfach geht's nämlich nicht . . .“ Louise schien das nicht einmal ehrlich zu wünschen, daß es so ganz einfach ginge. „Ich fürchte, Achim wird nicht wollen . . .“

Rudolf hatte sich zu ihnen gesetzt, schon um nicht weiter aufzufallen.

„Ich begreife nicht,“ sagte er jetzt ruhiger, „weshalb Ihr Herr Bruder nicht wollen sollte. In Anbetracht der vorzüglichen künstlerischen Stellung des Herrn Schirmer giebt es doch kaum etwas einzuwenden.“

Aber Louise blieb dabei, Achim würde nein sagen. Und nachdem Rudolf nähere Einsicht gewonnen hatte in die Sachlage, schien ihm die Geschichte selbst nicht ganz so „einfach“.

Louise von Rochlitz hatte den beliebten Schauspieler einmal in einer seiner Glanzrollen gesehen und ihn von Stund an furchtbar angeschwärmt.

Der Zufall wollte, daß sie ihn bald darauf bei einem Feste traf, wo sie neben ihm zu sitzen kam. Dabei mochte sich denn Louischen etwas närrisch geberdet haben. Aber der junge Mann, obwohl an Ovationen gewöhnt, ließ sich das gern gefallen; ihm schmeichelte der Adel, die gute Familie. Er selbst war von sehr dunkler Herkunft. Auch künstlerisch durfte man seine Vergangenheit nicht näher beleuchten wollen. Er war aus einer „Schmiere“

letzten Ranges hervorgegangen. Irgend wo in einem kleinwinzigen Ackerbürgerstädtchen Hinterpommerns hatte ihn ein Berliner Agent entdeckt und auf die stattliche Gestalt und das merkwürdig natürliche Wesen des temperamentsvollen, hübschen, jungen Mimen rechnend, ihn direkt an eine erste Bühne der Hauptstadt empfohlen. Da hatte Schirmer ein halbes Jahr lang so gut wie nichts zu thun bekommen. „Der Kerl ist zu hübsch für kleine Rollen," meinte der Direktor; und mit großen Aufgaben mochte man's nicht wagen. Bis eines Tages der erste Bonvivant durchbrannte, zwei Tage vor einer Première, auf die das Theater große Hoffnungen setzte. Nun war Holland in Nöten. Und der Direktor, ein feinsinniger Kopf, ein Mann von gutem Urteil, selbst ein ausgezeichneter Schauspieler, ließ sich den „hübschen Kerl", den jungen Schirmer, kommen, dem er nun schon Monate lang für nichts die Gage zahlte.

„Hören Sie, mein Sohn," begann der Direktor, „haben Sie Kurage?" Und, ohne die Antwort abzuwarten: „Wissen Sie, daß man sich den Hals bricht, wenn man in Berlin an erster Stelle mit einer ersten Rolle durchfällt?"

Oswald Schirmer war gar nicht perplex. Mit einer unnachahmlichen Gelassenheit antwortete er:

„Versuchen kann man's ja, Herr Direktor. Schlimmstenfalls reist man am Morgen nach dem Durchfall wieder ab — nach Arnswalde oder nach Zemplin."

Und das kam so leicht, so glatt und doch so selbstbewußt heraus, halb bescheiden, halb voll kecker Zuversicht, daß der Direktor sagte:

„Riskiren wir's."

Drei Tage später war Oswald Schirmer ein Stern am Berliner Theaterhimmel. Seine Spezialität wurden solche Gestalten, die auch das Thörichte thun, auch das Zweifelhafteste sagen dürfen, ohne daß man ihnen grollen kann:

liebenswürdige Schwerenöter. Er spielte immer nur sich selbst; aber etwas anderes verlangten weder die Autoren, noch der Direktor, noch das Publikum von ihm, denn so wie er war, wirkte er.

Aber Oswald Schirmer hatte keine Disciplin. Woher auch? Etwa aus Zemplin oder aus Arnswalde? Zu schnell war er in eine Lebenshaltung hineingelangt, für die ihm alle Schulung fehlte. Und er geriet in Schulden, trotz ansehnlicher Bezüge. Zwei — dreimal schon hatte der Direktor mit einer ganzen Horde freundwilliger Geldgeber akkordiert, um seinen Bonvivant davor zu schützen, daß ihm der — Frack gepfändet wurde. Aber das hatte nichts geholfen. Schirmer verschwieg immer, aufs Gewissen befragt, ein drittel seiner Gläubiger, und so wuchs der Hydra seiner Wucherschuldenlast von Tag zu Tag ein neues Haupt.

So standen heut die Dinge. Und dazu kam, daß es auch der Bühne, an welcher Herr Schirmer wirkte, nicht eben glänzend ging; ein Theater, in welchem alberne Possen in großartiger Ausstattung — unter hundert nur sehr unzulänglich kostümierten Chordamen that man es nicht! — hatte der vornehmeren Kollegin den Rang abgelaufen. Schirmer schwebte also halb in der Luft.

Louise von Rochlitz hielt zwar Schulden für etwas Schreckliches. Aber sie liebte den Künstler und wollte ihm helfen, wollte alles für ihn bezahlen. Seine Neigung stand, wie es den Anschein hatte, nicht ganz auf der Höhe der ihren; indessen, seine Absicht, sich mit ihr zu verheiraten, war doch wohl ehrlich. Ein gemütlicher Kerl, im Leben ganz so, wie man ihn auf der Bühne belachte — sorglos, übersprudelnd heiter, ein bischen frivol sogar, aber nicht unvernünftig.

Freilich, diese Partie für Louise war, was der Berliner eine „ausgefallene Sache“ nennt. Und dann, der nüchterne Rudolf überrechnete im Stillen: Louisens Mit-

gift war für die „Baronesse“ eigentlich nicht bedeutend; sie würde aufgehen, um den Künstler zu rangiren. Außerdem würde Achim, der ja konventionell vornehm dachte, sich über die Heimlichkeit der Beziehung ärgern. Daß Louise mit dem Schauspieler bummelte und in ein Restaurant ging, war ja auch schlechthin unverzeihlich, obgleich beide es als etwas ganz Natürliches und Zufälliges hinstellten.

Rudolf befand sich in heftigem inneren Widerstreit. Die Sache schien ihm undiscutirbar und aussichtslos; aber Louise bat so inbrünstig — dieses streng, ja, fromm erzogene Mädchen machte so gar kein Hehl aus ihrer Verliebtheit! Es handelte sich ja um einen Künstler, und weil er ein Künstler war, meinte sie sich gar nicht genieren zu brauchen, sich ihm an den Hals werfen, sich kompromittiren zu dürfen, ja, sie betrieb die Verheiratung mit ihm als eine sozusagen heilige Sache. Dazu mußte jeder heran.

Und mit einer Koketterie, einer süßen, heißen Leidenschaftlichkeit, die ihr eigentlich plumpes Gesicht geradezu verschönte, bat sie, beschwor sie den Jugendfreund, flehte sie Rudolf um Hilfe an.

Herr Schirmer saß wohlgefällig lächelnd dabei, verhielt sich ziemlich passiv; er war ja seiner Sache sicher. Und das verliebte Mädchen hätte sich noch viel ärger kompromittirt, wenn er wollte. Aber er wollte nicht, er wollte sie heiraten als Ehrenmann. Nur ihre Angst deswegen machte ihm wenig Sorge; das würde schon alles werden!

„Liebe Louise,“ sagte Rudolf endlich, „ich wünsche Ihnen von Herzen Glück; aber ich kann da wirklich gar nichts thun. Nicht ich, sondern mein Bruder Paul ist der Freund Ihres Bruders; ich bin lediglich mit einigen seiner geschäftlichen Angelegenheiten betraut worden. Und als sein Rechtsbeistand will ich Ihrem Bruder gern be-

tätigen, daß Herr Schirmer ein hervorragender Künstler ist und ein Ehrenmann dazu.

Damit gab sich Louise zufrieden.

Und schon damit handelte Rudolf eigentlich ein wenig gegen sein Gewissen. Er ging nur selten ins Theater, schon deshalb, weil noch bis vor kurzem wenigstens sein Geld dazu nicht hinreichte. So war Schirmers Ruf nur aus Zeitungsberichten zu ihm gedrungen, wie er auch sein Bild mehr aus den Schaufenstern kannte, als von der Bühne her. Seinen Charakter gar kannte er erst seit heute. Aber man mußte Louisens schönen Augen auch etwas zu Liebe thun. Soweit durfte man schon gehen.

In dieser Weise handelte er mit sich selbst, während er nun auf dem Heimwege war. Er wohnte noch als armer Anfänger im dritten Stock eines der alten häßlichen Häuser der Mittelstraße. Das ganze Quartier bestand aus drei Räumen: einem sehr schmalen einfenstrigen Zimmerchen, in dem sein Schreiber — Bureauvorsteher genannt — arbeitete, einem Arbeits- und Empfangszimmer und einer Küche, die man nach Drapirung des Heerdes zur Schlafstube gemacht hatte. Morgens kam eine Aufwärterin, die das Notwendigste besorgte. Im Übrigen empfand er bei seiner Bedürfnislosigkeit das Ärmliche seiner Existenz gar nicht. Wenigstens jetzt nicht mehr. Anfangs, in der Studentenzeit mochte er wohl dem Vater, der ihn so knapp hielt, gegrollt haben. Das war nun auch überwunden; er hatte sich in sich selbst zurückgezogen, sich ganz auf sich gestellt, die Gesellschaft, soweit es irgend anging, gemieden. Um so eifriger hatte er sich seinem Studium gewidmet, hatte dafür freilich ganz unbeachtet gelebt. Das Trinken hatte er sich gar nicht, das Rauchen knapp angewöhnt. Er fügte sich dem allen nicht immer gern und willig, aber doch stolz und zufrieden mit sich selbst — anders wie so viele, die nichts über sich vermögen.

Als er das Assessorexamen hinter sich hatte, versetzte

man ihn auf seinen Wunsch an das Amtsgericht nach Mansburg, wo er bei seinem Vater wohnen, essen konnte und den traurigen Zustand der Unbesoldetheit leichter überkam. Es wäre wohl nicht schwer für ihn geworden, die richterliche Carrière einzuschlagen, aber eine unwiderstehliche Neigung zog ihn zum Anwaltsstande, wo seiner Meinung nach sich seine individuellen Anschauungen vom Rechtsleben freier entwickeln konnten. Auch würden noch Jahre vergehen, bis er Richter oder Staatsanwalt würde. Andererseits ging sein Vater bereitwilligst darauf ein, ihm ein kleines Kapital zur Etablirung als Rechtsanwalt vorzustrecken. Aber diese kleine Summe ging völlig drauf. Und da Rudolf zwei Jahre hindurch fast ohne nennenswerte Beschäftigung blieb, so darbte er eben weiter, schlimmer, denn als Student. Bis dann diesen Sommer die große Wendung kam. Er war da zu einem Prozeß gekommen, wie im Traume. Ein berühmter Kollege war im letzten Augenblick verhindert, jene Sache wahrzunehmen, und der bedrängte Journalist griff sich sozusagen blind einen Anwalt aus der Menge der auf den Couloirs des Moabiter Gerichts herumwimmelnden heraus. Dort draußen, auf einem dieser Korridore, in welche die Thüren der kleinen Verhandlungssäle münden, setzte der Angeschuldigte seinem neu erwählten Anwalt den Fall auseinander. Es handelte sich um eine scharfe Kritik, die an polizeilichen Maßregeln geübt worden war — und Rudolfs starkes, freiheitsdürstiges Naturell sympatisirte fast unbewußt mit dem Mann, der heute vielleicht zu einer längeren Freiheitsstrafe verurteilt werden würde, weil er gethan, was ihm seine Pflicht schien. Und dem jungen Anwalt gelang, was sein Klient selber nie zu hoffen gewagt hatte: er erreichte nicht nur die Freisprechung seines Mandanten, sondern seine überzeugenden Darlegungen bewirkten, daß gegen jene Polizeiorgane strafrechtlich vorgegangen wurde, deren Dienstehre angeblich angegriffen worden sein sollte.

Das war ein Sieg von hoher prinzipieller Bedeutung.

Von nun an ging es schnell vorwärts.

Und nun auch durfte er den kühnen Gedanken fassen, sie heimzuführen, sie, die er liebte mit alle der Leidenschaft, die sich in seinem liebeleeren, armseeligen, freudlosen Leben aufgespeichert hatte.

O Gott — wie glückselig war dieser Schirmer, so geliebt zu werden! Er, Rudolf war nicht so glücklich — er war ja auch gar nicht liebenswürdig; diese Schauspieler sind schon interessant, nur, weil sie Schauspieler sind. Und er, Rudolf, er mußte erst eigentlich beginnen, die Königin seines Herzens sich zu erobern, d. h. ihr Herz zu gewinnen, denn „rechtlich" gehörte sie schon ihm. Aber noch liebte sie ihn nicht eigentlich. Das würde indessen schon noch werden — sie glaubte ja an ihn, verehrte ihn. Ihr war er eine Idealgestalt, viel mehr und besser als Schirmer für Luise, und so würde sie ihn auch lieben lernen.

Früh, wie ein kleinstädtischer Philister, nüchtern — nur berauscht von dem Gedanken an sie, ging er zu Bette, nicht ohne zuvor die Akten für morgen noch einmal sehr gründlich durchgeackert zu haben. Zwar, studirt hatte er sie längst, aber man konnte nicht fest genug sein.

Zu den Terminen, die er in Moabit wahrzunehmen hatte, kam am Morgen noch eine telephonische Berufung zu Keller. Es handelte sich um ein umfangreiches Material, ja, sogar um eine Art Lokalbesichtigung, so daß die Sache nicht mit einem Besuche in Rudolfs Bureau abzuthun war. Und Rudolf war pünktlich zur Stelle.

Keller wohnte in einem neuen Prachtbau in einer der jüngsten Straßen Berlins, im Tiergarten, an der Stadtbahn. Erst, als Rudolf das Haus betrat, entsann er sich der Scene von gestern im Restaurant. Aber was der Referendar gesagt, war ja nur ein Scherz

gewesen, in Wirklichkeit konnte er einem Fräulein Nelly nicht gefallen. Womit auch? Wieso? er hatte den Frauen nie gefallen, und wo er es einziges mal vermochte, da hatte diese Eine in seine Seele gesehen.

Dennoch war er ein wenig verblüfft, als er Nelly bei ihrem Vater im Comptoir traf, in heftiger Debatte.

„Da sind Sie ja, Herr Doktor," rief ihm Keller entgegen, „Sie sind wirklich die Pünktlichkeit selbst! . . . Liebe Nelly, Du läßt uns wohl für einen Augenblick allein."

Nelly erhob sich zögernd, ungern; sie wäre offenbar lieber geblieben, nicht nur, weil der Doktor gekommen, sondern auch, weil die Sache sie interessirte.

In einem einfachen, dunklen Hauskleide, das nichtsdestoweniger die Hand einer ersten Modistin verriet, sah Nelly mit ihrer nachdenklichen Miene etwas älter aus, als sie war, aber durchaus nicht unsympathisch.

Sie schämte sich augenscheinlich, so weggeschickt zu werden, es paßte ihr nicht. Indes, sie ging, weil sie doch vor dem Fremden ihrem Vater nicht opponiren wollte.

„Ich darf Dir, kann Dir ja nicht raten, Papa," sagte sie, „aber der Herr Doktor wird Dir sicherlich das Richtige sagen."

Ein warmer anteilvoller Blick traf den jungen Anwalt, doch ließ Herr Keller diesem gar nicht Zeit, darüber klar zu werden. Mit einem fast ungeduldigen Eifer drängte er seinen Rechtsfreund in die Verhandlung hinein. Natürlich eine Grundstückspekulation. Hier draußen, so hoffte man, würde in den nächsten Jahren eine große Ausstellung stattfinden. Dazu war nicht nur die Anlage ganz neuer Straßenzüge erforderlich, nein, auch jedes bebaute Fleckchen gewann doppelten Wert. Nun besaß da ein kleiner Fabrikant ein Terrain, das er für den eigenen Betrieb notwendig brauchte, eine

Mörtelfabrik oder dergleichen, dazu ist viel Raum erforderlich. Keller hatte Hypotheken auf dem Grundstück jenes Mannes, und es war nicht allzuschwer, eine Subhastation herbeizuführen, in welcher dann Keller zweifellos Käufer des unter Umständen außerordentlich wertvollen Terrains geblieben wäre. Aber wenn auch so etwas wie ein Rechtsgrund vorlag, gegen den Hypothekenschuldner einzuschreiten, es bestanden doch Verhältnisse, die Herrn Keller moralisch hätten zwingen sollen, Nachsicht zu üben. Er hatte jenem Manne ein halbes Versprechen gegeben, ihn in seinem Betriebe nicht zu stören — als Gegenleistung dafür, daß jener ihm früher den wertvolleren Teil seines Grundstückes, denjenigen der heute längst Straßenfront und mit Prachtbauten bestellt war, für ein Billiges überlassen hatte. Mit einem Worte, die Dinge lagen so, daß Rudolf Meyer rund heraus erklärte, Herrn Keller in diesem Falle nicht vertreten zu wollen.

Keller seinerseits glaubte einfach nicht an die Ablehnung. Der junge Mann hatte offenbar Vorbehalte. Andererseits, es war mißlich, ihn zum Vertrauten und doch nicht zugleich zum Helfer zu haben. Also ja kein Bruch!

„Sie wollen wirklich nicht, Doktor? Trotz des hohen Objektes?“

„Vielleicht gerade deswegen nicht, Herr Keller — sein Sie mir nicht böse!“

„Gott bewahre, lieber Freund, ganz im Gegenteil, das imponirt mir! — Sie trinken doch eine Tasse Kaffee mit uns? Ich sehe, Nelly wartet schon draußen.“

Vielleicht gelang es Nelly noch, ihn zu ködern. Da er nun schon einmal eingeweiht war, wär's immerhin besser gewesen. Und er hatte ihr ja sehr gefallen.

Nun saßen die beiden jungen Leute — Herr Keller war plötzlich abgerufen worden — auf dem großen Balkon mit vergoldetem Gitter. Köstliche Palmen, eine

entzückende Blumenflora deckten den Blick von der Straße her. An einem kleinen Marmortischchen nahm man den Kaffee.

„Ich bin der Meinung," hatte Nelly fast ohne Einleitung begonnen, „daß Papa das geplante Geschäft lieber lassen sollte. Wie denken Sie darüber, Herr Doktor?"

Rudolf horchte frappirt auf.

„Ich habe zwar," erwiderte er nicht ohne Verlegenheit, „meinen Rechtsbeistand versagen müssen, weil — weil derlei nicht eigentlich — mein Genre ist. Aber ich muß doch sagen, daß erstens Ihr Herr Vater die Sache leicht ohne mich machen kann, und daß vermutlich sehr viele andere in seiner Lage sie jedenfalls machen würden. Derlei ist alltäglich, liegt ziemlich naturgemäß im Wirkungskreise Ihres Herrn Vaters. Und von seinem Standpunkte aus hat er ganz Recht."

„Sie aber, Herr Doktor, hatten Sie denn ein Recht, abzulehnen?"

„Ja, mein liebes Fräulein, ich darf solche Geschäfte ablehnen," sagte er nicht ohne Stolz, „wenn auch Ihr Herr Vater allen Grund hat, mich deshalb für einen Thoren zu halten."

„Ich verstehe — verstehe vollkommen. Gewiß, Papa kann nicht anders. . . . Ich begreife alles. Sie aber, Herr Doktor, Sie sind anders als die anderen, sie wollen ja alle immer nur Geld verdienen, während Sie den komischen Ehrgeiz haben, ein Charakter zusein."

„Sie überschätzen mich, mein gnädiges Fräulein. Zwar, ich brauche zunächst kein Geld, ich habe, was ich brauche, denn ich stehe allein. . . ." Er verfärbte sich, denn er hoffte ja, nicht mehr lange so allein zu stehen. „Aber es ist auch ohnedies wirklich garnichts so besonderes, glauben Sie mir, nichts, als eine persönliche Neigung von mir. . ."

„Doch, doch,“ eiferte das junge Mädchen, „es ist etwas Besonderes,“ und sie sprang erregt auf, „ich fürchte, Sie werden sich von meinem Vater ganz zurückziehen — das thäte mir sehr leid, Herr Doktor.“

„Das hängt ja lediglich von Ihrem Herrn Vater ab. Allerdings, ob er mir nun sein Mandat noch ferner läßt..?“

„Ich hoffe es,“ sagte sie fest. „Sie könnten der gute Genius meines Vaters werden. Wie dem immer sei, Herr Doktor, ich, die den Mut der Aufrichtigkeit hat, ich gestehe es Ihnen: Es würde mich glücklich machen, wenn wir Freunde bleiben könnten.“

Er wurde rot wie ein Knabe.

„Fräulein Nelly,“ stammelte er in ängstlicher Verlegenheit, „Sie überhäufen mich mit Güte. . . . Ich — ich — bin ein so unbedeutender, uninteressanter Mensch . . Wenn Sie mir aber wohlwollen, so wird es mich ehrlich freuen. Sie stehen so hoch über anderen jungen Damen. . . . .“

Das Erscheinen Kellers unterbrach die beiden. Der Vater mit seinem scharfen, klugen Geschäftsblick erriet die Situation, aber er deutete sie falsch. Und er war zufrieden, sichtlich zufrieden. Diese Nelly war eine unbezahlbare Tochter.

„Sie haben sich ja mit meiner Tochter befreundet, Herr Doktor! Aber ich warne Sie, Nelly ist ein sogenannter Dickschädel — voll eigener Meinungen. . . .“

„Das ist für mich von großem Reiz,“ sagte Rudolf, der nun begriff, daß er hier Farbe bekennen mußte. „Ich bin so glücklich, die Sympathie des gnädigen Fräuleins gewonnen zu haben, und darum wollte ich ihr eben erzählen, was ja eigentlich wie eine Thorheit aussieht, nämlich, daß ich ein ganz armes Mädchen liebe und sie heimzuführen gedenke. . . Es ist ein kleiner Roman, und Fräulein Nelly wird mir gelegentlich erlauben, ihn ihr zu erzählen.“

Nelly, die ohnehin nicht viel Farbe hatte, war um einen Schein blasser geworden.

„Ich habe noch nie einen Roman aus der Wirklichkeit kennen gelernt,“ erwiderte sie mit einem matten Lächeln, „ich hoffe aber, daß dieser ein gutes Ende nimmt — daß sie sich kriegen.“

Sie sprach das freilich mit gewohnter Selbstbeherrschung. Aber Rudolf war doch weltklug genug, zu ahnen, das sie in der That mehr als Freundschaft von ihm erwartet hatte. Reich, klug, selbstbewußt, anziehend, wie sie war, hatte sie ungenirt den ersten Schritt gethan, ihres Erfolges sicher. Und nun hatte sie sich getäuscht. Er liebte „eine Andere“ und der Roman aus der Wirklichkeit gewann dadurch eine zwar nicht neue, aber immer wieder interessante Wendung.

Keller lachte fast roh:

„Da gratuliere ich Ihnen, Herr Doktor!“

Er nahm das gar nicht ernst. Dieser Doktor hatte ein Verhältnis, von dem er sich erst losmachen mußte, und war so dumm, das auszuplaudern.

Rudolf hatte allerdings von seiner Liebe sprechen wollen, aber Kellers Lachen machte ihn verstummen. Er empfahl sich rasch.

Nelly hatte verstanden.

„Sie werden mir alles erzählen,“ flüsterte sie ihm zu, „ein ander mal.“

Er drückte dem klugen, hochherzigen Mädchen die Hand.

Als das schmiedeeiserne Gitter hinter ihm zufiel, ward ihm ganz klar, daß eine große Wendung seines Geschickes hinter ihm lag. So schnell war sie an ihn herangetreten — so schnell entschwunden, wie eben der Stadtbahnzug seinem Blicke entschwand, nur noch ein dumpfes Rollen zurücksendend. Er hätte Kellers Schwiegersohn werden können. Reichtum, Stellung, Praxis,

eine gescheite, liebe Frau, die stolze Aufgabe, sie vor ihrem Vater zu schützen, der vielleicht doch auf Abwege geriet — das alles hatte ihm gelacht. Aber es konnte nicht in Betracht kommen. Wenn sie, die sein Herz erfüllte, ihn auch nicht so liebte, ihm auch nicht so viel entgegentrug, wie er ihr, so hoffte er doch auf die Zukunft. Sein Herz war nicht frei, war nicht zu vergeben.

Im Übrigen war es auch gut so. Denn als der Schwiegersohn dieses reichen Mannes wäre er gar zu abhängig geworden. Nelly würde ja sicher einen Anderen finden.

Nun er sie aber zurückgewiesen, nun mußte er den Mut finden, um die Geliebte zu werben. Bisher hatte seine Armut und die Zaghaftigkeit ihn gehindert, die ein ehrlich liebendes Herz empfindet, das nicht nur besitzen, sondern auch beglücken will.

Und wieder kam er berauscht von süßen Träumen nach Hause. Welch eine Vorstellung, dies holde Geschöpf sein eigen, hier in diesen Räumen, als Herrin des Hauses, das ganz durchsonnt sein würde von ihrer Schönheit, ihrem Lächeln, ihrer reizend stolzen Art. Ach, dies unerhörte Glück würde ihm Riesenkräfte geben. —

Auf seinem Tische fand er einen Brief aus Mansburg. Von Achim von Rochlitz. Er lautete:

„Geehrter Herr Doktor! Leider sehe ich mich genöthigt, die Vertretung meiner Angelegenheit von heute ab anderen Händen zu übertragen, so trefflich Sie auch bisher mein Interesse wahrten. Anlaß dazu ist eine Differenz mit Ihrem Herrn Vater, in Folge deren ich mich entschließen mußte, bisher geübte Rücksichten fallen zu lassen. Da ich nun ohnehin mit ihm im Streite leben werde, vielleicht sogar im Prozeß, und andererseits beteiligt sein werde an einer hier neu zu begründenden Zuckerfabrik, so scheint mir, daß wir beide, Sie und ich,

nicht fernerhin gemeinsam arbeiten können. Ich verfehle nicht, hierüber mein aufrichtiges Bedauern auszudrücken, und begrüße Sie mit unveränderter Wertschätzung."

Was war da geschehen? Was hatte sich in den wenigen Monaten, die seit dem Tode des alten Rochlitz vergangen waren, zugetragen? Rudolf beschloß, gleich am nächsten Abend nach Mansburg zu reisen.

* * *

IV.

Baronesse Viki war unerwartet zu Bürgermeisters gekommen.

Auf dem Lande kümmert man sich zumeist wenig um die Etikette, und man bleibt trotzdem, was man ist.

Viki genirte sich nicht im geringsten auszugehen, so wie sie ging und stand, das heißt im Kostüm der Milchkammer. Nur die Schürze hatte sie abgelegt und einen Gartenhut aufgesetzt. Dieser Hut war allerdings für den Garten wenig benützt worden, denn Viki machte sich wenig aus dem Sonnenbrand; der Hut war aber trotzdem verbogen. Er hatte immerhin den ganzen Sommer fungirt.

Viki wurde bei Bürgermeisters mit allen gebührenden Ehren empfangen, wenngleich sie nicht sehr imponirend aussah. Man führte sie in die gute Stube und wies ihr den Platz auf der rechten Seite des altmodischen Sofas an.

Frau von Golz war sehr aufgeregt. Wieder einmal war ihr der Papagei entflogen, schon seit gestern Abend, und noch immer nicht wiedergefunden.

Baronesse Viki zeigte jedoch nicht das richtige Interesse für dieses Ereignis. Und Waldine saß wieder einmal da wie eine Statue. Wenn jemand vom Schlosse

kam, mußte sie so dabei sitzen, respektvoll und anscheinend aufmerksam, doch war sie in Wirklichkeit mit keiner der Baronessen eigentlich befreundet. Viki war viel zu alt für sie, Louise viel zu sentimental oder auch närrisch, wie Waldine manchmal sagte, und Liselotte war ganz die hochmütige Großstädterin, welche Dinge und Menschen in Mansburg ausschließlich spaßhaft nahm.

Doch saß Waldine pflichtschuldigst dabei, während ihre Mutter von dem Papagei erzählte und die Baronesse von den Tagelöhnern auf den Kartoffelfeldern, welche so schrecklich viel Ärger verursachten. Wie eine verwunschene Prinzessin, die gar nicht hierher gehört, lehnte Waldine in dem verschossenen Fauteuil, mit der ganzen stolzen Zerstreutheit und Achtlosigkeit, welche Viki als impertinenten Hochmut bezeichnete. Da zudem Frau von Golz sich nicht für die Tagelöhner auf den Kartoffelfeldern und die Baronesse sich nicht für den Papagei zu interessiren vermochte, wirkte es wie eine Erlösung, als Viki erklärte, sie wolle eigentlich den Herrn „Major" sprechen.

So ließ sich nämlich der Herr Bürgermeister nennen, weil das großartiger klang; und doch giebt es viel mehr Majors als Bürgermeister und von der letzteren Gattung immer nur einen in jeder Stadt.

Da kam der Herr „Major" übrigens schon von selbst, denn auch er empfand es als eine Ehre, wenn jemand vom Schlosse sich blicken ließ. Er sah noch immer militärisch aus, recht ansehnlich und hielt sich sehr stramm, während seine Frau sich sehr vernachlässigt hatte. Von ihrer Mutter hatte Waldine schon gar nichts.

Übrigens war Herr von Golz ein musterhafter Wirt im Hause wie im Stadtbudget, in allen Stücken ein Ehrenmann, nur ein wenig herabgekommen durch den langjährigen Einfluß der Kleinstadt. Was ihm fehlte, war die Fühlung mit dem modernen Leben. In dem

Augenblick, als er vor dem Examen des Stabsoffiziers zurückgeschreckt war, hatte er schon diese Fühlung zum Teil verloren.

Seine Tochter machte ihm wenig Sorge. Ein so schönes Mädchen aus guter Familie verheiratet sich leicht. Das war so und wird immer so sein. Seine recht ungebildete Frau dachte viel praktischer. „Die Schönheit und das „von“ ist ein Quark“, sagte sie, „wenn ein Mädchen kein Geld hat“.

Waldine hatte die schöne Adlernase, die gute Haltung und eine gewisse stolze Sorglosigkeit von ihrem Vater.

„Große Ehrrre“, schnarrte jetzt der Major das Freifräulein mit dem verbogenen Gartenhute an. Er sprach ein bißchen schwerfällig, was schon seine Scheu vor dem Examen erklärte.

Viki nahm sofort energisch das Wort, ohne sich sehr um die respektvolle Begrüßung zu kümmern.

„Ich wollte Ihnen nur erzählen, Herr Major, was bei uns vorgefallen ist. Mein Bruder, der Freiherr (sie hatte ihren Vater nie so genannt, aber die neue Würde Achims mußte doch betont werden), der will eine Zuckerfabrik „gründen“ — ich sage „gründen“, nicht bauen, einrichten 2c. — sondern mit einer Aktiengesellschaft, bei welcher er das große Tier ist. Bei Ihnen, Herr Major, hat Achim den Herrn aus Berlin kennen gelernt, der ihn dazu verleitete. Ein sogenannter Ingenieur! Gott, was sich so alles Ingenieur nennt! Nach meiner Meinung ist er ein bloßer Agent, ein besserer Handlungsreisender, und wenn er auch etwas gelernt hat. Es thut mir sehr leid, daß es in Ihrem Hause gewesen ist“.

„Aber gnädiges Fräulein“, raffte sich nun Herr von Golz auf zu erwidern, „ich muß doch die heimische Industrie unterstützen. Es ist meine Pflicht und Schuldigkeit — ich habe sogar das Interesse des Herrn Bruders

angerufen — natürlich nur so im Allgemeinen. Freilich, ich habe nicht vorausgesehen, daß — hätte auch nicht geahnt — — — schon wegen der Firma Weyer, die bei dem seligen Herrn so in Gnade stand".

„Hat sich was mit der Gnade", schrie Viki, „Achim hat sich mit dem alten Weyer überworfen, will nicht sagen warum. Doch gewiß, er will dem Weyer etwas anthun; dabei redet er sich ein, er würde dabei selbst zu Vermögen kommen, sich auszeichnen, sich in den Landtag wählen lassen, vielleicht sogar in den Reichstag und anderes dummes Zeug mehr".

Der Major raffte sich nun wieder zu einer Entgegnung auf.

„Gnädiges Fräulein belieben zu glauben — das ist wirklich kein dummes Zeug! Sehr viele Grundherren thun heute das Nämliche."

„Meinetwegen", rief Viki immer erregter, „aber für Achimchen" — — — sie vergaß sich und sagte nicht mehr „der Freiherr" — „ist's doch nur dummes Zeug, denn Achimchen versteht nichts davon. Der seelige Papa hat von Geldgeschäften auch nichts verstanden; den konnten sie beschummeln, wie sie wollten, der merkte nichts. Ja, wenn ich immer dabei wäre! Freilich, von Gründungen und Aktiengesellschaften verstehe ich auch nichts, aber ob es mit rechten Dingen zugeht oder nicht, dafür habe ich eine Nase!"

Gewiß, Vikis Nase konnte sich sehen lassen. Die Baronesse stand jetzt mitten in der Stube, fuchtelte mit den Armen und schleuderte dies alles dem Major ins Gesicht, als wäre er schuld an allem. War er doch der Bürgermeister und immerhin verantwortlich für das, was um ihn vorging.

Frau von Golz ließ das unvermeidliche Strickzeug fallen; sie strickte das ganze Jahr an der Weihnachtsbescherung für die armen Kinder.

Waldine riß die schönen tiefblauen Augen weit auf. Nun wollte sie gern verstehen, und verstand doch nicht, was Achim eigentlich wollte.

„Der junge Freiherr war doch so lange auf der Schule in Berlin, gnädiges Fräulein," versetzte nun der Major, „er wird doch am Ende wissen, was er thut."

Aber das war Wasser auf Vikis Mühle.

„Ja, wenn man davon gescheidt würde," rief sie, „dann wären sie alle gescheidt und ich die Dumme! Aber das ist belämmert, Herr Major! Die Louise war in Berlin und auf der höheren Töchterschule und ist doch — Gott verzeih' mir die Sünde — eine dumme Gans! Und die Lise — so nannte Viki zumeist ihre jüngere Schwester — die war in Braunschweig auf der hohen Schule! Die hat zuviel gelernt, die will alles besser wissen. Achim aber, glauben Sie mir's, der hat noch lange nicht genug gelernt. Er ist ein hübsches Lieutenantchen und nun viel zu früh von der Strippe los. Er will nun alles anders und besser machen als Papa, und ein großer Mann werden. Aber die Berliner werden ihn beschummeln, passen Sie auf, Herr Major! Und darum wollte ich Sie fragen, könnten Sie nicht von Amtswegen etwas thun, daß aus dieser Gründung nichts wird. Es schickt sich auch gar nicht für uns, daß wir den Weyers Konkurrenz machen, da doch der Karl Weyer unser Inspektor und dann unser Pächter war. Achim kündigt nun dem Manne den Pacht, will die Rübenfelder selbst bebauen und den Weyer sozusagen tot machen. Ganz unpassend das! Wenn ich Handkäse mache, so thue ich doch niemand einen Schaden damit, denn hier in Mansburg macht keiner Handkäse genug. Das aber mit der Zuckerfabrik müßte verhindert werden, und Sie verdienen sich Gotteslohn, Herr Major, wenn Sie meinem Bruder einen tüchtigen Knüppel zwischen die Beine werfen."

Jetzt, da Vikis weibliche Unwissenheit so hervortrat, wurde der Major wieder Herr der Situation.

„Mein gnädiges Fräulein,“ versetzte er sehr feierlich, „das liegt nicht in meiner Amtsbefugnis, es wäre auch gegen die Interessen der heimischen Industrie“.

Weyer zeigte sich nämlich sehr gleichgiltig gegen die Interessen der Stadt und der Bürgermeister hatte keinen Grund, ihn zu schonen.

„Ich hoffe, Sie irren sich, und der junge Freiherr wird seinen Posten so ausfüllen, wie es seinem Namen und seiner Herkunft entspricht.“

Viktoria war sehr gereizt, sehr enttäuscht.

„Wissen Sie, Herr Major, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich fände schon Mittel und Wege, denn es ist hier sicher genug an einer Zuckerfabrik. Mögen sie doch wo anders eine gründen! Aber wenn Sie sich nicht für befugt halten, so werde ich über meinen Bruder wachen, vielleicht gelingt es mir, obgleich ich nicht auf der hohen Schule in Berlin war. Und nichts für ungut, Herr Major. — Adieu, Frau Bürgermeisterin! Wollen Sie nicht nachmittags auf ein Täßchen Kaffee kommen? Die Frau Pastorin kommt auch mit ihrem Gaste, sie hat Logirbesuch. Waldinchen, Sie sind ja heut wie auf den Mund gefallen! Wollen Sie sich auch einmal bei uns blicken lassen? Ihr jungen Leute könnt ja kegeln! Also auf Wiedersehen!“

Frau von Golz hatte keine Ahnung, welche erregten Worte neulich zwischen ihrer Tochter und dem jungen Freiherrn gewechselt worden waren. Darum erschien es ihr selbstverständlich, daß Waldine nach dem Schlosse mitkam. Nebenbei hatte Viki erwähnt, daß Achim heute nicht da sei, auf dem Vorwerk würde mit der neuen Maschine gedroschen.

So folgte Waldine stumm und ergeben ihrer Mutter.

„Gott, wie Du Dich nur wieder hast,“ schalt die

Mama, „als ob Dir die Hühner d. Brot weggefressen hätten! Schon heute Vormittag hast Du keinen Ton gesagt. Die Baronesse hat es wohl gemerkt. Ich möchte nur wissen, was Du Dir einbildest! Manchmal kannst Du doch ganz fix mit dem Munde sein, wenn Du nur willst.“

„Mama, ich denke auch manchmal über meine Zukunft nach,“ versetzte Waldine ernst.

„Ach, da giebt's nichts weiter zu denken“, schalt die Mutter weiter. „Nur vernünftig sein, weiter nichts! Rudolph Weyer wird Dich ja nehmen, wenn Du nur weiter keine Dummheiten machst.“

Frau von Golz als kluge Mutter wußte, daß der junge Anwalt sich um ihre Tochter bewerben würde, sobald sein Einkommen danach war. Nur mußte man Waldine behüten, daß sie sich nicht zu viel mit den jungen Laffen einließ, die sie unausgesetzt umschwärmten. Darum wollte sie Waldine, trotz deren Unlust fortzugehen, nicht allein zu Hause lassen. Die Studenten strichen immer in dem Garten herum.

Waldine hatte wieder ihr rosa Kleidchen an, das heute frisch geplättet war. In ihrer Armut und Unwissenheit hatte sie kaum eine Vorstellung von dem, was die Großstädterin Toilette nennt. Doch war sie sich trotzdem ihrer Macht bewußt, ja, sie schätzte den Putz darum gering.

Dennoch, was sollte aus ihr werden in dieser ländlichen Abgeschiedenheit, wenn nicht Rudolf sich ihrer erbarmte, oder wenn nicht ein Wunder geschah? Aber an dieses Wunder durfte sie nicht denken.

Zu ihrem Schrecken erfuhr sie, daß Achim doch anwesend sei. Allerdings, er war in einer Konferenz mit dem Ingenieur Weber aus Berlin vertieft. Während die Damen am Kaffeetisch Platz nahmen, wurde er nach der Dreschmaschine berufen, in deren Betrieb eine kleine

Störung eingetreten war. Der Fremde wartete oben in Achims Arbeitszimmer. Man brachte ihm den Kaffee hinauf.

Waldine fühlte sich erleichtert, daß sie Achim nun wohl heute nicht begegnen würde. Hier, unter all den gleichgültigen Menschen wäre es ihr schrecklich gewesen. Er hatte wohl gar keine Ahnung, daß sie da war.

Die Damen nahmen den Kaffee auf der großen Altane, die einen hübschen Ausblick bot auf die Blumenrabatten des Gartens. Nachmittags war es schattig hier und prächtig lag heute die Sonne auf den sich verfärbenden Baumwipfeln des Parkes. Auch die mürben Kuchen, die Viki selbst gebacken, waren vorzüglich geraten, obgleich die Baronesse heute Vormittag weggegangen war, als sie eben in die Röhre geschoben wurden. Liselotte, die stets einen vortrefflichen Appetit hatte, vertilgte ein Stück nach dem andern. Es war ja ohnehin so langweilig an diesem Kaffeetisch; das Essen war hier das einzige Vergnügen.

Waldine aber, die immerfort ängstlich lauschte, ob Achim käme oder nicht käme, bröckelte nur so an dem Kuchen herum, was Viki fürchterlich ärgerte.

Was die Prinzessin wohl zu Hause zum Kaffee aß!

„Nun wird der junge Herr wohl auch an's Heiraten denken," bemerkte die Frau Pastorin, während ihr Gast, eine Konsistorialratswitwe, sich etwas steif und schüchtern verhielt. Das Schloß imponirte ihr.

„Ich bin ja auf dem Posten, es eilt nicht so sehr," meinte Viki scharf.

Und sie sah dabei Waldinen herausfordernd an.

Aber Waldine merkte nichts.

Sie bot einen schroffen Gegensatz zu Liselotte, welche sehr genau zu beobachten pflegte, was um sie vorging. Sie war eben so mundfertig, als Waldine träumerisch, zerstreut und achtlos.

Und Liselotte sagte jetzt sehr vorlaut:

„Der heiratet doch, wann er will, liebe Viki!“

Dabei wurde nun Waldine sehr zur Unzeit — rot.

Sie willigte, nachdem der Kaffee vorüber, ein, mit Liselotte zu promeniren, denn sie fürchtete, hier mit Achim zusammenzutreffen.

An dem großen Garteneingang lungerte eine bettelnde Familie umher, mit einer Harfe, einer verstimmten Geige und mißtönendem Gesang. Zwei Kinder bettelten.

„Macht, daß Ihr fortkommt,“ sagte Liselotte barsch. „Außer Ihr wollt dreschen, dann könnt Ihr Euch beim Inspektor melden — sonst marsch! Die armen Leute verzogen sich, zögernd, bestürzt. Liselotte bemerkte Waldinens befremdete Miene.

„Das Vagabundiren darf man nicht unterstützen,“ sagte sie. „Wenn ich was geben will, so gebe ich's viel lieber den Tagelöhnern, damit sie sich nach der Arbeit etwas gönnen. Freilich, wenn die Louise da wäre, die hätte jetzt ihr Portemonnaie ausgeleert.“

Waldine zuckte die Schultern. Sie hatte einfach nichts und bildete sich darum kein Urteil, ob man diesen Leuten etwas geben solle oder nicht.

Die beiden Mädchen wanderten hinaus. Das Schloß war von einem kleinen Dorfe umgeben, an dessen einem Ende, in geringer Entfernung das Städtchen, an dessen anderem Ende das Vorwerk lag.

Eine ganze Weile schritten sie stumm neben einander her, dann sagte Liselotte in ihrer grausamen Aufrichtigkeit.

„Viki ist der Meinung, Achim hätte es auf Dich abgesehen. Überhaupt, daß Du ihm gefällst, das sieht ja ein jeder.“

Waldine hob fragend den Blick. Wie schön ihre blauen Augen in diesem Augenblick waren, wie gewöhnlich dagegen die graugrünen Liselottens.

„Beruhige Deine Schwester! Achim und ich werden niemals ein Paar werden.“

Liselotte war etwas verblüfft von dieser schroffen Verneinung.

„Da hast Du Recht,“ sagte sie, „Du brauchtest einen reicheren. Wir sind verschuldet. Achim ist keine glänzende Partie.“

Waldine preßte schmerzlich die Lippen aufeinander. Ihr Stolz wurde ihr eben so oft vorgeworfen, als ihre Armut. Was würde schließlich ihr Los sein?

Liselotte merkte, daß sie ihren Gast verletzt hatte, und suchte einen Ausweg.

„Ich will einmal nach meiner Krippe sehen,“ sagte sie, „willst Du mitkommen?“

Sie, die Jüngste, die den Kuhstall, die Küche und die Käserei haßte, hatte, um sich doch zu bethätigen, eine kleine Kinderbewahranstalt begründet. Arbeiterinnen und Tagelöhnerinnen aller Art durften ihre kleinen Kinder in einen Grasgarten bringen, den Liselotte zu diesem Zweck von Achim erbettelt hatte. Ein der Schule entwachsenes Mädchen wartete dort gegen geringes Entgelt die Kleinen, welche mit Milch und Brot bewirtet wurden. In einer großen Geißblattlaube waren ganz einfache Spielsachen bereit. Liselotte ging da täglich ein- bis zweimal hin, um nach ihrer Anstalt zu sehen. Sie war sehr stolz darauf.

Aber Waldine lehnte ab, mitzukommen. Sie zog es vor, hier zu warten, bis Liselotte wiederkäme. Sie waren gerade an eine morsche Holzbank gekommen, dicht an dem sumpfigen Weiher, der mit uralten Weiden und Pappeln umsäumt war. Der Platz befand sich ungefähr in der Mitte zwischen dem Schloß und dem Vorwerk.

Die stolze Zurückhaltung wich aus Waldinens Miene, als Liselotte verschwunden war. Sie ließ den lange verhaltenen Thränen freien Lauf.

Die Stelle, wo sie saß, war einsam, durchaus nicht romantisch, aber auch nicht reizlos. Ein herrlicher Sommerhimmel lachte über dem verschilften Weiher, auf dem Gänse und Enten sich tummelten. Drüben, über den Baumwipfeln ragte das Schloß auf, und ein dumpfes, eintöniges Geräusch von ferne konnte wohl von der heute mehrfach erwähnten Dreschmaschine herrühren.

Wie wohl that es dem jungen Mädchen, allein zu sein. Was war alles an diesem Nachmittag auf sie eingestürmt, welche gehässigen Anspielungen hatte man auf ihre Beziehung zu dem jungen Freiherrn gemacht! Wie grundlos kränkte man sie, nur darum, weil sie arm war; zudem gehörte sie unwiderruflich einem Andern!

Ihre Einsamkeit wurde bald gestört, fremde Stimmen wurden in ihrer nächsten Nähe laut. Ehe sie es sich versah, war sie umringt von der Vagabundenfamilie, welche Liselotte vorhin fortgeschickt hatte. Zu den wandernden Musikanten hatte sich noch ein sogenannter armer Handwerksbursche gesellt, der keineswegs vertrauenerweckend aussah. Die ganze Sippe begann die junge Dame in unverschämter Weise anzubetteln.

Aber Waldine hatte keinen Pfennig bei sich. Sie rechtfertigte den boshaften Spitznamen, den ihr Viki gab, den einer Bettelprinzessin. Das war ihr einmal zu Ohren gekommen und sah auch Viki, die ihren Bruder reich verheiraten wollte, ganz ähnlich.

Waldine geriet in Verlegenheit. Sie versuchte es, sich den Bettlern zu entziehen, aber diese verfolgten sie hartnäckig und der „arme Handwerksbursche“ begann sie zu verhöhnen.

Ihre Lage war, wenn nicht gefährlich, so doch peinlich. Kaum hatte sie ihre Thränen getrocknet, und sie wußte nicht, wie und wohin sich retten.

Da auf einmal war Achim an ihrer Seite. Er mußte vom Vorwerk aus die Scene bemerkt haben. Mit

seinen hohen Jagdstiefeln hatte er den sumpfigen Weiher zum Teil durchwatet, um in wenigen Minuten an ihrer Seite zu sein. Nun streute er Geld hin, wie ein Fürst und jagte mit ein paar herrischen Worten das Bettelvolk auseinander.

Wortlos, glühend, gesenkten Auges stand Waldine dabei. Wie entzückend er ihr erschien in seiner Ritterlichkeit, in seinem Seigneurtum, wie so ganz und gar der Held ihrer Träume!

Nun waren sie allein. Eine kleine Weile sprachen sie ganz konventionell miteinander, wieso sie hergekommen, und wie er sie hier bemerkt, warum sie hier allein geblieben, und dergleichen mehr. Und dann verstummten sie wieder. Denn sie fühlten Beide, daß sie einander ganz Anderes zu sagen hatten.

Während die Weiden leise flüsterten, die Gänse und Enten behaglich schnatterten, sahen Achim und Waldine einander ins Auge. Sie fühlten das allgewaltige Schicksal, das ihre Herzen verband.

Waldinens trotzige Miene war längst verschwunden. Sie lächelte, während ihre Augen noch feucht glänzten. Wie das Glück, wie die Liebe selbst, stand sie vor ihm. Er öffnete ihr seine Arme und sie sank widerstandslos an seine Brust, duldete, daß er seine heißen Lippen auf die ihren drückte. Dann riß sie sich plötzlich von ihm los. Und doch kam niemand, sah sie niemand. Nur die Gänse und Enten schnatterten wie vorhin.

Er hatte sie zu sich auf die morsche, halb verfaulte Bank gezogen, die unter ihnen zusammenbrechen zu wollen schien. Nun flüsterten sie mit einander, leiser und heimlicher wie der Wind in den Pappeln.

Natürlich hatten sie einander immer geliebt. Damals, wie er zum erstenmal als Lieutenant nach Hause kam und sie beim Erntefest mit einander tanzten, da hatte sie es deutlich gefühlt. Aber — — — Sie schrie

jetzt auf, als wäre sie selbst entsetzt von dem, was sie ihm sagen oder eigentlich wiederholen mußte.

„Ich bin nicht frei — ich muß fort von hier — darf Dich nie wieder sehen!“

Er lächelte nur.

„Was fällt Dir ein? Du gehörst nun mir, und niemand darf Dich mir entreißen.“

Sie aber beharrte dabei:

„Ich darf nicht, darf nicht.“

Nun wurde er unruhig. Schon neulich hatte sie ihm gesagt, daß sie nicht frei sei. Sollte wirklich dieser Rudolf Ansprüche an sie haben? Das konnte ja nicht ernsthaft zu nehmen sein.

„Fühlst Du denn nicht, wie ich, daß es nun nicht anders mehr sein kann? Daß Du mein werden mußt? Wenn irgend ein anderer Dich haben will, so schieß ich ihn nieder.“

„Achim, Du frevelst,“ rief sie entsetzt. „Du weißt nicht, was ich ihm schulde, dem Rudolf Weyer!“

„Was kannst Du ihm schulden? Doch nicht Liebe? Denn Du liebst ja mich?!“

„Viel, viel mehr schulde ich ihm, als Liebe! Unauslöschlichen Dank!“

„Nun sage, wie das gekommen ist!“

Die Worte flogen nur so zwischen ihnen hin und her in heißem, kurzem Atem.

„Noch weiß es keiner als ich und mein Vater,“ stammelte Waldine, „wenigstens weiß es niemand genau. Und — mein Vater würde sich töten, wenn es jemand erführe ...“

„Mir mußt Du es sagen,“ drängte Achim, „denn wir sind nun Eins, Du und ich — es darf kein Geheimnis mehr geben zwischen uns beiden!“

Nein, das durfte es nicht — das begriff auch Waldine in diesem Augenblick; sie glaubte zu hören,

wie sein Herz pochte, sie sah, wie eine entsetzliche Angst ihm den hellen Schweiß auf die Stirn trieb. Und in abgebrochenen Sätzen, das blasse Gesichtchen abgewendet, berichtete sie:

„Du weißt, mein Vater verwaltet noch allerlei Nebenämter, um sein schmales Einkommen zu erhöhen. Unter anderem ist er Kurator einer Stiftung für das Militärkrankenhaus; nur ein jedesmal vom Gericht ernannter Revisor ist mit der Nachprüfung seiner Rechnungen betraut. Und eines Tages fehlte Geld .... Papa hatte meinen Bruder nach Amerika geschafft — Du magst Dir selbst sagen, warum, Du weißt ja, daß dieser Sohn meines Vaters ganzes Unglück war. Um sich seiner zu entledigen, hatte er jene Kasse angegriffen. Eine Revision hatte erst eben stattgefunden, und bis sie wiederkehren würde, hätte mein armer Vater sich's vom Munde abgedarbt... Aber es kam ein neuer Assessor an das hiesige Gericht der seine Pflichten sehr ernst nahm, — Rudolf. Und er entdeckte das Defizit. Ich hörte meinen armen Vater aufschreien und stürzte ins Zimmer — gerade als Rudolf ihm den Revolver aus der Hand schlug, mit dem er sich erschießen wollte ... Rudolf hat nicht nur geschwiegen — er hat auch das fehlende Geld vorgestreckt, er, der selbst so gut wie nichts hatte. Und als ich ihm in heißem Dank beinahe zu Füßen gefallen wäre, zog er mich empor — nur aus Liebe zu mir hatte dieser pflichtgestrenge Mann sich selber überwunden... Auf seine stumme Frage, ob auch ich für ihn ein wenig fühle, legte ich meine Hand in die seine — das war ein heiliges Versprechen, ein Eid, den ich ihm geschworen. Ich kann nicht mehr zurück. Er hat uns vor Schmach und Tod gerettet — ich bin es ihm schuldig, Achim!"

Er hatte stumm gelauscht. In steigender Furcht anfangs, dann aufatmend, als er erfuhr, daß nur die Dank-

barkeit sie band. Und als sie wiederholte: „Ich bin's ihm schuldig!" ergriff er ihre beiden Hände:

„Dich selbst? Dich? O nein, Dich kannst Du niemandem schuldig werden, als jenem, den Du liebst. Und deshalb gehörst Du mir — mir ganz allein!"

Sie schwieg. Sie wagte noch immer nicht aufzublicken.

„Sieh, mein Kind," versuchte er sie zu trösten, „es weiß ja niemand!"

Aber sie schüttelte den feinen Kopf.

„Nein, nein, Achim, so dürfen wir uns nicht selbst täuschen. Rudolf wollte warten, bis er eine Position hat. Und nun habe ich ihn täglich, stündlich erwartet. Von dem Augenblick an, da Du mir in unserem Garten von Deiner Liebe sprachst, habe ich Todesqualen erlitten. . . Nein, Achim, ich bin nicht frei!"

„Sei ganz ruhig, mein geliebtes Mädchen," sagte er jetzt einigermaßen gefaßt. „Rudolf hat als ein edler Mensch gehandelt. Aber eben deshalb wird er selbst den Preis zu hoch finden — als Deiner und seiner unwürdig! Er selbst wird verzichten, wenn er erfährt, daß Du mich liebst. Es kann ja auch nicht anders sein: Du würdest ihn betrügen, wenn Du nun sein würdest, wenn Du ihm nicht die Wahrheit sagtest!"

Sie widersprach nicht mehr. Konnte sie noch Rudolfs Frau werden, nachdem Achims Lippen auf den ihren gebrannt hatten? Nein — nein — nein!

Und triumphirend, mit einem fast unartikulirten Jubelschrei zog er sie an sich, während die morsche Bank sich neigte und die beiden Seeligen in den Sumpf zu schleudern drohte.

„Herr Gott — da seid Ihr ja!" fuhr plötzlich Liselottens scharfe Stimme zwischen ihr leises Liebesgeflüster. Unglaublich naiv starrte sie die Beiden an; der Anblick kam ihr zu unerwartet — Achim sollte doch oben arbeiten. „Was treibt Ihr denn da?"

„Was wir treiben?“ fragte Achim glückstrahlend. „Wir haben uns eben verlobt — wir verloben uns noch, Lischen-Lottchen!“

„Wirklich? So schnell? Kann das wirklich so schnell gehen?“ fragte sie, das junge Paar mit offenem Munde anstarrend. Indeß ihre gesunde, resolute Natur gewann sofort wieder die Oberhand. „Na,“ meinte sie, „Viki wird sich schön ärgern! Aber ich freue mich, denn Du siehst ja furchtbar vergnügt aus, Achim — also ich freue mich von ganzem Herzen!“

Das gute Mädchen bezwang des geliebten Bruders wegen ihre leise Abneigung gegen Waldine. Er merkte das sehr wohl, feinfühlig wie er war, und er küßte nun auch die Schwester.

„Ja, Achim,“ sagte sie, sich losmachend, „Ihr müßt aber auch sehr vernünftig sein, sonst wird's nicht gehen.“

„Sei nicht so naseweis, Liselottchen!“

„Was ich sage, ist trotzdem wahr,“ beharrte sie.

Achim hatte natürlich an das Praktische in diesem Augenblick nicht gedacht. Er war unsinnig verliebt. Was hätte er nicht vergessen, was nicht gethan, um dies angebetete Mädchen zu besitzen, dessen stolze Schönheit, dessen ganze Art ihn seit je berauscht hatte. — —

Der Ingenieur Weber saß am Kaffeetisch, Viki hatte ihn herunterholen lassen, weil Achim so lange blieb. Der Ingenieur schien sich freilich zwischen dem ältesten Freifräulein, der Frau Pastorin, der verwittweten Frau Konsistorialrat und der Frau Bürgermeisterin nicht sehr wohl zu fühlen.

Achim wollte gern sein Glück noch eine Weile für sich behalten, bevor er die äußeren Konsequenzen auf sich nahm. Er war im Grunde eine idealistische Natur. Aber Liselottens Dazwischentreten hatte dies heimliche Glück vereitelt. So trat er mit vollendeter Haltung an den Kaffeetisch und proklamirte seine Verlobung mit Waldinen.

Die Damen waren alle sprachlos, daß sich dies wichtige Ereignis so ganz ohne ihr Zuthun, ja, ohne ihr Wissen vollzogen hatte. Der Ingenieur Weber aus Berlin war der erste, der unbefangen gratulirte, denn ihm war die Sache ungeheuer gleichgiltig; ihm folgte die Pastorin und dann die glückstrahlende Frau v. Golz. Gott, welche Mühe hatte sie sich gegeben, auch nur den Rudolf Weyer festzuhalten, und nun wurde der junge Freiherr ihr Schwiegersohn! Großartig! Sie umarmte Achim, der mit großer Würde Stand hielt. Viki nahm sich nicht die Mühe, ihre Bestürzung zu verbergen.

„Na, Du bist ja der Herr im Hause, Achimchen," sagte sie — sonst nichts.

Aber Achim verstand sie ganz genau. Er umarmte sie und bat um ihre Unterstützung im Hause. Da wurde auch sie gerührt und küßte Waldine.

Man ließ den Major holen und improvisirte eine kleine Festlichkeit. Ingenieur Weber versuchte sich zu drücken, denn das wurde furchtbar langweilig. Er und Achim waren mitten in ihren Vorberathungen unterbrochen worden, zuerst durch die Stockung in der Arbeit der Dreschmaschine, dann durch die Verlobung. Achim, der noch längst nicht alles begriffen, was jener ihm vortrug, gab nun übereilt sein bindendes Wort.

Heiratete er doch ein ganz armes Mädchen und er mußte bedacht sein, sein Einkommen zu erhöhen.

Natürlich ging die Nachricht von der Verlobung auf dem Schlosse wie ein sogenanntes „Lauffeuer" in der Nachbarschaft herum.

Als, am folgenden Abend Doktor Rudolf Weyer auf der Station ankam und seinen Handkoffer dem dortigen Packträger, einem alten Bekannten von Kindheit auf, übergab, und in gewohnter Leutseligkeit frug: „Na was giebts neues, Johann?" da antwortete dieser:

„Ville Naies, Herr Dokt'r! Nämlich das Bürgermeistersche Frail'n is Braut! Und raten Sie, mit wem?"

Rudolf lächelte und erklärte, nicht raten zu können. Wußte er doch genau, daß man Waldine von Golz als seine Braut bezeichnete, obgleich die Beziehung möglichst geheim gehalten worden war. Auch war er ja eigens gekommen, um seine Verlobung endlich zu proklamiren. Trotz seiner modernen Nüchternheit war er geneigt, Johanns plumpen Scherz für ein gutes Omen zu halten.

„Mein Gott, Johann", sagte er, auf den Spaß eingehend, „es ist niemand weit und breit, den ich mir als Bräutigam des schönen Fräuleins denken könnte."

„Und is' doch Einer vom Ort," beharrte der Träger.

„Ich werde nachsinnen," lächelte Rudolf arglos.

Und sie trabten die Chaussee zwischen den Zuckerrübenfeldern entlang.

Dem Johann aber brannte die Neuigkeit auf der Seele.

„Der junge Herr Baron is es!"

„Dummes Geschwätz," versetzte Rudolf.

„Nee, nee, 's is wahr," platzte Johann heraus. „Gestern haben sie Verlobung gefaiert. Alles richtig! Aber der seelige Herr ist doch erst zehn Wochen tot. Der junge Herr hätte noch warten können, das sagt ein jeder! Und dann die andern Sachen, die er macht. Die naie Fabrik, die der bauen will, wozu er das Geld hergiebt und hat doch eigentlich keins; und wo doch schon die Fabrik vom Herrn Vater dasteht! Wo soll das hinaus? Nu, der Herr Dokt'r kommen ja wohl deshalb?"

Johann erwartete vergebens, daß der Herr „Dokt'r" sich zur Sache äußern würde. Der aber sagte gar nichts. Der lehnte sich an einen der schmächtigen Chausseebäume und wischte sich den Schweiß von der Stirne, obgleich der Wind kühl über die Stoppeln wehte!

Dem Johann war gar nicht warm, trotzdem er den Koffer auf der Schulter trug. — — — — — —

Niemals war ihm, Rudolf, das Vaterhaus so seltsam tot und kalt erschienen wie diesmal. Wie ruhig und gleichmäßig hier die Dinge liefen, ganz als wäre nichts geschehen. Der Vater hatte sein gewohntes, unbewegliches Gesicht, die Stiefmutter fungirte mit dem ihr eigenen kühlen Gleichmut als Hausfrau, und Ilsens rationelle Erziehung wurde mit der üblichen Pünktlichkeit durchgeführt.

Und doch wußten sie alle, daß Rudolf jenes schöne Mädchen, welches gestern die Braut des Gutsherrn geworden, ganz im Stillen als sein eigen betrachtet hatte. Aber doch nur im Stillen! Und um bloße Gefühle kümmerte sich niemand in diesem Hause.

Die Stiefmutter riet Rudolf, eine Berlinerin mit etwas Mitgift zu heiraten . . .

Und was war aus Paul geworden, der ihm im Hause fehlte, ohne daß jemand zu sagen wußte, warum. Und Achim von Rochlitz begründete wirklich ein Konkurrenzunternehmen?

„Wie war das möglich, Vater?“ fragte Rudolf, „Ihr waret doch so sehr befreundet, Du und der Freiherr. Wie kommt es, das Du Dich mit dem Sohne so rasch entzweitest? Es handelte sich wohl um den Pachtvertrag?“

„Den hat er mir gekündigt, der Narr!“ versetzte Weyer. „Die Pacht freilich war niedrig, aber dieser unwissende, hochmütige Bursche wird nicht einmal Das herausschlagen, was ich ihm zahlte. Diese unfähigen Aristokraten mit ihrer herablassenden Liebenswürdigkeit, die sind ein unerträglicher Menschenschlag. Wenn man doch schließlich fühlt und fühlen muß, daß man um so viel mehr ist, mehr kann und leistet als sie, so reißt Einem die Geduld! Was könnte man vorwärts bringen, hätte man diese Mittel in der Hand, über welche diese

großen Herren verfügen! Und dann noch den ergebenen Freund spielen? Nein!"

Zum ersten Male lüftete sich die Maske, die Rudolfs Vater sonst trug; der Sohn sah etwas von dem wirklichen Gesichte seines Vaters. Dieser kalte, aber energische, thatkräftige, selbstbewußte Mann konnte die liebenswürdige „Herrschaft" nicht ertragen. Und diese liebenswürdige Gutsherrschaft hatte doch sein Schicksal wesentlich bestimmt. Nur mit Widerstreben mochte er die Gönnerschaft des alten Baron erduldet haben, und nun schüttelte er den jungen Baron einfach ab.

„Aber Du bist dem Achim noch Geld schuldig, Vater," unterbrach Rudolf erschrocken seinen Gedankengang.

Mit einer seltsam heftigen, ganz ungewohnten Leidenschaftlichkeit fuhr der Vater auf:

„Schuldig, ich? Gar nichts? Darum eben ist ja der Streit zwischen mir und dem Baron entbrannt. Ich bin nichts schuldig! Dies liederliche Volk hat nichts gebucht, nichts geordnet und nun kommt der Mensch eines Tages zu mir ins Haus, verlangt und fordert ins Blaue und wird zum Ende noch frech."

Rudolf war überrascht. Auch er hatte seinen Vater für den Schuldner des Barons gehalten, freilich ohne Genaueres zu wissen. Doch war er heute begreiflicherweise sehr geneigt, gegen Achim von Rochlitz Partei zu nehmen. Zudem zweifelte er keinen Augenblick, daß sein Vater die Wahrheit sagte.

„Ich werde Dir beistehen, Vater, wenn es nötig ist!" sagte er fest.

„Der wird ja nicht klagen, wird sich hüten, kann ja gar nicht klagen," stieß Weyer hervor. „Aber mein Konkurrent wird er nun! Und Dein Bruder Paul, der war nicht abgeneigt, sich auf die Seite des Herrn Baron zu schlagen, weil er mit dessen Schwester eine Liebelei unterhält! Darum der Bruch". Auch diese Mitteilung

überraschte Rudolf. Da er jedoch den jüngeren Bruder zärtlich liebte, versuchte er es, den Vater zu beschwichtigen.

„Du darfst Paul nicht so hart beurteilen, Vater," sagte er, „er ist eben ein Temperamentsmensch, aber, glaube es mir, er wird Dir stets ein guter Sohn bleiben!"

Der Vater murmelte etwas Unverständliches. Und doch pflegte er sonst so sehr klar und deutlich zu sprechen.

Nach dieser Unterredung blieb Rudolf noch vieles unklar. Wie hatte Achim, dieser liebenswürdige, umgängliche, aber keineswegs energische Mensch die Dinge so im Fluge gewendet? — — —

Achim und Waldine nahmen von Rudolfs Anwesenheit keine Notiz, vielleicht erschreckt und ratlos durch seine plötzliche Ankunft. Rudolf mußte bald wieder fort, um seine Bureauarbeit aufzunehmen.

Am zweiten Tage seiner Anwesenheit traf im Hause seines Vaters die lithographirte Verlobungsanzeige vom Schlosse ein. Rudolf riß sie in Stücke. Sein mühsam bekämpfter schmerzlicher Zorn wallte auf.

Wie ein gemeiner Dieb hatte ihm Achim hinterrücks sein Glück gestohlen, Waldine ihn betrogen, einfach betrogen. Das Band zwischen ihr und ihm, Rudolf, war ein geheiligtes! Es in dieser Art zu zerreißen, das war eine Schandthat. Er wollte es ihnen sagen, den Beiden — ins Gesicht!

In dieser Absicht suchte er das Haus des Bürgermeisters auf.

Ihm, dem vor Aufregung bebenden, totblassen Manne, trat das Brautpaar entgegen, Hand in Hand, lächelnd, glückstrahlend. Sie streckten die Hände nach ihm aus. Waldine sagte:

„Ach, wir sind so glücklich, so unaussprechlich glücklich Rudolf! Sie verzeihen mir doch? Achim weiß auch alles und bittet mit mir, daß sie unser Freund bleiben!"

Niemals vorher hatte Waldine über so süße Töne, über so schmeichlerische Wendungen verfügt. Sie war immer herb und stolz gewesen — das Liebesglück hatte sie verändert.

Rudolf war dunkelrot geworden, dann wieder blaß. Er konnte sich selbst ja nicht sehen, aber vor diesem schönen, glückstrahlenden Brautpaar fühlte er überwältigend das Unzulängliche seiner Persönlichkeit.

„Ich bin ein Thor gewesen, weiter nichts!“ sagte er mit dumpfer Stimme, „ich habe nichts zu verzeihen! Und was die Freundschaft betrifft, Fräulein Waldine, so werden Sie nicht allzuviel Gewicht darauf legen!“

Er stattete den Eltern seinen förmlichen Glückwunsch ab und verabschiedete sich rascher, als es schicklich war.

Achim blickte finster drein. Er empfand die Ablehnung der Freundschaft als eine Beleidigung. Waldine legte feuchten Auges das schöne Gesicht an seine Schulter und flüsterte:

„Wir werden ewig in seiner Schuld bleiben, Achim!“

*　　*
*

V.

Mit wenigen Mark in der Tasche war Paul Weyer auf dem Bahnhof Friedrichstraße angekommen, vom Harz, wo er eine längere Fußtour unternommen hatte. Denn, was hätte er in Berlin beginnen sollen? Die Kollegien nahmen erst in drei Wochen etwa ihren Anfang. Allerdings, er hätte können zu Hause in Mansburg bleiben, da sein Vater ihn ja nicht vor die Thür gesetzt hatte. Doch nach dem Bruch mit dem Vater war ihm der Aufenthalt dort unerträglich geworden. So reiste Paul mit seinen hundert Mark in der Tasche ab. Irgendwo leben mußte er, und da war die Fußtour durch den Harz kaum teurer, als das verödete Berlin, wo jetzt keine Lektionen zu haben waren.

Auch hatte er bisher sehr wenig von der schönen Natur genossen, denn die Ferien wurden natürlich immer im Elternhause zugebracht.

Papa war der Meinung, seine Söhne würden einmal Geld genug verdienen, um Vergnügungsreisen auf eigene Kosten zu machen.

Paul hatte während seiner Harzreise sehr gespart, sogar in einem kleinen Badeorte etwas durch seine Fertigkeit in der Stenographie verdient. Dennoch war seine Baarschaft so ziemlich zu Ende, denn essen und schlafen mußte man, auch die Stiefel besohlen lassen und für einen durch den Regen formlos gewordenen Hut einen Ersatz schaffen.

Genug, die hundert Mark waren bis auf einen kleinen Rest „alle“.

Jetzt, auf dem von Menschen wimmelnden Bahnhofe, der ihm die schroffe Wirklichkeit so ganz nahe rückte, wurde dem jungen Manne etwas bange. Was sollte jetzt werden?

Er beabsichtigte zu stenographiren und Stunden zu geben. Unzählige studiren in Berlin, ohne andere Hilfsquellen, als diese. Auch stand er vor dem Examen und wurde bald erwerbsfähig in seinem Fache. Die Schwierigkeiten mußten zu überkommen sein.

Jedoch, man hat nicht gleich Schüler, man findet nicht gleich Beschäftigung als Stenograph. Bevor er zu einem bescheidenen Verdienst gelangte, brauchte er noch einmal hundert Mark. Die mußte er sich „pumpen“! Rudolf würde sie ihm geben! Der Gang wurde ihm schwer, denn er wußte genau, daß Rudolf nichts übrig hatte. Aber es blieb ihm nichts anderes, als dieser Ausweg.

Rudolf war nicht da, doch sagte der Bureaudiener, er werde pünktlich um zehn Uhr zu Hause sein. Paul nahm ein einfaches Abendessen ein und war Punkt zehn-

Uhr wieder zur Stelle. Ebenso auf die Minute war Rudolf da, als handle es sich um eine Bureaustunde.

„Um Gottes willen, Junge,“ rief Rudolf, „was ist denn mit Dir geschehen? Du weißt, Papa spricht sich nicht aus! Ich bin selbst in Mansburg gewesen, konnte aber nicht recht erfahren, was mit Dir vorgegangen. — Hast Du Cigarren?“

„Nein, weder Cigarren, noch was dazu gehört, um welche zu kaufen.“

„Das habe ich mir gedacht,“ versetzte Rudolf mit einem kleinen Seufzer, bot dem Bruder von seiner nicht sehr feinen Sorte und holte auch aus einem Schränkchen zwei Flaschen Bier heraus.

Er war ruhig und gelassen, wie immer. Man konnte ihm nicht ansehen, was er durchgemacht hatte.

In wenigen Worten teilten die Brüder einander ihre letzten Erlebnisse mit, ehrlich, aufrichtig, aber ohne alle Umschweife.

Sie waren beide erschrocken, Rudolf über den Bruch seines Bruders mit dem Vater, Paul über die Treulosigkeit Waldinens.

Die Cigarren waren ihnen ausgegangen, die Biergläser blieben unberührt.

Rudolf wollte sichtlich vermeiden, auf Waldinens Verlobung weiter einzugehen, und sagte:

„Du bist unverantwortlich leichtsinnig gewesen!“

„Mach’ mir nur weiter keine Vorwürfe!“ wehrte sich dieser. „Ich habe Schulden gemacht, bin schwer bestraft und werde die Folgen tragen. Aber freilich, Du mußt mir nun etwas pumpen, denn mit gar nichts kann ich das neue Leben nicht anfangen.“

Rudolf machte weiter keine Vorwürfe, sondern gab einen Hundertmarkschein her, ohne ein Wort über die Rückzahlung zu verlieren. Dieser junge Bruder war bis zu dem Augenblick, da Waldine in sein Leben trat, seine

einzige Liebe gewesen. Wie viel Ehrlichkeit und Lebensmut blitzte aus seinen großen, blauen Augen. In Pauls Abwesenheit hätte sich Rudolf über dessen Leichtsinn ärgern können — ihm ins Angesicht nicht. Da verzieh er alles. Mit dankendem Händedruck nahm Paul das Geld.

„Was sollte ich nun jetzt beginnen?" entschuldigte er sich noch. „Soll ich ein Straßenkehrer werden oder gar ein Lump? Denn auf Papas Namen bekäme ich ja geborgt. Aber ich will mich ehrlich fortbringen."

„Versuche, Wort zu halten," meinte Rudolf kurz, „und nun sage, was es zwischen dem Baron und unserm Papa gegeben hat."

Paul berichtete, was er gesehen und gehört.

„Ich habe eine geheime Angst, Rudolf," sagte er. „Wenn Papa das Geld doch schuldig wäre . . ."

„Wie kommst Du auf den Gedanken?" rief Rudolf erregt, „ich bin überzeugt, daß er es nicht schuldig ist."

„Um so besser," rief der Student erleichtert. „Aber Du, Rudolf, Du nimmst es Dir doch nicht zu sehr zu Herzen — ich meine die Geschichte mit der schönen Waldine?"

Rudolf antwortete nicht gleich.

„Ich werde damit fertig werden," warf er tonlos hin.

Paul stieß einen leisen Pfiff aus. Er begriff, daß es seinem Bruder doch nicht so leicht wurde, mit der Geschichte fertig zu werden.

So eigentlich zärtlich waren sie nie miteinander gewesen, das gedieh nicht in dem Weyerschen Hause, aber sie fühlten ehrlich für einander.

„Wie ist das nur so rasch gekommen?" fragte Paul. Er versuchte es, Rudolf zum Aussprechen zu bringen, aber vergebens.

„Es ist ja ganz natürlich," meinte der Rechts-

anwalt, „der Achim ist eben ein schöner Kerl.“ Er hatte einmal in einer vertrauten Stunde Paul angedeutet, wie er und Waldine sich gefunden. Aber Paul, in seinem gesunden, sehr realistischen Sinne, hatte wenig Verständnis für die schmerzliche Enttäuschung, die sein Bruder nicht verhehlen konnte.

„Du wirst Dich doch nicht so mit ganzer Seele an dies Mädchen hängen!“ rief er. „Das ist ja barer Unsinn, das thut kein vernünftiger, vor allem kein moderner Mensch!“

„Ich hatte nun einmal nichts anderes,“ murmelte Rudolf. Und er sprach die Wahrheit. Während seiner asketischen freudeleeren Jünglingszeit hatte er nichts gehabt, als die Schwärmerei für Waldine, und dann die sichere Hoffnung, sie zu besitzen. Sein ganzes Dasein, seine ganze Jugend gehörte nur der Arbeit und Pflichterfüllung. Dieser jugendliche Liebestraum, das war der Sonnenstrahl, den kein Leben entbehren kann, wenn es gedeihen, wenn es empor kommen soll. Rudolf sprach dies nicht aus, aber Paul las es von dem blassen Gesicht, dem stieren Verzweiflungsblick des sonst so nüchternen vernünftigen Rudolf.

„Aber Mensch,“ wiederholte er und legte die Hand auf des Bruders Schulter, „Du wirst doch nicht Dein ganzes Glück an dies Mädchen hängen! Ich habe doch gesunde Sinne, heißes Blut und ein junges Herz; auch wird es mir nicht allzu schwer, den Mädchen zu gefallen. Aber meine ganze Seele an eine einzige verkaufen? Das könnte nicht vorkommen. Mir gefallen sehr viele! Du bist ein dummer Kerl! Rudolf! Solch eine „echte Leidenschaft“ ist keine von ihnen wert. Das hab' ich schon längst gemerkt mit meinen sieben Semestern. Gerade die Schönheiten, die verdienen es am wenigsten, daß man sich um sie verzehrt. Die sind schon von der Schule her verdorben. Ja, man amüsirt sich mit ihnen sehr

anständig, wenn sie der besseren Gesellschaft angehören und weniger anständig, wenn's Dienstmädchen oder Kellnerinnen sind. Aber so sein ganzes Lebensglück an solch eine Schönheit hängen, das ist, nimm mir's nicht übel — dummes Zeug. Such' Dir eine andere!"

„Ich will ja gar nicht heiraten," versetzte Rudolf unwirsch. „Junge, laß mich nun in Ruhe!"

Paul begriff sehr wohl, das seinem Bruder die Sache tief im Herzen saß, daß er eine jener Naturen war, die, entweder erliegen oder mit sich selbst fertig werden.

Nun schwieg er eine Weile. Dann lachte er auf.

„Siehst Du!" rief er, „ich bin jetzt ein ganz armer Teufel und es ist ganz verrückt, ans Heiraten zu denken. Aber schließlich, warum soll ich nicht daran denken? Das verpflichtet ja zu nichts. Ich — würde ein sehr gescheites Mädchen wählen, die mich zu nehmen weiß, so wie ich bin, mit all den Fehlern meiner Person und meiner Existenz. Und die auch das Leben versteht, wie ich es verstehe."

„Das giebt's ja gar nicht," brummte Rudolf. Und doch ging ihm in diesem Augenblicke durch den Sinn, daß Nelly Keller etwas von dieser Art sei. Nur war sie viel zu reich, und ihre Vorzüge konnten nicht recht zur Geltung kommen. Auch gefiel sie ihm ja gar nicht, ihm gefiel nur die Eine, Einzige. Der Gedanke, daß dieses schöne Weib, der Gegenstand seiner Träume, seiner Sehnsucht, einem andern gehören sollte, das brachte sein Blut in Wallung. Als Rechtsanwalt begriff er jetzt, daß so viele in solcher Lage zu Verbrechern werden! Nur mit halbem Ohr hörte er, wie Paul sagte:

„Liselotte von Rochlitz — glaube ich — ist das, was ich meine! Der kann man alles sagen — die ist ein gescheites Mädchen!"

„Denke lieber, was Du jetzt beginnst," fuhr Rudolf

auf, wie aus einem tiefen Traume. Das war ihm sonst nicht eigen.

„Studiren, das alles kracht," rief Paul energisch. „Das Examen machen, etwas werden und — freilich — noch Einiges pumpen! Denn Papa, der hält Wort, der giebt nichts weiter her!"

Sie schwiegen beide. Rudolf widersprach nicht. Sie fühlten die harte Faust der väterlichen Autorität im Nacken, die ihnen alle jugendliche Lebensfreude verkümmert hatte. Und doch kam keine Klage über ihre Lippen. Nach einer langen Pause sagte Rudolf:

„Ich werde doch die Sache des Vaters führen, Paul — mach' Dich darauf gefaßt!"

„Nur zu," sagte Paul. „Ich darf ja jetzt nicht an Lisolette denken. Im Gegenteil, Achim hat den Vater schwer beleidigt, und wenn es sein müßte, so würde ich dem jungen Herrn Seigneur dienen. Liselotte könnte mir auch das bezahlen!"

„Gut, dabei bleibts," bestätigte Rudolf.

Die beiden Brüder reichten einander die Hände zum Schutz- und Trutzbündnis für ihren Vater, denn es war doch ihr Vater. — — — — — — — —

Nun begann Paul das neue Leben ohne Zuschuß.

Freilich, er hatte hundert Mark in der Tasche, aber diese war er schuldig, wenn auch nur seinem Bruder. Er suchte seine frühere Wirtin auf, um zu sehen, ob sein Zimmer noch frei sei. Es war frei, und die Frau, die immer Gefallen an ihrem Mieter gefunden hatte, nahm ihn wieder auf, obgleich er kein pünktlicher Zahler war. Er versicherte ihr ehrlich, daß er es jetzt weniger denn je sein würde, aber sie wollte es riskiren. Er nahm ihren Kredit an, denn demnächst würde ja sein Vater alles bezahlen, was er, Paul, schuldig war, also auch die eine Monatsmiete, welche die Frau noch vom vorigen Semester zu bekommen hatte.

Auch machte er noch am selben Tage ein großes Geburtstagspacket für den Sohn seiner Wirtin, der in Kiel bei der Marine war. Mit der geschickten Verpackung der Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke hatte er zumeist das Herz der alten Frau gewonnen.

Allerdings, für seine jetzige Lage war das Zimmer zu teuer. Zwanzig Mark durfte seine Wohnung nicht kosten. Aber es war doch praktischer, da zu bleiben, wo man ihn liebevoll aufnahm und ihm vertraute.

Am folgenden Morgen brachte ihm seine Wirtin das gewohnte Frühstück: Thee und zwei Eier. Er protestirte dagegen, das könne er nicht bezahlen, Butterbrot dazu schon gar nicht. Aber sie blieb dabei, sie wollte sich davon nicht abbringen lassen, denn sie nahm seinen Protest nicht ernst.

„Ein junger Mensch wie Sie," sagte sie, „das blühende Leben, der muß doch essen!"

Er hatte ihr von seinen hundert Mark die rückständige Miete bezahlt, weil sie so sehr nett war, und weil die große Zahlung von Papa noch immer ausblieb. Nun drängte sie ihm den Kredit förmlich auf. Ganz ähnlich erging es ihm bei dem Speisewirt, welcher den Studenten ein Menu zu 75 Pfennig gab. Auch dieser nötigte ihm Kredit auf, denn bei Studenten aus gutem Hause war er das so gewöhnt. Auch mußte man schließlich essen. Das wenigste, was ein Mittagessen kostet, sind dreißig bis vierzig Pfennig, und auch diese hatte Paul jetzt nicht sicher.

Zunächst hatte er zehn Mark von seinen hundert für Annoncen ausgegeben. Er fand auch eine Beschäftigung als Stenograph bei einem Bureauinhaber, der Briefe diktirte.

„Man schreibt derlei jetzt mit der Maschine," sagte man ihm, „aber ich kann das Getöse nicht vertragen!"

Paul verdiente dreißig bis vierzig Mark im Monat

und verbrauchte bei aller Sparsamkeit gegen hundert, die Differenz blieb er schuldig. Es war auch gar zu leicht, Schulden zu machen, jedermann borgte ihm gern. Ob seine persönliche Vertrauenswürdigkeit, ob die Stellung seines Vaters oder Bruders daran schuld waren, das blieb dahingestellt. Wahrscheinlich wirkte alles zusammen. Der Schneider schwatzte ihm einen „zurückgesetzten" Anzug auf und der Cigarrenhändler ein Kistchen preiswürdiger Ware. Seine Wirtin wollte gern auf Zahlung warten, nachdem er ihr in der Küche einige Nägel eingeschlagen hatte.

Paul jedoch begriff, daß seine Lage unhaltbar war, trotz alledem und er studirte buchstäblich Tag und Nacht, um baldmöglichst sein Examen zu machen.

Doch schon am nächsten Ersten, als die hundert Mark ausblieben, mit welchen er sonst die dringendsten Löcher gestopft hatte, gestaltete sich seine Lage kritisch. Der Schneider, dem er den billigen Anzug schuldig war, klagte nun, weil Paul nicht bezahlen konnte. Dieser schämte sich, Rudolf ins Vertrauen zu ziehen. Denn Rudolf hätte unfehlbar gesagt; „Warum hast Du den Anzug genommen? Warum hast Du nicht den alten weitergetragen?" Also ließ Paul den Dingen ihren Lauf, in der Hoffnung, die Zahlungen, die sein Vater leisten wollte, würden rechtzeitig eintreffen.

Aber Rudolf verhandelte im Auftrag des Vaters über Pauls Kopf hinweg mit den Gläubigern und die Verhandlungen zogen sich in die Länge. So konnte es geschehen, daß eines frühen Morgens Paul den ungebetenen Besuch eines Herrn empfangen mußte, dessen Funktionen ihm bisher ganz unbekannt geblieben waren.

Es war ein Gerichtsvollzieher, welcher im Auftrag des Schneiders kam, um dessen Forderung zwangsweise einzutreiben.

Paul hatte die Zahlungsaufforderung erhalten, aber

gehofft, die Zwangsvollstreckung werde nicht so rasch erfolgen, als es nun wirklich der Fall war.

Der Gerichtsvollzieher, der von Pauls Bestürzung ebensowenig Notiz nahm, wie von dessen Negligee, pfändete — da der junge Mann nur wenige Mark im Portemonnaie hatte — die silberne Taschenuhr, den damals aufgedrungenen Herbstanzug und ein hübsches Opernglas, das letzte Geburtstagsgeschenk von Rudolf. Der schwarze Rock, den Paul noch besaß, entging demselben Schicksal nur durch den glücklichen Zufall, daß ihn die Wirtin zufällig in ihrem Schrank hatte, um einen neuen Anhänger daran zu machen.

Die ganze Sache vollzog sich im Handumdrehen.

Kaum, daß der Mann des Gerichtes gegangen, kam heulend die Wirtin herein. So etwas war in ihrem ehrbaren Hause noch nicht vorgekommen, sie versicherte, es wäre ihr Tod.

Paul erklärte, er werde zum nächsten Ersten ziehen.

So hatte er auch sein verhältnismäßig sehr angenehmes Heim verloren.

Er fühlte sich sehr niedergeschlagen. Die gepfändeten Sachen waren ihm im Augenblick unersetzlich und zum ersten Male fühlte er die schweren wirtschaftlichen Folgen des Schuldenmachens mit voller Wucht.

Er gelobte sich, lieber zu hungern, als noch etwas schuldig zu bleiben.

Er bezog ein kleines, sehr billiges Stübchen im Osten von Berlin und versuchte es, sich mit dem wenigen einzurichten, was er besaß. Doch ging dies beim besten Willen nicht, und zunächst mußte er noch einen Ring ins Leihhaus tragen, der damals beim Goldarbeiter gewesen war und einige zur Not entbehrliche Bücher veräußern.

Er ertrug dies alles jetzt leicht, denn sein Vater hatte Wort gehalten und nun wirklich die älteren Schul-

den alle bezahlt. Welch' ein schönes Gefühl dies war, so niemand etwas schuldig zu sein! Das half dem jungen Manne für eine ganze Weile über alle Entbehrungen hinweg. Trotzdem, die Proletarierexistenz, die er jetzt führte, war eine sehr traurige. Er fror und hungerte. Seine Kleider wurden schäbig. Aber die zwei bis drei Monate bis zum Examen würde er ja überkommen, war er doch jung und gesund. Eine Lektion, die er erhielt, ging bald wieder verloren, da er seinem kleinen Schüler eine Ohrfeige gegeben hatte. Das nahm dessen Mutter sehr übel. Dagegen behielt er den Posten als Stenograph. Ab und zu half Rudolf ein wenig nach. Aber nur ungern nahm Paul seine Hilfe in Anspruch, denn es war sein Stolz, ihm versichern zu können, daß er sich schon durchschlagen würde. Dann freute sich Rudolf und seine finstere, verschlossene Miene hellte sich ein wenig auf.

Trotz aller Sorgen und Entbehrungen studirte Paul sehr fleißig und war seiner Sache beim Examen vollkommen sicher. Dagegen hatte er sich nicht völlig Wort halten können — er hatte doch wieder einige kleine Schulden gemacht. Das war schlechterdings nicht zu umgehen, denn Stiefel mußte er haben, einen anständigen Hut, und auch die Cigarren vermochte er schlechterdings nicht ganz zu entbehren.

Derselbe Schneider, der ihn hatte pfänden lassen, dessen ältere Forderungen jedoch inzwischen beglichen worden waren, suchte Paul von Neuem auf und schwatzte ihm abermals einen Anzug auf Abzahlung auf. Paul fand das sehr komisch, und da er nicht über den nötigen Ernst verfügte, so erreichte der redefertige Schneider seine Absicht und behielt den Kunden.

Von Mansburg hörte Paul nur ab und zu bei Rudolf etwas. Die Geschäfte des Vaters hatten sich gehoben, er hatte sich mit alter Energie wieder aufge-

rafft. Auf dem Schlosse in Rochlitz wurden Hochzeitsvorbereitungen getroffen. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Und wirklich, auf dem Schlosse wurde eine Doppelhochzeit vorbereitet.

Nachdem Louise vergebens versucht hatte, in Rudolf einen Vermittler für ihre Liebesangelegenheiten zu finden, faßte sie den heroischen Entschluß, sich Achim anzuvertrauen. Schluchzend warf sie sich in seine Arme und gestand ihre Liebe. Es kostete sie nicht den Kopf. Ja, es gab nicht einmal die von ihr erwartete, furchtbare Scene. Hatte doch Achim auch nach seinem Herzen und ohne vernünftige Erwägung gewählt. Schließlich kehrte er indessen doch den Herrn heraus . . . Oswald mochte ja ein großer Künstler sein, aber bevor er sich verheiratete, mußte er doch irgend einen festen Kontrakt in Händen haben, welcher die Existenz des jungen Paares wenigstens auf einige Zeit sicher stellte. Das war Achims Bedingung. Nun war Louise allerdings mündig und konnte schließlich thun, was sie wollte. Aber dem Schauspieler lag sehr viel an der vornehmen Familie und er wünschte sehnlichst die Zustimmung Achims, des Familienoberhauptes. Dieser war nach Berlin gereist und hatte sich von der Beliebtheit Schirmers beim Publikum und bei der Presse überzeugt. Zugleich jedoch erfuhr er, daß Schirmer tief in Wucherschulden steckte.

Louisens Mitgift mußte also unter allen Umständen geopfert werden, um den Künstler zu rangiren. Das war sehr bedenklich, obgleich Louise dies Opfer für gar nichts rechnete. Sie hätte ehrlich und gerne alles hingegeben, was sie besaß, für ihn, den Unwiderstehlichen, der ihre kühnsten Glücksträume erfüllte. Wie auserwählt, wie begnadet, wie beneidenswert erschien sie sich, wenn sie so im Theater saß und das ganze Publikum ihrem Liebling zujauchzte. Denn Schirmer gehörte zu jenen

sieghaften Persönlichkeiten, welche durch einen Blick, ein Lächeln, ein einziges hingeworfenes Wort — eine stereotyp gewordene Handbewegung das Publikum zu erobern wissen. Louise war dann ganz außer sich vor Stolz und Freude. Von allen ihren Pensionsfreundinnen machte sie, nach ihrer Meinung, die glänzendste Partie und von allen wurde sie auch beneidet. Wie eine Unendlichkeit seligen Glanzes lag die Zukunft vor dem unwissenden Mädchen. Auch Schirmer war ehrlich glücklich, so geliebt zu werden und in eine so angesehene Familie zu heiraten. Es war ja erst wenige Jahre her, daß er noch das höhere Vagabundenleben der sogenannten Schmiere hinter sich hatte.

Nicht ohne Mißtrauen war ihm Achim zuerst begegnet. Der junge Freiherr war in den Anschauungen seines Kreises herangewachsen, er hatte zwar oft gehört, daß seine Standesgenossen Schauspielerinnen heiraten, aber dieser umgekehrte Fall war ganz neu. Doch hatte er, wie gesagt, nicht den Mut, das Glück seiner Schwester zu hindern.

Das einzige Hindernis lag also in dem Kontrakte Schirmers mit dem Lindentheater, welcher demnächst ablief. Zwar, er würde sicherlich erneuert werden, aber das Theater selbst war eine unsicher fundirte Privatunternehmung, die durch einen einzigen Mißerfolg sofort erschüttert werden konnte.

Allerdings, Oswald wollte diese Schwierigkeit gar nicht zugestehen.

„Aber liebster, theuerster Baron,“ rief er, „ich kann mich schon heute vor Anträgen nicht lassen. Mein Ehrenwort darauf. Soll ich Ihnen die Briefe der Agenten zeigen?“

Diese Briefe existiren allerdings, waren auch vielversprechend, aber daraufhin ließ sich noch immer keine Existenz bauen.

Da kam plötzlich eine große Wendung. Zunächst wurde sie dadurch herbeigeführt, daß, gegen Achims Wunsch, aber zu Louisens ungeheurer Wonne, die Nachricht von der Verlobung in die Zeitungen gelangte und dort jene volle Würdigung fand, welche man den Leuten vom Theater entgegenbringt.

Bei einer Première, welche Schirmer wieder einen großen stürmischen Erfolg eintrug, und zu der Achim und Louise nach Berlin gekommen waren, warteten die Geschwister nach Schluß der Vorstellung an dem für das Künstlerpersonal bestimmten Eingang. Schirmer kam, jedoch nicht allein. Er war von einem Prinzen begleitet, der der Vorstellung beigewohnt und den Schauspieler hinter den Coulissen angesprochen hatte.

Nun kam es zu einer Vorstellung, die alle Teile mit großer Befriedigung erfüllte. Denn diese fürstliche Huld machte auch auf Achim großen Eindruck. Schirmer hatte einen Einjährig-Freiwilligen gespielt.

„Welch köstlichen Werner würden Sie geben," sagte der Prinz, „hätten wir nur einen solchen Werner am Hoftheater."

Da platzte Louise heraus:

„So engagiren Sie ihn doch, Hoheit! Sein Kontrakt läuft ja ab! Ach, es wäre zu schön, wenn er ans Hoftheater käme. Dann könnten wir gleich heiraten! Und er gehört auch eigentlich ans Hoftheater."

Der Prinz war höchlich ergötzt. Er sah nur Louisens schöne Augen und hielt sie, trotz ihrer Form und Figur, für achtzehnjährig, obgleich sie schon zweiundzwanzig war.

„Machen wir, machen wir!" rief er fröhlich.

Man hielt das zunächst für einen wohlwollenden Scherz, aber — es wurde gemacht. Wenige Tage später war Schirmer mit dreijährigem Kontrakt für die Hofbühne engagirt. Louise war auf dem Punkte, vor Freude

wirklich den Verstand zu verlieren. Man konnte nun wirklich gleich heiraten, mit Achim zugleich. Dieser sträubte sich nicht länger, sondern gab Louisens Mitgift heraus, was nicht ohne schmerzliches Opfer für ihn möglich war, und Schirmer fand sich mit seinen Gläubigern ab. Er gab Achim sein Ehrenwort, er sei sie nun los, wäre niemand mehr etwas schuldig.

Allerdings hatte Louise nun gar nichts mehr, als ihre nach alter guter Sitte längst vorbereitete Aussteuer.

Achim war wenig gestimmt, sich Sorgen zu machen, denn seine eigene Verheiratung versetzte ihn in einen Wonnerausch, den zu schildern nur ein Dichter beredt genug gewesen wäre. Und doch hatte der glückliche Bräutigam immerhin Grund, der Zukunft nicht ohne Sorge entgegenzusehen.

Er kam aus den finanziellen Schwierigkeiten gar nicht mehr heraus. Waldine besaß nicht nur keine Mitgift, sogar ihre Aussteuer fiel sehr dürftig ans. Achim, ein Rochlitz, ein Gutsherr, mußte denn doch seiner blendend schönen, jungen Frau eine halbwegs standesgemäße Existenz bieten. So wurde manches angeschafft, neue Möbel und prächtige Brautgeschenke, was Ausgaben verursachte, die der Herr im Hause kaum verantworten konnte. Seine einzige Hoffnung stand nunmehr auf der Zuckerfabrik. Sein Grundbesitz war bereits bedenklich belastet.

Nur Viki durchschaute das, sie schalt und schimpfte und respektirte „Achimchen" sehr wenig. Dabei aber half sie doch sehr fleißig, das Haus von oben bis unten für die junge Frau herzurichten, und sie polirte selbst das alte Silber, weil niemand im Hause das so verstand wie sie. Achim protestirte dagegen, dazu sollte der Christoph angelernt werden. Viki aber arbeitete weiter, woraus ein Wortstreit zwischen den Geschwistern entstand, im Verlauf dessen Achimchen, der seiner Schwester einen

schweren Pokal aus der Hand nehmen wollte — einen Klaps auf die Finger erhielt. Es klatschte ganz ordentlich, ganz so wie damals, als er noch kurze Höschen trug. Achim lächelte und ließ sie gewähren — es war ja doch seine treueste Schwester.

„Soll Deine Prinzessin das Silber poliren lernen?" rief Viki. „Es kommt ja doch alles in ihre Hände!"

Achim begriff, was Viki meinte. Das Familiensilber hätte eigentlich geteilt werden sollen, aber die Schwestern verzichteten darauf, um den Glanz des Hauses aufrecht zu erhalten.

So kam das prächtige alte Silber, darunter ein Taufbecken, in die Hände der „Bettelprinzessin".

Auch die sparsame Viki war der Meinung, daß die Hochzeit prunkvoll gefeiert werden müsse. Das war seit jeher so Brauch gewesen auf Schloß Rochlitz, und Achim durfte keine Ausnahme machen. Nun wurde deshalb noch eine letzte Anstrengung gemacht und eine Menge Geld ausgegeben.

Es gab dreierlei Tafeln, für die eigentlichen Hochzeitsgäste, für die kleineren Beamten und Pächter und für die Bauern und Diener. Der Wein floß in Strömen, das Essen war einfach, aber um so reichlicher. Es gab Ball, Feuerwerk, Illumination. Ganze Fässer voll Bier standen für Jeden bereit, der des Weges kam. Genug, es war eine Hochzeit, wie sie im achtzehnten Jahrhundert in diesem Schlosse auch nicht anders gefeiert worden war.

Die arme Viki war durch vierundzwanzig Stunden nicht zum Sitzen gekommen. Dabei war ihr Vergnügen ein sehr geteiltes, denn die Doppelhochzeit ärgerte sie. Der Gutsherr auf Rochlitz muß seine Hochzeit für sich haben.

Noch widerwärtiger war die Geschichte mit den Weyers. Wenn das der Seelige erlebt hätte! Mit einem ehemaligen Pächter darf man nicht in Feindschaft leben, das schickt sich nicht.

Ganz Mansburg war in zwei ungleiche Lager geteilt: Die eine Partei, die größere hielt zum Schlosse, die andere zu Herrn Weyer, je nachdem die Interessen sich verteilten. Nur einige neugierige Kinder und Dienstboten aus dem Weyer'schen Lager mischten sich verstohlen unter die Zaungäste beim Feuerwerk. Vielleicht kam auch dies oder jenes Glas Bier in eine Kehle, welche nicht Hurrah schreien durfte, als die Initialen des Brautpaares im Brillantfeuerwerk aufleuchteten.

Von Weyer selbst erzählte man, daß er einen großen Schlag vorhabe. Er habe sich aus Mähren, wo die Rübenernte vorzüglich gelungen, billige Rüben verschafft und werde mit großem Vorteil arbeiten. Aber das alles kümmerte Achim sehr wenig, der von dem technischen Betrieb nichts verstand. Dagegen hatte er mit großem Vergnügen sein Lob in den Zeitungen der Provinz gelesen. weil er sich an einem industriellen Unternehmen beteiligen wollte.

Er führte seine schöne Braut in der stolzen Hoffnung an den Altar, ihr eine glänzende Zukunft bieten zu können.

Die Bräute waren gleich gekleidet. Freilich, Waldine sah viel schöner aus, aber auch Luise machte sich gut in ihrer überschwenglichen Glückseligkeit.

Dagegen ließ Liselotte, die erste Brautjungfer, den Kopf hängen. Paul hatte nichts mehr von sich hören lassen. Entweder ging es ihm sehr schlecht, oder er hatte sie vergessen.

Etwa vierzehn Tage nach den Hochzeitsfeierlichkeiten, da Luise ihr neues Heim in Berlin bezogen hatte, erhielt Liselotte von ihrer Schwester einen Brief mit einer Einlage von — Paul! Der junge Mann hatte an Luisens gefühlvolles Herz appellirt, ihr Vermittelung erbeten. Das war nicht schwer gewesen.

„Liebe Liselotte, ich glaube Ihnen volle Aufrichtigkeit

schuldig zu sein, denn Sie sind mir gut und treu. Mir geht es recht schlecht. Das Schuldenmachen ist nicht so leicht, als ich mir dachte, auch wenn man die ehrlichsten Absichten hat, seine Schulden zu bezahlen. Mich auf Vater und Bruder zu berufen, mir durch sie Kredit zu schaffen, das habe ich ängstlich vermieden. Aber ich bin auch sehr herabgekommen. Gestern habe ich im Asyl für Obdachlose geschlafen, heute auf einem Sofa im Bureau meines Bruders. In der nächsten Woche mache ich mein Examen, hoffe, es gut zu bestehen. Aber was dann? Es ist sehr schwer, sich bei völliger Mittellosigkeit eine Existenz zu gründen, und ich kann nicht absehen, wann es mir gelingen wird. Es thut mir bitter leid, daß ich Ihnen von mir nichts anderes melden kann. In steter Treue Ihr ehrlicher Paul."

Sie schrieb zurück: „Natürlich ohne wirtschaftliche Grundlage ist eine Ehe nicht möglich. Das weiß auch ich. Es thut mir ebenfalls sehr, sehr leid. Vielleicht halten Sie sich bis ich mündig bin, das dauert aber noch drei Jahre. Dann borge ich Ihnen alles, was ich habe. Ihre treue Freundin Liselotte."

* * *

VI.

Achim hatte die weitläufigen Rübenfelder besichtigt, die er nun zum erstenmale selbst bebaute. Es kam dabei ein neues Düngeverfahren in Anwendung, eine höchst komplizirte Mischung von Streuen und Sprengen, die allerdings enorm teuer war, aber auch unzweifelhaft großen Ertrag bringen würde. In Ostpreußen waren mit dieser Methode geradezu überraschende Erfolge erzielt worden.

Ach, was für stolze Hoffnungen barg dieser junge Rübenbestand! Was sollte nicht alles aus diesen, in

schnurgeraden, gleich weit von einander entfernten Reihen aufsprießenden jungen Pflanzen erstehen! Eine ganze Zukunftswelt bargen sie in ihren frischgrünen Blättern oder eigentlich in den unsichtbaren Wurzeln, die nun die Wurzeln von Achims Wohlstand werden sollten.

Denn die „Gründung" war vollzogen. Achim hatte einen Teil seines Besitzes — den weitaus wertvolleren Teil — einer Aktiengesellschaft verkauft, die sich konstituirt, und die natürlich ihn, den Baron von Rochlitz, zum Vorsitzenden des Aufsichtsrates gemacht hatte. Längst waren die Baupläne entworfen, die Maschinen bestellt, ja, zum Teil schon das Fabrikspersonal angestellt oder doch in Aussicht genommen. Es würde großartig werden — man hatte hier in der Gegend noch nichts Ähnliches gesehen. Achim blickte jetzt hinüber nach der Weyer'schen Fabrik, die ja dicht an seinen Grund und Boden grenzte. O — *seine* Fabrik würde anders aussehen! Denn darin hatte der Ingenieur Weber Recht: nur der Großbetrieb allein konnte heutzutage noch wirklich lohnen. Für einen solchen waren ja hier auch alle Vorbedingungen gegeben. Guter geeigneter Boden, bequeme und mannigfaltige Verkehrsmittel, eine Bevölkerung, die sich einesteils auf den Rübenbau, andererseits auch schon auf den Fabrikbetrieb verstand. Dazu hatte Achim selbst Zeit gefunden, einige Bücher über den Rübenbau zu lesen, er war auch überdies auf ein Paar Fachblätter abonnirt — die ganze Geschichte konnte doch kein Kunststück sein, da so viele sie mit Erfolg betrieben — z. B. dieser Weyer, der sich sogar von der vorjährigen mißglückten Kampagne wieder vollständig erholt zu haben schien. Wieviel häßlicher war es nicht von Weyer, mit keinem Worte auf Achims Schuldforderung zurückzukommen. Er, Weyer, mußte ja wissen, wie nötig Achim jetzt Geld brauchte. Aber er rührte sich nicht. So hatte denn der neue Rechtsanwalt des Herrn von Rochlitz vor kurzem die Klage gegen Weyer eingereicht. Da man

die Gesamtsumme der Forderung nicht anzugeben vermochte, so wurde zunächst ein Teilbetrag von dreitausend Mark eingeklagt. Gestern erst hatte Achim die Benachrichtigung von dem bevorstehenden Termin erhalten.

Aus dem Schlote der Weyer'schen Fabrik quoll eine dichte, dunkle Rauchwolke; es wurde mit Hochdruck gearbeitet. Weyer sollte sich durch überaus vorteilhafte Rübeneinkäufe und durch glückliches Benützen der Zuckermarkt-Konjunktur wirklich wieder erholt haben. Dort drüben hauste nun der einsame Mann; seine Frau lebte zumeist in Berlin — die Söhne kamen nicht mehr. In der letzten Zeit hatte Weyer seinen ersten Beamten entlassen, angeblich, weil er mit der Aktiengesellschaft in Verhandlung getreten war. Der wirkliche Grund war wohl, daß Weyer überall zu sparen versuchte und sich an Arbeit nicht genugthun konnte. Er arbeitete unablässig, bis in die Nacht hinein. So erzählte man.

Eben läutete drüben die Fabrikglocke — und dort kam er, Weyer, heraus, wohl um in seine Wohnung zu gehen.

Also schon sechs Uhr? Achim mußte sich beeilen, nach Hause zu kommen, da er heute noch mit seiner Frau nach Berlin reisen wollte. Es war nicht zu vermeiden, daß er Weyer begegnete, aber das war schon öfter vorgekommen, ist ja auch in einem kleinen Ort nicht zu umgehen. Sie pflegten einander dann nicht zu grüßen, sahen in die Luft; aber Achim hatte immer eine innere Regung des Zornes.

Zu seiner unangenehmen Überraschung zog heute Weyer den Hut, trat ihm in den Weg.

„Sie machen sich unnötige Kosten, Herr Baron," eröffnete Weyer ohne Einleitung das erzwungene Gespräch

„Mir nicht, so will ich hoffen, denn der Verurteilte hat auch die Kosten zu tragen."

„Nun, noch bin ich ja nicht verurteilt, kann es auch

nicht werden, denn Ihnen fehlt jede Spur eines Beweises."

Achim zuckte zusammen. Welche Niedertracht, sich in solchem Falle auf den „Beweis" zu stützen. O, der Mann war ein Schurke. Aber eben deshalb durfte man sich zu nichts hinreißen lassen. Und Achim machte eine Handbewegung, die gleichsam die Unterredung als zwecklos abschneiden wollte.

Aber Weyer mit seiner gedrungenen festen Gestalt stand noch immer mitten in dem schmalen Wege; Achim hätte ihn geradezu bei Seite schieben müssen. Und dazu ließ es Weyer nicht kommen.

„Es thut mir wirklich leid, Herr Baron, daß wir nicht in Frieden leben. Besonders jetzt, wo ich Ihnen mit meiner Erfahrung doch vielleicht dienen könnte."

„Ich wüßte kaum, Herr Weyer. . . . ."

„Sie werden sich ruiniren mit dieser Zuckerfabrik, Herr Baron — Sie verstehen nichts davon."

Nun wallte doch der Zorn auf in dem Freiherrn von Rochlitz.

„Behalten Sie ihre Weisheit für sich, mein Herr," sagte er hochfahrend „Ich bedarf ihrer nicht!" Und er schritt, den Fuß auf die bepflanzten Felder setzend, an Herrn Weyer vorüber.

Weyer drehte sich nach ihm um, mit einer heftigen Bewegung den Arm erhebend — es sah aus wie eine Drohung. Einen Augenblick lang wandelte dem Freiherrn die Lust an, seine Gerte zu schwingen. Aber was — lohnte das denn der Mühe? Wenn jener vor der drohenden Konkurrenz zitterte, so hatte er, der Baron, doch die Konkurrenz der Weyer'schen Fabrik nicht zu fürchten. Dieses kleine Ding da mit seinen zweihundert Pferdekräften würde jawohl weggefegt werden, und dann mochte Herr Weyer wo anders Rüben bauen. . . . . Wäre es nur schon so weit, damit dieser widerwärtige Mensch aus dem Gesichtskreise verschwände!

* *
*

Achim verstand wenig von den Zahlen, die da hin und her schwirrten, aber dazu hatte er ja einen Rechtsbeistand neben sich.

Es war die erste Generalversammlung der Mansburger Zuckerfabrik-Aktiengesellschaft, in welcher Achim als Vorsitzender des Aufsichtsrats fungirte. Er hatte auch eine kleine, sehr allgemein gefaßte Ansprache gehalten.

Der Bau war nahezu vollendet, der Betrieb sollte mit der nächsten Rübenernte beginnen. Man hoffte auf eine glänzende Ernte, denn auf Achims Vorschlag waren Unsummen in jenes neue Kulturverfahren gesteckt worden. Der Ertrag würde sicher ein ganz anderer werden, als ihn Weyer jemals erzielte.

Finanziell war die Gesellschaft ganz gut fundirt. Das heißt, ein mittleres Bankhaus hatte zunächst eine Million aufgebracht, um in erster Reihe das Gut Rochlitz anzukaufen, den Bau aufzuführen und die Maschinen zu beschaffen. Natürlich würde es einer weiteren Million bedürfen, aber dazu sollte ja die Beteiligung kleinerer Kapitalisten dienen. In den nächsten Tagen würden die Aktien öffentlich ausgeboten werden — hoffentlich sogar an der Börse eingeführt, was allerdings noch einige Schwierigkeiten haben konnte.

Viel bares Geld war dabei nicht in Achims Hände geflossen. Denn sein Gut war bis an die Grenze des Möglichen belastet. Man hatte eine Art Besitzteilung vorgenommen, der die glückliche Lage des Schlosses zu Hilfe kam. Genau gesehen, war Achim heute nur noch Herr dieses alten, schlichten Schlosses, zu dem einige Nutzbauten und ein paar hundert Morgen Acker, Wiesen und Wald gehörten. Auch auf diesem Restbesitz waren noch Hypotheken eingetragen, nicht zuletzt Liselottens Erbteil. Der Kaufpreis für den größeren Teil des Rochlitz'schen Besitzes hatte Achim in Aktien empfangen. Aber diese Aktien, das war ja nicht zu bezweifeln, würden schon nach der

nächsten Kampagne den doppelten Wert repräsentiren, und vor allem würden sie sicher einen glänzenden Zinsertrag bieten.

Allerdings, der Bau hatte sich erheblich teurer gestellt, als veranschlagt, auch das Maschinenkonto schnitt mit einer riesigen Mehrsumme ab, und man stand doch erst im Anfang. Der Betriebsdirektor, jener Ingenieur Weber, dessen Anstellung heute beschlossen werden sollte, hatte sich einen Gehalt ausbedungen, um den ihn Achim zunächst im Stillen beneidete.

Aber man faßte, wie gesagt, die Sache von großen Gesichtspunkten aus auf; das war heutzutage der einzig richtige Weg. Ganz gewaltige Gewinnziffern tauchten auf — man wollte es im ersten Jahre nicht unter fünfzehn Procent Dividende thun.

Ein Skeptiker, der verschiedene Einwendungen machte, wurde niedergezischt, die Optimisten waren in erdrückender Übermacht. Zum Schlusse wurde Achim von allen Seiten beglückwünscht und gefeiert. Er befand sich in einem leichten Rausch der Aufregung, des Erfolges.

Sich bethätigen, sich hervorthun, sich auszeichnen und reich werden! Seiner schönen jungen Frau wegen reich werden! das war jetzt der Traum seines Lebens Auch war das nur die erste Stufe; dann kam die Politik. O, der große Schlot, der sich jetzt jenseits des Rochlitzer Parkes erhob, das war das Wahrzeichen der Zukunft. Noch freilich rauchte er nicht — aber er würde rauchen!

Die Sitzung hatte bis gegen Mitternacht gedauert; das ist keine allzu späte Stunde für Berlin. Die Teilnehmer beschlossen, das Souper gemeinsam im Kaiserhof einzunehmen und zwar geschah dies auf Achims Vorschlag, der dort wohnte.

Waldine wartete nun schon in „großer“ Toilette seit zwei Stunden, denn das Ende der Verhandlung war für zehn Uhr erhofft worden. Inzwischen war sie im Hotel-

zimmer eingeschlafen, nach den Anstrengungen der Reise und des heutigen Vormittags.

Die Gründung hatte Achim schon zu mehreren Reisen veranlaßt. Diesmal hatte er Waldine mitgenommen, die ja noch so wenig vom Leben genossen. Ihre „große Toilette“ freilich bestand aus einem einfachen weißen, zu Hause angefertigten Kleide. Aber sie sah entzückend aus darin — wie ein junges Mädchen.

Sie war sofort munter, als Achim eintrat, jung und elastisch, wie sie war. Nur das Kleid war ein bischen zerknittert, die Löckchen zerzaust.

Sie freute sich wie ein Kind darauf, etwas mitzumachen. Auch hatte sie ganz gegen ihre Gewohnheit, schon wieder Hunger, obgleich sie um acht Uhr ihren Thee genommen hatte. Bevor sie aber gingen, fielen sie einander in die Arme, küßten sich tüchtig ab, denn sie waren, obwohl ein Jahr etwa verheiratet, noch immer in den Flitterwochen. Sie hatten sich unendlich lieb — immer — ohne Ende.

„Es ist alles gutgegangen, Achim?“ fragte sie nebenbei.

„O, sehr gut, mein Schatz! Paß auf, Liebchen, bald kommen bessere Tage!“

„Noch bessere, Männchen — was fällt Dir ein?!“

„O, Du mußt noch ganz anders leben — mußt das Leben noch genießen! Du hast ja noch gar keine Ahnung. . . . .“

„Das wäre ja wunderschön,“ meinte Waldine, aber sie fügte hinzu, „wenn nur Papa nicht so sehr ängstlich wegen dieser Aktiengesellschaft wäre. Bist Du auch sicher, daß . . . .?“

„O, ganz sicher, Liebste. Bedenke doch. . . . Aber das erkläre ich Dir ein anderes Mal. . . . “ Denn er konnte das nicht recht erklären.

Sie gingen hinab in einen der Festsäle, wo noch einige Damen sich eingefunden hatten.

Waldine war bisher noch in keine größere Geselligkeit gekommen. Aber sie gab sich mit jener sicheren Anmut, mit dem angeborenen Takt, der schönen Frauen so oft eigen ist, oder den sie sich doch leicht aneignen, sowie sie ihrer Schönheit sich bewußt werden. Sie war immer eine kleine Prinzessin gewesen, die Prinzessin von Mansburg. Und ihr Prinz war wie auf das Stichwort gekommen. Ach — überselig war sie in ihrem Schloß, und zunächst wünschte sie sich nichts anderes.

Aber als sie sich nun gefeiert und ausgezeichnet sah, als sie in dieser Nacht zum erstenmale aus dem Becher des gesellschaftlichen Erfolges kostete, da sah sie doch plötzlich ihre Existenz in anderem Lichte: Sie war nicht nur das Weib ihres geliebten Achim — sie war die Baronin von Rochlitz, die Tochter eine preußischen Offiziers, eine geborene von Golz. Ach, und wie schmeckte das feine Souper, wie der Wein, wie köstlich der perlende Mercier! Von all diesen Herrlichkeiten hatte Waldine bis dahin noch kaum einen dunklen Begriff bekommen. Sie glühte, wurde übermütig — sie wurde so schön, wie noch nie zuvor.

Achim, der seit des Vaters Tode nichts als billigen Mosel getrunken hatte — nur bei der Hochzeit war man in den Keller des seligen Rochlitz gestiegen und hatte für einige Intime ein paar Flaschen alten Rheinweins heraufgeholt —, Achim begann nun doch wieder, das Leben von seiner schönen Seite her anzuschauen. Die Zukunft würde ja alles gut machen, was er jetzt vielleicht zu viel that. Überhaupt war er in seiner glückseligen Flitterwochenstimmung leicht geneigt, die Dinge im rosigsten Lichte zu sehen. Hatte er sich doch sogar mit Louisen vollkommen ausgesöhnt, und, ein pflichtgetreuer Bruder, wie er war, nicht versäumt, Schwager und Schwester für heut' Abend hierher einzuladen. Schließlich, Oswald Schirmer war jetzt Hofschauspieler — ein großes Wort,

das nirgend seine Wirkung verfehlte. Die gesamte Presse der Hauptstadt (bis auf ein socialdemokratisches Blatt) hatte Schirmers Engagement am Hoftheater sympathisch begrüßt, und den „Werner“, den er als Antrittsrolle spielte, sehr gelobt. Freilich, sein „Benedikt“ in Shakespeares „Maß für Maß“ gefiel etwas weniger; angeblich beherrschte der Künstler den klassischen Stil nicht ganz. Und der socialdemokratische Kritiker meinte, Herr Schirmer hätte den Benedikt vermutlich viel besser in einem Anzug aus der „Goldenen Hundertzehn“ gegeben.

Merkwürdigerweise hatte Schirmer seither nennenswerte Rollen nicht bekommen. Er war dem Hoftheater nur durch eine gnädige Prinzenlaune aufgepfropft worden. Eigentlich war kein Raum für ihn da; alle guten Rollen befanden sich in festen Händen. Und der Unwiderstehliche fühlte sich deshalb etwas bedrückt.

Louise dagegen war sehr glücklich. Denn, nun hatte sie etwas von ihrem Manne. Vorher, so lange er der Liebling des neuen Lindentheaters gewesen, hatte er täglich gespielt, manchesmal zwei neue Rollen im Monat. Da ging denn seine Zeit mit Studiren, Probiren hin — er gehörte ihr nicht, und sie war so unglücklich gewesen — ach, so unglücklich! Sie beneidete jede Krämersfrau, die neben ihrem Manne im Laden stand.

Sie, Louise, saß Abend für Abend in der Künstlerloge und bewunderte ihren Helden. Aber sie wurde von Eifersucht verzehrt. Sie heftete sich an ihn, ging schließlich auch zu den Proben mit.

Von Häuslichkeit konnte dabei nicht recht die Rede sein. Gerade, als ihr erstes Kind geboren wurde, hatte ihr Held mehr zu thun als je. Er spielte einen leichtsinnigen, jungen Familienvater, der nichtsdestoweniger allabendlich Stürme von Heiterkeit entfesselte.

Sie quälte sich daheim mit eifersüchtigem Sehnen, und es ruhte kein Segen auf ihrem Wochenbett. Das

Baby starb nach wenigen Tagen, als fühlte es sich überflüssig in dieser Künstlerehe, wo die verliebte Frau nichts weiter zu thun hatte, als dem Manne hinter die Coulissen zu folgen.

Louise wurde übrigens sehr stark. Ihre prächtige Figur begann sich zu verbreitern und die schönen Augen verloren sich in dem vollen Gesicht. Dennoch hörte man nichts von eklatanter Untreue ihres Gatten. Vielleicht hatte Oswald den Becher der Liebe schon vorher ausgeschlürft. Sie, Louise, verkündete laut und emphatisch, wie unendlich glücklich sie jetzt sei, weil ihr Mann weniger beschäftigt war.

„Er" war anfangs auffallend still, trank aber überreichlich und erzählte schließlich, als die Stimmung sehr animirt wurde, einige Anekdoten mit drastischen Pointen. Darin war er Spezialist. Es kursirten in Berlin zahllose kleine Scherze, bei deren Wiedergabe man sich entschuldigte, weil man sie nicht so wie Schirmer zu „bringen" im stande war. Eine leise Abtönung des Schlagwortes, eine Handbewegung, die nur ihm eigen war, ein unendlich komisches Von-unten-heraufblicken — das waren die unfehlbaren Mittel zu seinen Wirkungen und sie machten ihn zum erkorenen Liebling jener kleinen Kreise, die man in dem alten Berliner Weinstuben findet, vorausgesetzt, daß man eben diese versteckten Kneipen zu finden weiß.

„Nun, Du bist doch wirklich ganz zufrieden, Louischen?" sagte der glückstrahlende Achim zu seiner Schwester.

„Ach, nicht so sehr, als es den Anschein hat, Achim, denn, siehst Du — er ist nicht zufrieden — er ist zu wenig beschäftigt, und er leidet darunter, sag' ich Dir."

„Ja, mein Kind, man kann nicht alles haben. Ihr habt dafür eine mehr als ausreichende Existenz: 10 000 Mark — davon könnt ihr ja angenehm leben und noch etwas zurücklegen!"

„Vielleicht mit der Zeit", versetzte sie unsicher, „aber vorläufig ist nicht daran zu denken . . . Wir haben Abzüge . . ."

Achim wurde aufmerksam.

„Wie ist das möglich? Dein Mann hatte sich doch vollkommen rangirt?"

Und jetzt, während die Gläser klingend aneinanderschlugen, während eben der Fasan servirt wurde, flüsterte Luise ihrem Bruder das schwere Geheimnis zu, das ihr Glück verschattet hielt. Drüben schlug eben ein beinahe unfeines Lachen auf — Oswald hatte wohl einen seiner Kapitalspäße erzählt — hier vertraute Luise hinter dem Blumenstrauß dem Bruder an: ihr Mann hatte noch einen Gläubiger — einen einzigen nur — aber einen unerbittlichen — gar nicht zu befriedigenden . . .

Gerade diesen einen Posten hatte er nicht verraten wollen — er hatte sich genirt, er war ja eine so vornehme Natur. „Und weißt Du, dieser eine Posten, es ist sehr merkwürdig, Achim, der wird immer größer, so viel wir auch abtragen".

„Mit anderen Worten, eine Wucherschuld?"

„Ja, Du hast Recht, ein ganz abscheulicher Wucherer zehrt an unserer Existenz, ein wahrer Vampyr. Aber wir werden es abzahlen — ich spare zu Hause, glaube mir! Ich koche nämlich gar nicht; das lohnt nicht für zwei Personen. Wir essen in einem kleinen Moselweinrestaurant."

Wieder horchte Achim auf. Was würde Viki zu dieser verschrobenen Auffassung von Sparsamkeit sagen?

„Mir scheint das gar nicht praktisch," meinte er in beinahe verweisendem Ton, „eine Frau sollte sich viel mehr bemühen, dem Manne die Häuslichkeit recht angegenehm, unentbehrlich zu machen!"

„Ja, siehst Du," entschuldigte sich Louise, „das liegt eben bei uns ganz anders. Oswald muß in Ge-

sellschaft! Er muß Studien machen, muß sich auch gute Beziehungen schaffen und sie unterhalten — Beziehungen zu Kollegen, Journalisten und Dichtern — das geht gar nicht anders. Und diese kleinen Weinrestaurants sind dazu so geeignet, da trifft man den und jenen. Ich gehe ja übrigens immer mit. O, es ist wunderschön, Achim, Du solltest nur sehen, wie er überall und immer der Held des Tages ist. Das kann ihm doch nur nützen."

Betroffen, besorgt hörte Achim zu. Schulden? Wucher? Abzüge? Und das Ehrenwort? Da stand er vor einer Klippe, über welche die angeborene Anschauungsweise ihm nicht hinwegtrng. Er war ja selbst ein Romantiker der Liebe. Obgleich er seinen Hausstand mit großen Sorgen begonnen, war er doch unaussprechlich glücklich; aber diese Art von Ehe blieb ihm unverständlich. So wie Louise ihren Mann liebte, das erschien ihm thöricht. Dieses unsinnige Mitgehen überall hin und immer mitten durch — das konnte Beide verderben.

Er freilich, Oswald Schirmer, schien sich diese emphatische Liebe seiner Frau gern gefallen zu lassen. Aber wie lange? Würde er ihrer nicht gar zu bald überdrüssig werden?

Achim beschloß, ein ernstes Wort mit dem Schwager reden. Doch kam er wieder davon ab. Der nächste Tag verging mit Einkäufen für Waldine. Nach seiner Meinung war sie viel zu einfach gewesen; das ging ja nicht weiter so — sie mußte repräsentiren, durfte nicht nach Provinz aussehen.

Waldine widersprach anfangs, mit dem Instinkt des wirklich liebenden Weibes scheute sie die Ausgabe, die neue Sorgen für Achim herbeiführen mußte. Aber sie unterlag schließlich.

Wie eine neue Welt erschien ihr der großartige Modebazar; da erst merkte sie, wie gut ihr alles kleidete,

und was alles für eine elegante Großstädterin notwendig war. Achim, ganz berauscht von der Schönheit seiner Frau, gab binnen zwei Stunden ein kleines Vermögen aus.

„Es ist zu viel, Achim,“ sagte Waldine unten in der Droschke. Aber sie strahlte doch vor Freude.

„Sei ganz ruhig, mein Schatz,“ beruhigte er sie, „das kommt wieder herein — indirekt! Man muß repräsentiren.“

Achim folgte da einer etwas unklaren Vorstellung von den Gewohnheiten der „haute finance“ und deren gesellschaftlicher Repräsentation. Gewiß, seine junge schöne Frau mußte standesgemäß erscheinen und er hatte auch ein Recht, besondere Aufwendungen dafür zu machen.

Im Hotel angelangt, fanden sie eine Einladung zu einer Soiree beim Handelsminister, der das neue Unternehmen ostentativ begünstigte. Ach — nun konnte ja überhaupt nichts mehr passiren! Nun war der Erfolg da! Doch mußte Waldine noch eine Toilette haben; die heute gekauften waren für große Gesellschaft nicht geeignet.

Und Waldine widersprach nicht weiter. Ja, das mußte wohl so sein. Waren nicht alle Bedenken thöricht? Und war sie nicht jung und schön und eine Baronin von Rochlitz? Und schließlich — handelte sie nicht ihrem Manne zu Gefallen?

Und da sie einmal die letzten Bedenken überwunden, fand sie sich rasch in ihre Rolle. Sie wählte eine neue, prächtige Robe, diesmal ganz selbständig, während das erste Mal Achim geholfen hatte. Sie entwickelte sich schnell.

Auf dem Ministerballe hatte sie einen wirklichen großen Erfolg. Achim war ganz berauscht vor Glück. Er sah nichts weiter, als die Korona, die sich überall und immer um seine reizgeschmückte Frau bildete.

Noch in derselben Nacht hatte man Waldine eingeladen, einem Komitee beizutreten, welches demnächst in der Philharmonie ein großes Wohlthätigkeitsfest veranstaltete. Das würde gewiß beträchtliche Kosten machen, aber Waldine sagte ohne weiteres zu, denn Das hatte Achim ihr klar gemacht, dergleichen gehörte zu den modernen Erfolgen. Nur auf diese Weise könne er weitere Kreise für seine Sache interessiren.

Sie glaubten es beide gern, denn diese Episode war ja so schön, so berauschend schön. Und Achim war dabei um so ruhiger, als er sich nur wegen Waldine freute, denn für sich stellte er gar keine Ansprüche. Und wie glücklich waren sie dann wieder allein — enfin seuls! Es waren schöne Tage.

Nur mit Mühe fand Achim die Zeit, seiner Absicht gemäß einmal mit dem Schwager zu sprechen. Sie trafen sich in jener kleinen Kneipe unter den Linden, in der Oswald neuerdings wieder Stammtischpräsident war.

Schirmer zeigte sich anfangs etwas verschlossen, bis er schließlich zugab, noch einen Gläubiger zu haben, einen einzigen nur. Aber, weiß Gott, wie das zuging, obgleich er immerfort abzahlte — es wurde immer mehr. Wie viel es eigentlich sei, wußte er selbst nicht. Aber seine Gage war zum Teil mit Beschlag belegt

„Mein Gott, was ist denn das für eine Schuld?“ fragte Achim ungeduldig.

Oswald stürzte das volle Glas hinunter. Die Sache war ihm unangenehm.

„Ich hab' mich genirt, lieber Schwager, wirklich genirt. Es ist zu dumm, wie ich da hineingefallen bin. Der Kerl hat mir einmal — vor Jahr und Tag — fünfhundert Thaler geborgt. Ich war damals noch sehr leichtsinnig, war die Summe schon anderwärts schuldig, bevor ich sie von jenem bekam. Na, und weißt Du, so groß ist mein Einkommen nie gewesen, daß ich solchen

Betrag hätte auf einen Ruck abstoßen können. Der Mann drängte auch gar nicht; er kam nur von Zeit zu Zeit und verlangte Zinsen. Die hatte ich dann auch nicht, und da schrieben wir's zum Kapital. Und als ich mich verheiratete und bei ihm anfragte, wieviel ich ihm denn schuldig wäre, da legte er mir ein Paket Wechsel vor, so unvernünftig groß, daß ich nicht die Courage fand, Dir davon zu sprechen. Hätte man ihn bezahlen wollen, so wäre von Louisens Mitgift kaum noch etwas übrig geblieben. Und der Schurke wollte auch gar nicht bezahlt sein — im Gegenteil, er bot mir neuerdings Geld an . . . Das habe ich aber nicht genommen, im Gegenteil, ich glaube, ich hab' ihm schon dreimal soviel zurückgezahlt, als ich jemals von ihm bekam. Aber meine Wechsel hat er noch immer, und nun geht der Schuft vor, klagt einen Wechsel nach dem anderen ein und läßt mir die Gage mit Arrest belegen . . ."

Wieder schüttete Oswald ein Glas Wein hinab; vor ihm standen schon zwei leere Flaschen. Achim hatte das schon neulich beobachtet; auch den melancholischen Blick und die stillen Seufzer. Aber damals, als er in den Schwager drang, sagte dieser nichts, als: „Ach, wenn ich doch wieder einmal eine Rolle bekäme!" Er mochte wohl selber glauben, daß darin der Grund lag für seine zerfahrene Stimmung. Denn thatsächlich war sein Humor dahin. Er war nur noch so lange lustig, als seine Lustigkeit auf Andere wirkte. Und an dem Erfolge einerseits, am Weine andererseits suchte er sich zu betäuben. Jetzt erst übersah Achim, was an dem Schwager zehrte: die Schulden. Und es stand schlimmer, als man ihm zugestanden hatte.

Denn bei einem Besuch, den Achim und Waldine bei Louisen machten, borgte sich diese zwanzig Mark von ihrem Bruder; sie hatte kein Geld im Hause.

Sie selbst konnte nicht sagen, wo es blieb. Man

hatte im ersten Jahre der Ehe, wo Schirmer nur siebentausend Mark Gage bezog, allerdings einige Schulden gemacht, aber das war nicht der Rede wert. Das Schlimme war, daß die Leute immer zur Unzeit kamen, immer wenn man kein Geld hatte. Und dann mußte man ihnen „zum Trost“ irgend etwas abkaufen; denn sie borgten bereitwillig. Und daneben blieb immer noch, wie ein finsteres Gespenst, der „Einzige“, d. h. der Hauptgläubiger Oswalds, im Hintergrunde.

Die Wirtschaft Louisens sah recht unerquicklich aus, trotz der neuen hübschen Möbel. Alles, was nicht direkt gekauft werden konnte, oder was man ihr nicht geschenkt hatte, fehlte in diesem Salon. Und doch giebt es Hunderterlei, was eine unbeschäftigte Frau selbst schaffen kann und was dem Hause nicht selten den letzten Reiz giebt. Hier war alles ein wenig verwahrlost.

„Ach, wir sind ja so wenig zu Hause,“ entschuldigte sie sich, „und mit den Kollegen trifft man sich da oder dort — es ist ja auch besser, bequemer und billiger.“

Alle Vorstellungen, die Achim machte, blieben ziemlich wirkungslos. Er vergaß eben, daß Oswald ein Künstler war. Und wenn Louise auch keine Künstlerin, so fühlte sie sich doch als die Frau eines Künstlers. Und unter dieser alles rechtfertigenden Annahme warf die ohnehin etwas träge Louise alle anerzogene Wirtschaftlichkeit über Bord. Wieder sagte sich Achim: Wie würde sich Viki dazu stellen? Nur sie konnte hier Ordnung schaffen, wenn auch nicht mit einem Schlage.

Achim bezahlte noch einige kleine Schulden, die Louise persönlich hatte, und nahm sich vor, von der ersten Dividendenrate dem Schwager nochmals unter die Arme zu greifen. Die Zukunft mußte ja alles bringen — alles.

* * *

Rudolf Weyer, ganz aus dem Zusammenhange mit dem Elternhause, hatte fast keine Kunde von den Ereignissen auf Schloß Rochlitz. Und als er den Namen Waldinens (als Komiteemitglied) in der Zeitung las, traf es ihn wie ein elektrischer Schlag.

Waldine war hier und er — er konnte sie sehen!

Gleich darauf schalt er sich einen Thoren. Niemals hatte er, sparsam, wie er war, solche Feste besucht. Aber es war stärker als er — er ging doch und löste sich ein Billet. Er wollte, durfte sie sehen — er war ja doch so viel ruhiger geworden seither.

Er nahm Paul mit, der sich wie ein Kind freute. Auch ihm wurde dergleichen nicht leicht geboten.

Paul hatte, auf Abzahlung, eine kleine chemische Fabrik übernommen und quälte sich tapfer durch. Der Lebensgenuß war ganz aus seiner Existenz gestrichen. Nun kam er auf einmal in die große Welt.

Recht fremd und sonderbar erschien sich Rudolf in dieser glänzenden Gesellschaft, in dem sogenannten „Tout Berlin“. Er selbst hatte etwas einsiedlerische Gewohnheiten angenommen. Ein eigentlich geselliger Mensch war er nie gewesen. Ein einziges Mal hatte er sich ganz erschlossen — damals, als Waldine ihm entgegen kam, sich ihm fast anbot, mit ihrer ganzen, dankbaren, jugendlich begeisterten Seele. Dies eine Mal hatte er sich getäuscht. Nun wollte er nichts weiter von den Frauen wissen.

Ohne sich darüber klar zu sein, hatte er manches von dem Vater: die herbe Verschlossenheit, die stramme Selbstdisciplin, die unermüdliche Arbeitslust. Aber ein abstrakt-grüblerischer Zug hatte ihn der praktischen Arbeit entfremdet und dem juridischen Beruf zugeführt.

Er fühlte seine ganze gesellschaftliche Vereinsamung in diesem lichtdurchfluteten Saale.

Zwar sah er manchen Bekannten, tauschte mit dem

und jenem einen Gruß, und das herkömmliche „Wie geht's?“ diese stereotype Frage, deren Antwort man gar nicht hört. Aber niemand hatte auch nur den Wunsch, zwei Minuten lang mit ihm zu sprechen, noch hatte er, Rudolf, ein solches Bedürfnis. Denn gesellschaftliche Beziehungen wollen „gepflegt“ sein, wie Pflanzen. Sie gehen ein, wenn man sich nicht sorglich um sie kümmert.

Paul amüsirte sich auf eigene Faust. Auch er lebte abgeschieden nach seiner Manier, in seinem engeren Geschäftskreise; er kannte hier keine Seele, was ihn aber nicht hinderte, sehr lustig zu sein, seine Scherze — notwendigenfalls im Selbstgespräch — zu machen, ganz der übermütige Student von damals. Ja, er knüpfte, trotz seines nur leihweise entnommenen Fracks, nicht ohne Erfolg kleine Abenteuer an. Dieser Mensch sah auch immer gut aus, selbst wenn ihm der Rock schlecht saß.

Rudolf, den der Bruder bald allein gelassen, suchte die Damen vom Komitee nicht. Er wollte es dem Schicksal überlassen. Beinahe war sein Wunsch, Waldine wiederzusehen, geschwunden. Sie hier wiederzusehen — was hatte er wohl davon? Sie, ein sogenannter Stern, eine große Dame — er, der unbekannte, unansehnliche, unbeholfene Mensch. Denn das war er geblieben, trotz seines Erfolges. Auch der Erfolg will gepflegt, ausgenützt sein, soll er nicht sehr bald in Vergessenheit geraten.

Er blieb an seinem Tische, vor seinem Glase Bier, neben fremden Menschen, die sich durch ihn nicht stören ließen. Es war übermäßig voll; die Menschen berührten einander mit den Ellbogen und nahmen doch nicht von einander Notiz.

Nun stand man auf und reckte die Hälse. Die Damen vom Komitee gingen mit kleinen, silbernen Platten durch den Saal, um Lose zu einer Tombola zu verkaufen, welche von Künstlern reich beschenkt worden war.

Die Baronin von Rochlitz konnte jeden Augenblick hier in dem Seitengange erscheinen. Und er saß da, finster, in sich gekehrt, so ganz beladen mit seinem Unglück.

Da kam die lange Reihe der Tische entlang wirklich eine bekannte Dame: Nelly Keller. Auch sie bot Lose an. Sie war hochelegant gekleidet, aber ein gewisser spöttischer Zug um ihren Mund widersprach ihrer Rolle.

Rudolf erhob sich; er hatte sich ihr und ihrem Vater fern gehalten seit jenem denkwürdigen Nachmittag. Und merkwürdig, in seinem Ohr klang jetzt etwas wie ein dumpfes Rollen, — er glaubte den Stadtbahnzug zu vernehmen, der damals seinen Blicken entschwand.

Nelly erwiderte völlig unbefangen seinen Gruß.

„Was denken Sie wohl von mir, Herr Doktor? Ich hier auf diesem Jahrmarkt der Eitelkeit!"

„Sie gehören immerhin hierher, mein gnädiges Fräulein, auch ohne selbst eitel zu sein, denn der Erfolg solcher Veranstaltungen wäre ohne Ihresgleichen nicht möglich. . . . Ich las übrigens Ihren Namen schon in der Zeitung . . ."

Er nahm ein Los von ihrem Teller.

„Mein Papa bestand darauf," meinte sie sich rechtfertigen zu müssen. „Es gehört für ihn zum „Rummel". — Warum, Herr Doktor, ließen Sie sich nie wieder blicken?"

Er suchte einen Moment lang nach einer Antwort.

„Ich bin so ganz der Einsamkeit verfallen — unwiderruflich. . . ." Er blickte zu Boden, sah nicht, wie sie erstaunt fragend aufhorchte. Doch, da drängte eine Menschenwelle dazwischen. Andere begrüßten die Dame, rissen sich um ihre Lose, und Rudolf fand gerade noch Gelegenheit, seine Mark abzuladen.

Nun war er wieder allein — inmitten der Tausende allein. Ob sie ihn verstanden hatte? Ach, sie war wohl

klug genug dazu, sie begriff ebensowohl, warum er damals nein gesagt, und warum er dann nicht wiederkommen konnte — er, der Getäuschte, der Abgewiesene.

Und wieder saß er allein, wohl eine Stunde lang. Nur wie aus der Ferne klangen die Stimmen der Vortragenden zu ihm. Ab und zu kam Paul, der sich köstlich amüsirte. Weiß Gott, wie Der das anstellte.

Aber was — er, Rudolf, wollte sie denn doch sehen.

Er bahnte sich den Weg nach oben, nach dem Podium, wo an einem langen, mit prächtigen Bouquets geschmückten Tische die Damen vom Komitee saßen. Er sah Nelly nicht mehr und sein Blick schweifte über die Anderen.

Da sah er sie, Die dort in dem pfirsichblütenfarbenen Kleide — strahlend schön; sie sprach mit einem hohen Offizier, ihre Haltung war vollendet. War dies das junge Mädchen in dem verwaschenen Battistkleidchen, die in dem dürftigen Gärtchen zu Hause vor der Frau Inspektor und der Frau Pastor artig knixte — war sie es, die damals bittend und weinend vor ihm gestanden, in dem kahlen, gelb getünchten Bureau des Bürgermeisters ...? O Gott, wie ein Traum war es, noch einmal zog es an seinem Geiste vorüber ... die stillen, süßen Hoffnungen und dann die schwere, bittere Enttäuschung ... Der lange verschwiegene Kampf seines Herzens gegen die Vernunft, gegen den Mannesstolz.

Unbemerkt wollte er sich wieder unter die Menge mischen. Da verabschiedete sich Der mit der besternten Brust von ihr, und so fiel ihr Blick auf ihn, Rudolf, — sie verfärbte sich und zuckte zusammen — er verneigte sich, wollte zurücktreten, konnte nicht gleich, weil sich hinter ihm die Menschen stauten.

Und schon hatte die Baronin sich gefaßt. Mit ausgestreckten Händen trat sie auf ihn zu. Sie machte ja hier im Hause die Honneurs.

„Sie sind auch gekommen . . .?“

Eine Weile brachte keines von ihnen ein Wort hervor.

„Ja, ich bin auch gekommen,“ sagte er rauh.

„Ach, wenn Sie wüßten, wie sehr ich immer an Sie dachte — immer, immer!“

Und nun sah sie ihn groß und voll an aus ihren schönen, graublauen Augen.

„Sehr gütig, gnädige Frau,“ sagte er mit einer steifen Verbeugung.

Sie gewann an Haltung.

„Warum haben Sie sich nie in Mansburg blicken lassen, Herr Doktor — warum haben Sie uns nie besucht? Es that mir sehr leid, daß Sie uns mieden, lieber Freund.“

„Mein Leben gehört der Arbeit, gnädige Frau.“

„Es giebt auch Ferien, Gerichtsferien, ich weiß es. O, bitte, besuchen Sie uns doch, wir wohnen im Kaiserhof. Kommen Sie doch. Mein Mann wird sich auch freuen. Wir sind doch alle Jugendfreunde.“

Rudolf begriff. Er sollte entschädigt, abgelohnt werden durch ihre herablassende Freundlichkeit. Er durfte kommen und zusehen, wie glücklich sie waren. Gewiß, ihre Einladung war ehrlich gemeint: Sie wollte damit ihre Schuld los werden.

Aber er lehnte diese Abzahlung ab. Diese Münze, die des Mitleids und der barmherzigen Freundschaft, nahm er nicht.

„Sie sind überaus freundlich, meine Gnädige,“ erwiderte er hart und stolz, „nur fürchte ich, daß meine streng gemessene Zeit mir kaum gestatten wird . . .“

Indessen war Achim, der neben seiner Frau stand, aufmerksam geworden. Er war stets der Meinung gewesen, daß Waldine Rudolf zu ernst nähme. Und er sagte recht flüchtig, so wie er's im Verlaufe der Nacht wohl hundert mal gethan: „'n Tag, Herr Doktor — wie geht's?“ und er reichte Rudolf die Hand hin, ohne auch nur zu bemerken, daß dieser sie kaum berührte.

„Ich wollte mich nur von Ihrem Wohlergehen überzeugen, gnädige Frau," schloß Rudolf jetzt in voller Haltung, „ein einziger Blick auf Sie genügte, mir zu antworten. Und nun darf ich nicht länger stören."

Er ging.

Waldine sah ihm finsteren Blickes nach. Sie hatte es deutlich empfunden, sie blieb in seiner Schuld. —

Wenige Tage später reisten sie ab, etwas überstürzt sogar. Denn Achim hatte festgestellt, daß ihre Ausgaben unverhältnismäßig angewachsen waren. Obgleich er der Herr im Hause war, graute ihm vor Viki.

Zu seiner Erleichterung sagte Waldine:

„Es ist gut, daß dies alles vorüber, Achim, wir wollen nun recht sparsam sein, und unser ganzes Glück in einander finden."

Mit schwimmenden Augen fiel sie an seine Brust.

Er war außer sich. Dies herrliche Wesen, das Berlin sozusagen im Sturm genommen hatte, sie verlangte nichts, als ihn!

Er ahnte und begriff nicht, daß Waldine nun auf diese Weise ihre Schuld an Rudolf abzutragen vermeinte. Sie mußte vollkommen glücklich sein, und glücklich machen, um den leise nagenden Selbstvorwurf los zu werden.

* * *

VII.

„Pleite, Herr Baron — pleite! Da ist nichts zu machen!"

Der Rechtsanwalt Hempel, Rudolfs Nachfolger in der Vertretung Achims, sagte dies lächelnd, aber entschieden zu seinem Klienten, der recht beklommen dasaß.

„Aber Herr Anwalt,“ wagte er jetzt einzuwenden, ich hoffte doch“. . .

„Da ist nichts zu hoffen, Herr Baron. Die Gesellschaft ist insolvent, und der Generalversammlung wird nichts übrig bleiben, als dies heute Abend zu erklären.“ Und da er Achims bestürzte Miene sah, fügte er hinzu: „Mein Gott, derlei kommt ja alle Tage vor. Das Schlimmste ist nur, daß Sie, wie Sie sagen, noch Ihren ganzen Aktienbestand besitzen. Abgesehen auch davon, so können Sie als Aufsichtsrat noch leicht in weitere Mitleidenschaft gezogen werden. Doch das brauche ich Ihnen wohl nicht weiter zu erklären.“ Er blickte unruhig nach der Thür; es warteten noch viele Leute draußen und im Augenblick war ja auch gar nichts zu machen . . . .

Achim begriff das und ging. Der Anwalt war sehr beliebt, sehr „schneidig“ und trotz ungemeiner Liebenswürdigkeit nannte er die Dinge stets beim rechten Namen.

„Pleite,“ wie häßlich dieser dem jüdischen Börsenjargon entnommene Ausdruck klang. Achims Wangen brannten, obgleich nur „seine“ Aktiengesellschaft pleite war. . . . . Wie war das alles so schnell gekommen?

Einfach genug. Zunächst hatte man damals die Einführung der Aktien an der Börse nicht zugelassen; es wehte da seit einiger Zeit ein strengerer Wind, den wohl der Antisemitismus verschuldet hatte. Aber er traf doch nur die „kleineren“ Unternehmungen, d. h. solche, die mit einer oder zwei Millionen arbeiteten. Sobald einmal das große Kapital an einer neuen Sache beteiligt war, kam kein Börsenstatut dagegen auf . . . Also die Aktien wurden „unter der Hand“ an den Mann gebracht. Der Bankier und einige ihm nahe stehenden Geldleute schlugen die ihren los, sobald dies nur mit kleinem Gewinn möglich war — hatten sie doch bei der Gründung genug „gerissen“. Dem Baron aber war vertragsgemäß die Bedingung auferlegt worden, sich seiner Aktien nicht vor

Ablauf des zweiten Betriebsjahres zu entledigen, und er hatte, als er inzwischen einmal in akute Geldnot geriet, Mühe gehabt, einen Teil seiner Besitztitel für etwa ein Zehntel ihres Nennwertes zu verpfänden. Die Fabrik selbst aber war noch gar nicht in Betrieb gesetzt worden.

Zunächst hatte sich die Fertigstellung des Baues erheblich verzögert. Noch schlimmer war es, daß die Lagerräume deshalb noch nicht unter Dach gekommen waren, weil man eben im letzten Augenblick alle Kraft auf die Beendigung des Hauptgebäudes verwandte. Und als nun die Ernte hereinkam — eine traurige Ernte übrigens, trotz des neuen Kulturverfahrens — da wußte man nicht, wohin mit den Rüben. . . Um sie nicht dem Verderben preiszugeben, mußte man sich beeilen, sie unter dem Preise zu verkaufen, und da zeigte sich, daß — Herr Weyer der Käufer war. Ein geschickter Zwischenhändler hatte in seinem Namen abgeschlossen. Nun war die Fabrik leidlich fertig, aber die Mittel waren durch Etatsüberschreitungen derart erschöpft, der Kredit durch das Börsenverbot derart erschüttert, daß man überhaupt nicht anfangen konnte. Der Direktor Weber fand eine Façon, sich unter Erhebung eines Jahresgehalts hinauswerfen zu lassen, und Rudolf, der so gut wie nichts von der Sache verstand, sah in ohnmächtigem Zorn seine Rüben hinüberfahren in die Weyersche Fabrik . . .

So waren in kaum einem Jahre mehr Fehler gemacht worden, als selbst eine viel besser fundirte Sache je hätte vertragen können, und jetzt, da die erste größere Zahlung — eine Restquote auf das Maschinenkonto — bezahlt werden sollte, stand die führerlose Aktiengesellschaft vis-à-vis de rien. Ursprünglich auf eine ganz solide Basis gestellt, mußte dies an sich durchaus lebensfähige Unternehmen daran scheitern, daß der Hauptbeteiligte weder ein Geschäftsmann war, noch das Talent besaß, einer zu scheinen. Das sagte Achim sich jetzt selbst. Dabei war

sein Name mit der Sache verknüpft, sein Hab und Gut stand dabei auf dem Spiele, und schließlich konnten ihn noch schlimme Weiterungen bedrohen, wenn etwa das Gericht fand, daß eine fahrlässige Handhabung des Geschäfts den schnellen Niedergang verschuldet hatte. O, er war zu lässig gewesen, unwissend, leichtsinnig — es hätte anders kommen können, kommen müssen!

Freilich, man hatte ihm damals versichert, es handele sich nur um seinen Namen, und auch die Überschreibung seines Besitzes an die neue Gesellschaft sei eigentlich nicht viel mehr als eine Form, zumal er ja so viel Aktien in die Hand bekam, wie er sein Gut bewerten konnte. Nur daß die Aktien nahezu wertlos werden konnten, hätte er nie geahnt. Auch nicht, daß man ja noch mehr von ihm verlangen konnte, als eben seinen schönen Namen. O Gott, welch ein Thor war er gewesen, als er auf leichten Gewinn gehofft hatte.

Aber das ganze Unglück stammte von den Weyers her. Ohne diesen Streit mit dem alten Weyer wäre es ihm, Achim, nie in den Sinn gekommen, sich in die Konkurrenz zu stürzen. Jedoch — es war geschehen. Alle Hoffnungen auf Ehre und Gewinn waren vernichtet, dafür drohten Unehre und Verlust.

„Pleite!“ Man nahm es in seinen Kreisen sehr leicht mit dem Schuldenmachen und Nichtbezahlen. Aber „Pleite“ sein, bankerott vor dem Gesetz, das ist etwas ganz anderes, das war noch keinem Rochlitz passirt, obgleich da gewiß immer Schulden gewesen. Was würde der Seelige sagen mit seinen altfränkischen Ansichten von aristokratischem Ansehen und aristokratischen Pflichten?

Kaum zwei Jahre war der alte Baron tot. Und sein Sohn hatte es um so viel besser machen wollen. Was hatte er erreicht? Sich in eine Sache verwickelt, die nun „pleite“ war. Die neue Fabrik, eine Wegstunde von seinem Schlosse, würde für immer stille stehen; alle

die vielen Leute, denen er Brot zu bieten gehofft, würden sich um ihre Hoffnungen betrogen sehen Und wer weiß, wie Viele an der Gründung das mühsam Ersparte verloren hatten. Daß er selbst am meisten von schwerem Verlust bedroht war, daran dachte er jetzt nicht — er übersah es vielleicht noch nicht. — — —

„Generalversammlung," wie stolz das klingt! Und wie schrecklich verlief diese Versammlung für Achim, wie so ganz anders als jene erste, die er in seinem Leben mitgemacht. Es waren etwa zwei Dutzend Leute erschienen, Besitzer einzelner Stücke oder Strohmänner für solche, die etwa heimlich einen größeren Posten der Aktien aufgekauft hatten.

Einmütiger, als diese Generalversamlung, mag wohl selten eine verlaufen sein. Denn alle pfiffen aus einem Tone, alle ergingen sich in schmählichsten Beschuldigungen gegen Aufsichtsrat und Direktion, die beide furchtbare Unwirtschaft getrieben hatten. Besonders gegen Achim, gegen den Baron von Rochlitz, stießen sie niederträchtige Verdächtigungen aus. Er habe offenbar planmäßig das ganze Unternehmen in den Dr . . . fahren lassen, um es nachher für einen Pappenstiel an sich reißen zu können. Auch verstand er nichts von der Sache, nicht einmal vom Rübenbau, und das war doch seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Aber, auf jede Rübe, die man erwartet, sei für eine Mark Dung aufgewendet worden, und schließlich seien die Rüben auch noch halb ausgeblieben — zur andern Hälfte aber verschleudert worden. Das sei rund heraus Betrug, Gaunerei, und die Beute davon war unter die Rädelsführer verteilt worden . . .

Achim saß da mit brennenden Wangen, mit fliegenden Pulsen. Er mußte ja eigentlich jeden dieser Kerle niederschlagen. Dabei verstand er nicht zu reden. Ein einziges Mal schrie er wie außer sich dazwischen: „Lüge! Lüge! Abscheuliche Verleumdung!" Da schnitt man ihm die Rede ab, er hatte das Wort nicht. —

Auch mußte er ja wirklich schweigen, denn soviel begriff er doch: Niemand, der an dem Unternehmen beteiligt war, würde ohne schweren Verlust aus demselben hervorgehen. Schon aus dem heutigen Status ergaben sich bedeutende Passiva. Zwar, die Rechnungen hatten ihm ja schon früher alle vorgelegen, aber was wußte er von Bilanzen, was von Delcredere. Er hatte immer nur so darüber hingeblickt — besonders in der letzten Zeit, als er ohnehin sah, daß die Sache verloren. Bei der Generalversammlung würde er ja alles hören. Nun hörte er allerdings, aber er verstand doch nur das Wenigste — nur das man ihn zur Verantwortung ziehen wollte.

Die Versammlung beschloß, sofort in die Liquidation einzutreten. Und da blieben nichts als Schulden. Auch Achim war Schuldner — mit einem Betrage, den er zunächst gar nicht fassen konnte.

Die Aktiengesellschaft hatte nämlich die Hypotheken auf Rochlitz übernommen. — Alles, was er schuldig war, schuldete er der liquidirenden Gesellschaft. Und das war mehr, als er besaß. Denn seine Aktien betrugen nur etwa ein Fünftel des Gründungskapitals. Ihm schwindelte vor all dieser Zahlenwirrnis. Wie viel noch durfte er sein eigen nennen, oder wie viel war er auf jeden der alten Backsteine von Rochlitz schuldig?

Er fuhr noch in derselben Nacht nach Hause. Und auf der Fahrt erst fand er Zeit, recht nachzudenken.

Man soll nichts anfassen, was man nicht versteht. Er hatte sich thörichter Weise übereilt. Weder von der Land- noch von der Finanzwirtschaft verstand er etwas. Er hatte nur Lieutenant gelernt. In seiner Unwissenheit hatte er, statt die alten Schulden loszuwerden, neue auf sich geladen. Wieviel? das wußte er gar nicht. Die Summe war ja genannt worden, aber er hatte, wie gesagt, nicht begriffen, wie sie sich verteilen würde.

Ach, wie recht hatte damals Weyer mit seiner

Warnung. Gewiß, er war ein Schurke, und der Prozeß schwebte noch immer. Beweismittel gab es nicht, und das Prozeßverfahren drängte auf einen Eid hin. Er selbst, Achim, konnte kaum beschwören, daß Weyer dem seligen Vater überhaupt schuldig gewesen — geschweige denn, daß er ihn nicht befriedigt hatte. Vielleicht aber schwor Weyer, schwor die Schuld ab, uud dann war die Sache abgethan. Aber wie dem auch sei — mit diesem Kerl gab es keine Freundschaft mehr. Dennoch, Recht hatte er gehabt mit seiner Warnung. Nur allzurecht. Weyers Unternehmen blühte. Er hatte Augen und Ohren überall, wußte sich billiges Rohmaterial zu schaffen, profitirte bald von einer Zuckerkrise in Österreich, bald von einer Mißernte irgendwo — er verstand eben sein Geschäft.

Dazu hatte Weyer seinen Verbrauch herabgesetzt, lebte überaus einfach, hatte sogar einen Teil seiner Villa vermietet. Seine Söhne brauchten nichts mehr von ihm, seine Frau kam sozusagen nur noch besuchsweise nach Mansburg, wo sie es nicht mehr aushielt. Der einsame Mann mit dem kalten, undurchdringlichen Gesicht arbeitete Tag und Nacht. Offenbar hatte er alles daran gesetzt, sein Geschäft zum Blühen zu bringen, und dieses Opfer hatte sich bezahlt gemacht. Anders kann es auch nicht gehen. Man muß etwas können und dennoch alles an den Erfolg setzen — seine Kraft, sein Wissen, seine Wünsche, sich selber, dann glückt's.

Das aber hatte er, Achim, nicht gethan. Er hatte nur mit den Dingen gespielt, deren furchtbarer Ernst jetzt über ihn hereinbrach. Doch von nun an sollte es anders werden. Große Vorsätze erfüllten seine reumütige Brust. Er wollte ein tüchtiger Landwirt werden, wollte sparsam leben, nach und nach alles abzahlen. Und noch eine Menge lernen, bis er daran dachte, zu kandidiren.

Wie sehr würde sich Waldine freuen, wenn er er-

zählte, daß er seine Kandidatur aufgebe! Denn sie wollte ihn für sich. Das mußte sie entschädigen für die neuen schweren Sorgen.

Als sie ihm entgegentrat in dem reizenden, koketten Morgenkleide, ihm jubelnd entgegenflog, schmolzen seine Vorsätze: Die hübschen Toiletten mußte sie behalten. Das war er ihrer Schönheit schuldig. Es kostete ja auch gar nicht viel und sie sah so reizend aus.

Und auch an der kleinen Viki durfte man nicht sparen. Dazu blieb Zeit später, wenn sie größer und kräftiger geworden.

Waldine fragte gar nicht, wie die Geschäfte in Berlin verlaufen. Sie ahnte nicht, daß die Sitzung von gestern wichtiger war als andere. Sie hatte überhaupt wenig Sinn für Geschäfte. Sie gehörte zu den schönen Frauen, die dazu geboren scheinen, sich versorgen und zwar gut versorgen zu lassen, dafür aber durch ihre Reize, durch ihre Liebenswürdigkeit reichlich vergelten. Sie that auch nichts für die Wirtschaft, das besorgte alles Viki. Waldine that gar nichts, als Romane lesen, Klavier spielen, mit ihrer Kleinen sich amüsiren, ihren Mann zu Pferde begleiten und dergleichen mehr. Aber sie sah stets entzückend aus, strahlte immer vor Zufriedenheit und Glück, obgleich es zumeist auf Rochlitz recht langweilig war. Allerdings, man reiste öfter einmal nach Berlin, aber das war auch das Ganze.

Achim beschloß, ihr vorläufig nichts zu sagen. Das war ja auch völlig überflüssig. Vielleicht wurde es möglich, Waldinen überhaupt in Unwissenheit zu lassen. Viel schwerer schon würde das mit Viki gehen, die ja von den Dingen auch nichts verstand, aber mit ihrem unbeirrbaren Scharfsinn, mit ihrer guten Nase merkte, wie alles stand.

Liselotte war nicht da, lebte in Dresden bei einer alten Tante und bildete sich weiter aus. Sie hatte keinen Sinn für die Landwirtschaft, und da ja hier ohnehin zwei

Herrinnen waren, ließ man sie ziehen. Nur im Sommer pflegte sie regelmäßig zu längerem Besuch zu kommen.

Diesmal war Liselotte rasch abgereist infolge eines heftigen Konfliktes mit Achim. Sie war inzwischen mündig geworden und — es war unerhört in den Annalen des Hauses Rochlitz — sie wollte ihr Geld haben, um, wie sie scherzend sagte, „ein eigenes Geschäft anzufangen.“

Am Ende war ihr Das auch zuzutrauen. Aber Achim sagte einfach „Nein“. Erstens hatte er das Geld überhaupt nicht, konnte es bei der jetzigen Lage der Dinge nicht anschaffen, und dann war es selbstverständlich, daß seine Schwester ihm das Kapital so lange ließ, so lange sie sich nicht verheiratete.

„Das ist ja alles recht schön, Achim,“ meinte sie unbeirrt, „aber ich möchte doch selbständig werden und mit meinem Gelde machen können, was ich will! So das Gefühl haben wenigstens, daß ich es kann!“

Achim fand Das unglaublich, glaubte auch gar nicht daran. Da steckte etwas dahinter. Seine jüngste Schwester hatte eine für ihn ganz unbegreifliche Entwicklung genommen. Diese Selbständigkeit im Reden, Denken, Urteilen — das war überhaupt nicht die Art der Rochlitz, wieviel weniger die eines jungen Mädchens aus diesem Hause.

„Du mußt Dich darauf gefaßt machen, Achim, daß ich eines Tages mein Geld verlange, auch daß ich mich gegen Deinen Wunsch und Willen verheirate. Es wäre mir sehr leid, wenn ich Dich damit kränkte oder in Verlegenheit brächte, aber ich kann nicht anders.“

Nun wurde Achim doch unruhig. Sie wollte für jetzt nichts mehr sagen. Vielleicht fing sie wirklich in Dresden irgend ein Geschäft an oder heiratete einen kleinbürgerlichen Mann, der mit dem Gelde etwas zu beginnen wußte. So oder so — eine neue bedrückende Sorge führ ihn.

Ihren Geschwistern blieb sie übrigens aufrichtig zugethan, aber die landwirtschaftliche Hausarbeit mochte sie nicht, das Landleben überhaupt nicht. Am liebsten wollte sie in Berlin leben.

Nur mit Mühe und Not bewog man sie schließlich, sich vorläufig doch unter den sicheren Schutz der Tante in Dresden zu begeben. In Berlin hatte sie freilich Louisen, aber mit dieser Schwester hatte sie sich nie recht verstanden; eher noch mit Viki, die mehr Verstand, aber weniger schöne Gefühle hatte als Louise.

Jetzt also war Liselotte nicht auf Rochlitz. Und Waldine zu täuschen, das würde leicht angehen. Blieb nur noch Viki.

Natürlich mußte Achim den Zerfall der Sache, den Bankerott der Zuckerfabrik bekennen. Er verschwieg nur, wie sehr er durch diesen Krach in Mitleidenschaft gezogen.

Waldine jubelte. Nun würde ihr Mann ja immer zu Haus bleiben. Auch Viki war im ganzen zufrieden. Es hatte ja so kommen müssen. Und die persönliche Genugthuung überwand ihre Bedenken.

Wenige Tage später war es, als auf Rochlitz ein Aktenstück einlief, welches zu lesen Achim seinen ganzen Mut zusammennehmen mußte. Denn er empfand nun deutlich, daß er den Seinen gegenüber Vogel-Strauß-Politik getrieben hatte, und daß es damit jetzt zu Ende war.

Waldine begriff nicht, warum Achim heute gar so lange „arbeitete“. Er pflegte sonst so pünktlich hinunter zu kommen zum Thee in den Garten. Die Kleine wollte sie nicht allein lassen; die war auch nicht von ihrem Sandhaufen zu entfernen, und die Bonne hatte in der Plättstube zu thun.

So lief Waldine nach der Terrasse und rief hinauf; das Fenster stand offen. Aber Achim antwortete nicht.

Er war also wohl abgerufen worden? Seine Thür erwies sich als verschlossen, was sonst gar nicht seine Gewohnheit war.

Waldine rief nun doch die Bonne und übergab ihr das schreiende Kind. Die kleine Viki war sehr verwöhnt, nahm es sehr übel, daß Mama sie vom Sandspiel weggeholt hatte ohne ihre Zustimmung.

„Beruhigen Sie sie," sagte Waldine kurz. Sie war überhaupt etwas herrisch mit den Dienstboten.

Vergebens suchte sie Achim, bis dieser sich endlich ganz unvermutet am Theetische einstellte. Nun sah es doch aus, als hätte er sich vorher eingeschlossen gehabt.

Und wie sonderbar fahl seine Gesichtsfarbe war, die Zähne schlugen ihm ordentlich aufeinander.

„Es ist gar nichts, liebe Waldine," sagte er, „die Sache mit der Aktiengesellschaft macht mir mehr Schererei, als ich dachte, und mir ist ja heute nicht ganz wohl."

Aber Waldine warf sich schluchzend in seine Arme. Sie sah und fühlte, daß irgend ein Unheil in der Luft schwebte. Und wie krampfhaft er sie jetzt an sich preßte! Nicht nur in zärtlicher Leidenschaft wie sonst, sondern wie ein Verzweifelter es thut, so ganz sonderbar.

„Achim," schrie sie, „sag' mir alles! Ein Unglück ist geschehen! Ich sterbe mit Dir, wenn es sein muß!"

Er lächelte mit blassen Lippen. Gewiß, sie war eine jener exaltirten Frauen, die im stande sind, mit dem Geliebten zu sterben. Aber wie würde sie mit ihm *leben*, wenn er verarmte?

Freilich, sie kannte die Armut, und darum gerade würde sie die Armut fürchten — hassen! Sie, sie, die für Schönheit und Wohlstand geboren.

Er bezwang sich. Nein, er brachte das Wort nicht über die Lippen. Es war unmöglich. Vielleicht konnte der furchtbare Schlag doch noch abgewendet werden. Für

den Augenblick mußte er doppelt vorsichtig sein, eben trat Viki, in ihrer groben Leinenschürze wie immer, zu ihnen.

„Weißt Du, Achimchen," begrüßte sie ihn, „Du bist zwar der Herr im Hause, aber ich hab' doch ohne Dich Thee getrunken. So lange kann ich nicht warten . . . Herr Gott, Junge, wie siehst Du denn aus? Ist Dir schlimm? Na, was sagte ich Dir doch: Rotwein nach dicker Milch! Oder ist's was anderes?"

„Gar nichts, liebe Viki, ein bißchen Ärger, das ist alles, gieb uns Thee, bitte!"

Das geschah. Der Thee war gut, die „Sandwichs" so vorzüglich, wie nur Viki sie bereiten konnte; sie machte das immer selbst, wie sie überhaupt alles im Hause machte.

Der Abend war schön und Waldine noch schöner. Sie erwartete ihr zweites Kind, aber auch das machte sie nur noch reizender. Sie sah blühend aus, und die leichte Fülle stand ihr gut.

Achim gab sich alle Mühe, aber der Blick, mit dem er alles ansah, Weib und Kind, Haus und Feld und Garten, war doch zu seltsam.

Und nach und nach verstummte das Gespräch. Achim machte sich bald los. Er mußte noch nach dem Vorwerk reiten. Heute forderte er Waldine nicht auf, mitzukommen.

„Du bleibst wohl lieber bei der Kleinen," meinte er, „es ist abscheulich staubig heute." Offenbar wollte er allein sein.

Stumm sahen die beiden Frauen ihm nach. Und erst nach einer ganzen Weile riefen sie einander, beide wie aus einem Munde, zu: „Es ist etwas geschehen!"

„Gewiß, die verdammte Fabrik!" setzte Viki hinzu.

Viki und Waldine sympathisirten nicht innerlich. Waldine fühlte, daß Viki unzufrieden war, und grollte ihr darum. Heute aber verstanden sie sich. Sie eilten hinauf nach Achims Zimmer, um das Aktenstück zu suchen, das der Briefträger heute gebracht. Viki besaß einen Schlüssel, der auch Achims Pult schloß. Sie hätte das

Geheimnis sonst nie verraten; jetzt that sie es ohne Weiteres. Aber sie fanden das ominöse Aktenstück nicht. Achim hatte es wohl in seiner feuerfesten Kassette.

„Nun, ich komme doch dahinter," sagte Viki. „Mir entgeht nichts — ich hab' eine Nase! Übrigens hab' ich's ja gleich gesagt, sie werden ihn beschummeln!"

* * *

Rudolf Weyers Sprechstunde pflegte gut besucht zu sein. Zwar, sein erster Erfolg hatte sich nicht ganz auf der Höhe gehalten, denn der junge Anwalt war zu rigoros. Man schalt ihn in Kollegenkreisen einen Narren.

Aber Rudolf besaß ja nichts, als seine Ideale; zudem war er mäßig, fast bedürfnislos und er konnte sich den Luxus gestatten, nur ganz reinliche Geschäfte zu machen.

Auch heute war eine stattliche Anzahl von Klienten erschienen, die er in gewohnter Weise abfertigte, das heißt kurz, bündig, aber gewissenhaft. Die schlagende Knappheit seiner Rede hatte sich einen gewissen Ruf erworben.

Da kam unter andereren einen Schlächtermeister, der wegen Vergehens gegen das Nahrungsmittelgesetz unter Anklage stand. Er wollte von Rudolf verteidigt sein.

„Haben Sie die Wurst mit Anilin gefärbt," fragte der Anwalt.

Der Schlächter antwortete nicht gleich.

„Dann brauchen Sie auch keinen Verteidiger, wenigstens mich nicht, denn dann ist es nur in der Ordnung, daß Sie bestraft werden."

Und der verdutzte Mann sah sich entlassen, bevor er noch recht begriffen hatte, daß ein Anwalt so dumm sein könnte.

Zwei, drei gleichgiltige Leute folgten dem Wurstfälscher. Einer, der seine Kosten nicht bezahlen konnte und Stundung erbat und erhielt! ein zweiter, dem der

Konkurs drohte, und der den Rechtsanwalt fragte, wie weit er, der Schuldner, berechtigt sei, seine Frau zu schützen. „Gar nicht," antwortete der Rechtsanwalt, „wenn Ihre Frau geholfen hat verbrauchen, was Sie schuldig sind."

Und jetzt trat ein Bekannter ein, Herr von Eichholz, der nun unmittelbar vor dem Assessorexamen stand. Rudolf blickte verwundert zu dem ungewohnten Besuch auf.

Herr von Eichholz begann mit langen Umschweifen. Er sei endlich klar darüber, daß er doch wohl nicht der rechte Mann für Nelly Keller wäre — diese brauche einen energischeren, tüchtigeren Charakter . . . Und dabei blickte Herr von Eichholz den jungen Rechtsanwalt so eigentümlich an, als wollte er sagen, daß er gar keinen Tüchtigeren kenne, als ihn. Schließlich, auf eine mit leichter Ungeduld hingeworfene Frage nach seinem Begehr, rückte der Assessor in spe damit heraus, daß ihm der Herr Kollege außerordentlich dienlich sein könnte, wenn er ihm fünfzig Mark borgen wollte. Er, Eichholz, habe jetzt eine reiche Braut gefunden; allerdings ein Judenmädchen vom Lande. Aber er konnte sich nicht länger halten. Seine Gläubiger hatten ein verbrieftes Recht darauf, daß er reich heirate. Und zum Betrüger wollte ein Eichholz nicht werden. Jetzt müsse er nur noch einmal hinfahren, nach Dingsda, müsse den Noblen herausbeißen, und er sei momentan nicht bei Kasse.

„Bei Kasse bin ich auch nicht, Herr von Eichholz, wenigstens nicht, um Geld verborgen zu können. Das thue ich überhaupt nicht, weil ich niemandem dazu verhelfen will, Schulden zu haben. Schulden halte ich nämlich für das Grundübel. Und es wird unausrottbar, wenn sich nicht hier und da einmal jemand findet, der weder selber Schulden macht, noch anderen etwas borgt."

Nicht weniger verblüfft, wie vorher der Schlächtermeister und Wurstfälscher, zog jetzt der geldbedürftige Referendar ab.

Und nun trat ein untersetzter, breitschultriger Herr von guter Gesichtsfarbe und braunem Bart und Haar ein, der schon seit einer halben Stunde mit so vielen anderen im Vorzimmer gewartet hatte — Karl Weyer sen. Er genoß keinerlei Vorzug als Klient seines Sohnes.

Sie hatten sich in letzten Zeit nur sehr wenig gesehen, nur kühl und oberflächlich mit einander verkehrt. Der Vater war verschlossener und undurchdringlicher denn je; der Sohn führte korrekt und gewissenhaft die Rechtsgeschäfte und bekam seine Arbeit mit großer Pünktlichkeit bezahlt. Rudolf war nicht weiter überrascht; sein Vater kam öfter zur Sprechstunde, wie ein Fremder.

Sie schüttelten sich die Hände, fragten nach dem gegenseitigen Ergehen — Rudolf bot dem Vater eine Cigarre an, die dieser ablehnte — er hatte sich das Rauchen abgewöhnt. Und schon waren sie bei dem Geschäft, das den alten Weyer heute hergeführt.

„Du weißt, daß die Rochlitzer Aktiengesellschaft liquidirt?“

Rudolf wußte es nicht. Es durchzuckte ihn sonderbar. Das Glück war nicht bei jenen beiden geblieben, die ihm sein Glück geraubt hatten.

Er dachte jetzt ruhiger über die Sache, als damals. Leidenschaften erlöschen wie ein Feuer, wenn es keine Nahrung findet. Sein Blut wallte nicht mehr auf, wie damals bei der Vorstellung, das schöne, heiß begehrte Weib in den Armen eines Anderen zu wissen. Freilich, es war auch kein anderes Ideal an die Stelle des Gestürzten getreten. Er lebte ein leeres, freudenloses Leben, das ausschließlich der Berufspflicht gewidmet war. Er glaubte nicht an sich selbst, als Mann. Diesen Glauben hatte ihm Waldine genommen. Gewiß, sie und ihresgleichen waren für ihn unerreichbar. An Nelly Keller, deren Wohlgefallen er einmal erregt, an die durfte er nicht mehr denken — deshalb auch hatte ihn Herr von

Eichholz vorher so sehr gewappnet gefunden. So würde er immer allein bleiben, allein mit seinen Akten. Unwillkürlich war ihm dabei oft und wieder oft das Phantom jener Beiden aufgestiegen, in den unzähligen einsamen Abend- und Nachtstunden, die er in seinem kahlen Bureau bei der Arbeit verbrachte.

Aber das Schicksal verfährt mit unerbittlicher Logik. Dieser hübsche, leichtsinnige, sieghafte Lieutenant, der so ohne jedes Bedenken die Braut eines Anderen nahm, der mußte an einem industriellen Unternehmen zu Grunde gehen. Und Rudolf, als Jurist, wußte nur zu genau, welch schwere Folgen dies für den jungen Baron nach sich ziehen würde. Wie würden sie, die glücklichen beiden, diesen Schlag verwinden?

Das ging Rudolf durch den Sinn, während sein Vater ihm gegenüber saß. Sie schwiegen beide; Rudolf qualmte mächtig, der einzige Luxus, den er sich neuerdings gestattete. Der Alte blickte starr und nachdenklich zugleich vor sich hin.

Und in diesem Augenblick, da beide so ganz in sich versunken dasaßen, hätte ein Beobachter die Familienähnlichkeit feststellen können. Doch loderte in Rudolfs blauen Augen eine verschwiegene Innerlichkeit, während das Auge des Vaters kalt blickte und klug — dieser Blick verriet nichts.

„Kurz und klar," sagte jetzt Weyer sen. mit seiner harten, tönenden, unmodulirten Stimme — „kurz und klar, ich besitze nahe drei Fünftel aller Aktien der Rochlitzer Fabrik."

Rudolf sprang auf.

„Du, Vater? Drei Fünftel von jenen zwei Millionen?"

„Pah," machte der Alte wegwerfend, „zwei Millionen, die auf dem Papier stehen! Genug, ich habe sie. Und, ich komme zu Dir, weil ich Gelegenheit hätte, weitere

zwanzig Stück dieser Aktien an mich zu bringen — für ein Butterbrot! — Wenn ich nur einen geschickten Mittelsmann hätte."

Eine heiße Blutwelle war dem jungen Manne ins Gesicht gestiegen. Wie um Gottes willen war sein Vater in den Stand gelangt, so viel Geld auf eine Spekulation zu verwenden? Und was bezweckte er damit? Nur Gewinn — nichts als Gewinn? Und sollte er, Rudolf, die Hand dazu bieten, daß Achim und sein Haus ganz in die Hände seines Vaters kamen? Denn das war ja gleichbedeutend mit dem Besitz der Schuldtitel auf Rochlitz — das war ja ganz dasselbe.

Noch wollten sich seine Gedanken nicht klären. Zu wild tobte sein Blut.

„Aber Vater," stammelte er beinahe, „wie sollte ich ...?"

In einem unendlich trockenen Tone setzte ihm sein Vater auseinander, wie er zwei glückliche Jahre gehabt, wie er den ungewöhnlichen Gewinn dieser Periode gesteigert habe durch eine raffinirte Sparsamkeit, und wie er Mittel und Wege gefunden habe, jene Papiere, die zu jedem Preise zu haben waren, an sich zu bringen. Dabei leite ihn nichts anderes, als das gebotene Interesse für sein eigenes Unternehmen. Diesem aber, das er mit leeren Händen aus dem Nichts geschaffen, diesem sei er es schuldig, daß er eine verderbliche Konkurrenz rücksichtslos aus der Welt schaffe. Er habe ehrlich erworben, was er besitze, und ein ehrliches Geschäft auch sei es, wenn er nun diese Rochlitzer Zuckerfabrik zu seinem Eigentum machen wollte. Sie sei es ja schon fast — er sei Herr der Majorität in jeder Versammlung, wenn er sich zu erkennen gäbe. Also gar kein Grund zum Erschrecken.

„Und woher willst Du preiswerte Rüben nehmen für Deine Fabrik?" fragte Rudolf, um nur überhaupt etwas zu sagen.

„Woher, Du Narr! Ich bekomme ja die Rochlitzschen Rübenfelder so oder so in meine Hand.“

Das Wort fiel wie ein Blitz in Rudolfs Seele. Er begriff — so oder so! Entweder gelang es seinem Vater auch noch den Rest der im Umlauf befindlichen Aktien an sich zu reißen, oder er hatte die Macht in der Hand, eine besonders billige Pacht zu erzwingen. War er doch mit seinem Dreifünftel-Besitz Herr der Situation — er, Weyer sen., hatte zu bestimmen.

Rudolfs natürliches Rechtsgefühl sträubte sich. Da wurde jemand gewaltsam zu Grunde gerichtet; und die Strafe, die er etwa verdient, traf ihn in verzehnfachtem Grade.

„Aber Vater — erkläre mir — weshalb!“

Der Alte schwieg eine Weile. Dann sagte er ruhig:

„Es ist eine Chance, die man nicht aus der Hand lassen darf. Nur ein Dummkopf thäte das — ich bin keiner, Gott sei Dank.“

„Ich begreife das alles, Vater . . .“

Rudolf bemühte sich, seine ausschweifende Phantasie herabzustimmen. Sein Vater handelte formell korrekt und vernünftig im praktischen Sinne. Gewiß, man hätte ihn einen Dummkopf gescholten, wenn er diese „Chance“ nicht benützt hätte — es war eine Chance.

„Du hast ja Recht, Vater . . . Aber höre, Du bist den Rochlitz doch Dank schuldig, und jene behaupten sogar, Du seiest ihnen mehr schuldig . . .“

Der Alte schlug mit der Faust auf den Schreibtisch.

„Behaupten! Behaupten — ja, das thun sie! Aber beweisen können sie nichts! Und es ist auch nicht wahr!“

Das kam zornbebend von den Lippen des Alten, und der Sohn lenkte ein.

„Ich weiß ja, Vater, ich weiß. Ich würde ja sonst

Deine Sache nicht führen. Aber — sage selbst, sieht es nicht bösartig aus? Und bist Du ihnen nicht zu Dank verpflichtet?"

„Mag sein," grollte der Vater, „aber gerade deswegen will ich diese Rochlitz einmal ganz los sein. Ich will es ihm heimzahlen . . ." Karl Weyer wechselte plötzlich den Ton. Er hatte viel Gewalt über sich und in dem Augenblick, da er fühlte, seinem Sohn zu viel gezeigt zu haben von dem, was in ihm vorging, in diesem Augenblick auch wurde er wieder Herr seiner selbst.

„Ich thu' ihm ja nichts weiter — hab' ihm auch bisher nichts gethan. Aber ich habe doch keinen Grund, Rücksichten zu nehmen. Übrigens," er erhob sich, — „wenn Du Rücksichten nehmen willst auf die herrschaftliche Familie, auf den Baron Achim von Rochlitz, so genir' Dich nicht, nimm' sie! Ich will Dir nicht im Wege stehen. Die Sache macht mir ein Anderer auch, oder vielmehr, es macht sie Jeder — Jeder!"

Rudolf fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirn. Der Traum verflog. Denn, gewiß, er hatte geträumt. Er sah sich als denjenigen, der im Herzen der schönen Frau noch immer seinen Platz innehatte. Das war eine Erinnerung, die er nicht hatte bannen können. Und nun sollte er mitarbeiten an ihrem Ruin! Das war schlimmer als die Phrase von der konventionellen Dankbarkeit. Ja, auch diese letztere war nicht unberechtigt, denn wenn sein Vater auch das Geld zurück gezahlt hatte, er war Jenem doch verpflichtet. Und dann wieder — Waldinens Lippen hatten einmal, ein einziges Mal auf den seinen geruht . . . Und gerade dort, wo sich in seinem Innern etwas wie ein chemischer Rest abgesetzt hatte, dort regte sich nun ein Gefühl, an das er längst nicht mehr geglaubt — Heimatsempfindung, Jugendsehnsucht. Wo sich jetzt ein so furchtbares Schicksal abwickeln sollte, da war er jung gewesen, jung und glück-

lich in einer schönen Hoffnung. Das ist alles so dumm und doch so schön.

Aber es ging schnell vorüber. Heute war alles vorbei. Waldine war die Frau eines andern und er, er war ein Thor, auch nur an sie zu denken. Albern war es, Rücksichten auf sie nehmen zu wollen. Durfte er überhaupt seinem Vater den Rechtsbeistand versagen? Sein Vater verlangte von ihm nur formell Korrektes: Rudolf Weyer sollte einem Bankhause den Auftrag geben, für einen ungenannt bleiben wollenden dritten gewisse Papiere aufzukaufen. Das war vielleicht kein ehrenvoller Auftrag, aber gewiß auch keiner, gegen den sich vom Rechtsstandpunkte aus irgend etwas einwenden ließ. Und, Rücksichten nehmen auf den siegesgewissen, hübschen Baron Achim? Nein! Und abermals nein.

„Natürlich, lieber Vater,“ sagte er jetzt, vollkommen im Klaren mit sich selbst, ich werde noch heute mit Herrn Lehmann sprechen, der für mich schon wiederholt kleine Börsenangelegenheiten erledigt hat. Und die Sache soll möglichst zu Deinem Vorteil durchgeführt werden.“

Und sie vertieften sich in die Einzelheiten.

* * *

VIII.

„Der Schwarzekommt, Herr! Gerade geht er über'n Hof!“

Atemlos stürzte der Laufbursche in Paul Weyers Arbeitszimmerchen.

„Also doch!“

Ohne besonderen Schrecken, aber sehr eilig und umsichtig nahm Paul Weyer seine Uhr und steckte sie dem „Thedor“ zu.

Dieser junge Mensch, anhänglich, ja, begeistert für

seinen Herrn, war sein Vertrauter in dem unaufhörlichen Kampfe gegen den Gerichtsvollzieher. Der „Schwarze" war der Schlimmste, das wußte „Thedor".

Paul hatte seit zwei Jahren ein chemisches Laboratorium im billigen Osten von Berlin, auch ein Kontor und Schlafzimmerchen dazu. Er fabrizirte medizinische Präparate, besonders hatte er sich auf ein von ihm verbessertes Verfahren von Kapselfüllungen geworfen, das eben anfing, zu gehen, wenn es auch noch weit entfernt war, ihn zu nähren. Zunächst noch kämpfte Paul unaufhörlich mit den Sorgen des Tages.

Der „Schwarze" trat ein, in voller Uniform, wie das in Berlin nur wenige Gerichtsvollzieher zu thun pflegen. In der Regel tragen sie nur die Dienstmütze, und die rücksichtsvolleren von ihnen lassen auch diese gern weg, da sie ihre Eigenschaft als Beamter ohnehin leicht nachweisen können. Aber der „Schwarze" paradirte stets in voller Gala. Er hatte eine Forderung der Droguengroßhandlung Weymann u. Co. und eröffnete die Amtshandlung mit der Frage, ob der Schuldner Forderung, Zinsen und Gebühren bezahlen wolle.

„Ich habe im Augenblick das Geld nicht zu Hause," antwortete Paul, dem der ganze Verlauf ja genau bekannt war.

„Dann muß ich zur Pfändung schreiten."

„Bitte, walten Sie Ihres Amtes. Nur muß ich darauf aufmerksam machen, daß diese Möbel hier nicht mein Eigentum sind, sondern auf Leihvertrag entnommen."

„Das kann Jeder sagen," meinte der „Schwarze", „ich pfände, was ich hier vorfinde. Und wer Eigentumsrechte hat, der mag interveniren."

„Ich weiß," sagte Paul, ein Lächeln verkneifend, „ich wollte auch nur beantragen, daß Sie meine Erklärung in's Protokoll aufnehmen. Hier, der gestempelte Leihvertrag."

Der Beamte las mit pflichtgetreuer Andacht das Schriftstück von Anfang bis zu Ende durch. Er verglich das angefügte Verzeichnis mit den Möbeln in den beiden Zimmern, strich jeden Gegenstand mit einem Blaustift an und begann nun das Innere der Schränke und Kästen zu durchschnüffeln.

Irgend welcher Überfluß an Kleidern oder gar Wertstücke fanden sich nicht vor. Ein komplizirter Siedeapparat wies bereits zwei Siegel auf, was den Schwarzen nicht hinderte, ein drittes Siegel darauf zu kleben. Vorräte schienen nicht vorhanden — sie befanden sich in einem jenseits des Hofes gelegenen Kämmerchen, von dem der „Schwarze" nichts wußte. Mit äußerer Gelassenheit folgte Paul der ihm schon so ganz vertrauten Prozedur. Das Verfahren würde sich als für den Gläubiger fruchtlos erweisen, davon war Paul überzeugt. Denn auf Interventionsklagen pflegen sich die gewiegteren Geschäftsleute in Berlin nicht mehr einzulassen, und was den Apparat betraf, so waren die Vorpfändungen fünfmal so hoch, als sein Wert. Vorläufig gab's keine Gefahr.

Der Schwarze ging. „Thedor" brachte die Uhr wieder und bemerkte mit der sicheren Vertraulichkeit des eingeweihten Dienstboten:

„Na — war er jemütlich?"

„O ja, mein Junge, es ist alles ganz gut abgelaufen."

Aber Thedor merkte doch, daß sein Herr nicht ganz aufrichtig war. Und sein Instinkt hatte das Rechte getroffen.

Paul rannte in dem kleinen Raume auf und ab. Er hatte sicher gehofft, gerade diese Pfändung vermeiden zu können. Zwei Tage lang war er herumgelaufen, um wenigstens einen Teilbetrag für die Firma Weymann u. Co. aufzubringen, die durch den gewährten Kredit zur Begründung seiner Existenz mitgeholfen. Allerdings hatte

bei dieser Kreditgewährung der „reiche Vater" da seine Rolle mitgespielt, ohne daß Paul das Mindeste dazu gethan hatte. Immerhin fühlte der junge Mann sich tief beschämt und bedrückt, daß diese großmütigen Gläubiger nun bei ihm „fruchtlos" hatten pfänden müssen. Er hatte ihnen ja gesagt, daß er nichts besitze; dann auch hatte er ihnen geschrieben, er könne jetzt nicht zahlen, hatte um Geduld gebeten. Aber sie hielten ihn für leichtsinnig und böswillig. Er mußte es wohl mit dem reichen Vater auch verdorben haben, daß ihm von daher gar keine Hilfe kam.

Augenblicklich war die Firma einfach die Geprellte. Und in diesem Falle that es Paul leid. Dennoch, es war gut so. Denn vor allem mußte die schon mehrfach vorgepfändete Kapselmaschine gerettet werden. Sie gehörte nicht zu den Dingen, die er entbehren konnte — auf dieser Maschine beruhte jetzt Pauls ganze Zukunftshoffnung. Und sie war noch nicht einmal voll bezahlt. Sie nun verlieren, das wäre der Ruin gewesen.

Er rechnete sich nochmals seine Außenstände zusammen. Die Leute mußten jetzt zahlen. Dann disponirte er im Laboratorium, wo ein junger Chemiker und außer Theodor noch ein Arbeiter beschäftigt waren. Sie waren alle Paul unbedingt ergeben. Ach, er hatte zu sehr die Gabe, sich die Menschen zu gewinnen; darum wurde es ihm verhältnismäßig leicht. Sein „Personal" freute sich, wenn es ihm gelungen war, wieder einen Gerichtsvollzieher abziehen zu machen.

Nun hatte jeder sein Arbeitspensum; Paul wußte, daß sie ihre Schuldigkeit auch allein, ohne ihn, thaten. Und so wanderte er los, fast ohne Geld; aber das kümmerte ihn nicht. Er hatte in der letzten Zeit das Darben erlernt. Seit drei Jahren war sein Leben ein endloser Kampf gegen Not und Sorge. Darum auch hatte er tiefes Mitgefühl mit jenen, die er in gleicher Lage wußte.

Das Eintreiben wurde ihm schwer und wurde deshalb auch selten erfolgreich.

Heute brachte er nur einen kleinen Teil seiner Rechnungen herein, und da dies nicht reichte, die Maschine aber gerettet werden mußte, so blieb wieder nichts übrig, als zu Rudolf zu gehen. Das war sehr bitter, denn Rudolf hatte ja selbst nichts übrig, er pflegte Paul auch stets Vorwürfe zu machen; es fand da eine arge Unwirtschaft und leichtsinnige Schuldenmacherei statt. Er in seiner musterhaft geregelten Existenz konnte eine ungeregelte nicht begreifen.

Da Paul vor Hunger fast umfiel und das Geld doch nicht annähernd hinreichte, nahm er drei Mark davon, um sich ein gutes Mittagessen mit einer halben Flasche Moselwein zu gönnen. Hätte Rudolf das gesehen, er würde ihm alles verweigern. Derlei fand er unverzeihlich. Aber Paul darbte oft, ja, hungerte bisweilen, plagte und quälte sich schwer. Ab und zu wollte er, mußte er gut essen.

Das that er denn auch heute mit großem Behagen und ohne Skrupel. Wenn Rudolf keine „Genußnerven" besaß, so war dies seine Schuld. Er, Paul, hatte welche. Indessen ging Rudolfs Sprechstunde vorüber, und er durfte sicher sein, ihn zu treffen, und zwar allein, denn dieser Dachs ging nie aus seinem Bau.

Seit jener Geschichte hatte sich sein Sonderlingswesen noch mehr herausgewachsen. Er trieb leidenschaftlich wissenschaftliche Lektüre, rauchte wie ein Student im achten Semester, hockte zu Hause, und Paul behauptete, er würde die errungenen Erfolge einbüßen, denn ohne Berührung mit dem Leben sei es nicht möglich, sich auf der Höhe zu erhalten.

Auch heute platzten die verschiedenen Naturen aufeinander. Rudolf konnte nicht begreifen, warum Paul nicht lieber eine abhängige, aber leidlich gesicherte Stellung

annahm, anstatt ohne Mittel die Sorgen und Gefahren eines eigenen Unternehmens auf sich zu laden. Aber Paul fühlte sich zur Abhängigkeit nicht geeignet. Er hoffte immerfort auf Erfolg und Gewinn, und diese Hoffnung machte ihn stark im Kampfe ums Dasein. Nicht ein einziges Mal übrigens war er in die Versuchung geraten, sich an seinen Vater zu wenden. Der gab auch sicher nichts her, wenn er sich einmal ein „Prinzip“ aus etwas gemacht. Dagegen war auf Rudolf immer zu rechnen, obgleich er immer anderer Meinung war. Aber Paul hatte ihm, ein Menschenkenner, wie er trotz seiner Jugend war, wiederholt kleinere Beträge pünktlich zurückgestellt, und seitdem hatte er offene Kasse bei seinem Bruder. Überdies, sie waren einander seit jeher zugethan gewesen.

So gab auch heute Rudolf her, was nötig war; nur mußte Paul fest versprechen, daß das Geld sofort seiner Bestimmung zugeführt werde. Das nahm der junge Mann nicht weiter übel. Rudolf hielt ihn eben für leichtsinniger, als er war.

Schließlich erzählte Rudolf von dem heutigen Besuch des Vaters.

„Dem Herrn Baron wird's nicht gut gehen auf diese Weise,“ meinte Paul, „aber es geschieht ihm recht. Jedoch . . .“ Er verschluckte, was er sagen wollte. Immer wieder stiegen ihm Zweifel an der Rechtlichkeit des Vaters auf — er war sie nie mehr losgeworden — und auch das war ein Grund, weshalb er nie einen Versöhnungsversuch gemacht hatte.

Und merkwürdig, an diesem Abend, als er Rudolf verließ, fühlte Paul eine furchtbare Vereinsamung. Der Vater verstand ihn nicht, für den blieb er ein leichtfertiger Schuldenmacher — weiter nichts, und schließlich war er auch für Rudolf nicht viel mehr. Nur daß in dem Bruder doch etwas von Liebe, von echtem Empfinden

schlummerte — aber auch das verbarg sich vor dem Schuldenmacher.

Und wenn Paul mit seinem nie versagenden Einfluß auf die Menschen auch den Bruder schließlich für sich zu stimmen wußte — hatte er, Paul, einmal die Thür hinter sich geschlossen, so fiel jener wieder in sein allzu-tief wurzelndes Mißtrauen zurück. Das fühlte Paul genau — ja, so war es! Er hatte sich die Sympathien der Wohldenkenden, der Soliden — ganzer Gesellschafts-kreise verscherzt. Und doch war er nie unehrlich gewesen, niemals das, was man sonst unanständig nennt. Er hatte nur den Mut gehabt, Verpflichtungen auf sich zu nehmen, im Vertrauen auf die Zukunft, auf die eigene Kraft und Leistungsfähigkeit. Wenn er jemals einen Menschen schädigte, so war es ganz gegen seine Absicht gekommen — er hatte im besten Glauben gehandelt. Sein Geschäft mußte sich entwickeln und er würde alles gut-machen können. Aber — aber — es konnte sich nicht entwickeln unter diesen Umständen! Nur einige tausend Mark in die Hände bekommen, sich ein wenig rühren können, dann mußte das Geschäft aufblühen.

Ab und zu kam ihm die Versuchung, einen Ge-waltstreich zu begehen, sich auf Rechnung seines Vaters einen größeren Kredit zu verschaffen. Gewiß, das war zu machen. Und Paul war seiner Sache sicher, wenn er nur Geld zur Verfügung hatte — er würde dann selbst seinen Verpflichtungen nachkommen können, ohne den Vater in Anspruch nehmen zu müssen. Aber immer und immer wieder schreckte er vor diesem „Gewaltstreich“ zurück, denn das war nicht ehrlich, und sich und Liselotten hatte er gelobt, ehrlich zu bleiben.

Auch, wenn alles gut ablief, behielt sein Vater Recht, ihn einen Lumpen zu nennen. Und sein Vater sollte nicht Recht behalten. Der mußte sich überzeugen, daß man ein

unbedingt anständiger Mensch sein kann, auch wenn man Schulden hat.

Und schlimmer als alle diese Sorgen quälte ihn die Einsamkeit, der Mangel an einer wirklich teilnehmenden Seele, der er sich anvertrauen konnte. Wäre Liselotte wenigstens hier gewesen, sie, der gute, der beste Kamerad, der man alles sagen konnte, rein alles!

Schon von klein auf hatte dies gegenseitige Vertrauen zwischen ihnen bestanden. Sie war ja soviel jünger als er, aber gerade darum rief sie bei allen Kinderstreitigkeiten stets seine Autorität an. „Der Paul hat's gesagt," das war für sie entscheidend. Er hatte immer Recht, wußte immer Bescheid. Und war er für das kleine Mädchen die Autorität ohne gleichen, so für das Backfischchen der schneidige Kurmacher, um den sie alle beneideten. Die Folge davon war ein unausgesprochenes Zueinanderhalten, um jeden Preis und unter allen Umständen.

Er hatte fast drei Jahre so gut wie nichts von Liselotte gehört. Nur ab und zu einen Gruß — so wie man eben bei Gelegenheit „grüßen läßt". Dennoch hob sie sich in seiner Vorstellung ab von der Menge anderer Menschen — als ein Eigenwesen, als eine Individualität, die in ihrer Art zu sein, in ihrer tapferen Selbständigkeit, seines gleichen war. Sie war die Einzige, die ihn vielleicht nicht verdammen würde, wenn sie alles wüßte.

Aber sie war fern — unerreichbar. In seiner Lage durfte er die alte Beziehung nicht wieder erneuern, denn er hatte einer Frau nichts zu bieten. Höchst wahrscheinlich dachte sie gar nicht mehr an ihn.

Damals, als sie den letzten Brief an ihn schrieb, war sie kaum neunzehn Jahre — wie mochte sich ihre ganze Anschauung vom Leben und ihre Meinung über ihn inzwischen geändert haben!

An diesem Abend saß er einsam in einer kleinen

Weinkneipe des Centrums. Es ist unglaublich still in diesen uneleganten, kleinen, alten Weinstuben, von denen man gar nicht begreift, wie sie existiren können. Sie haben für den Tagesverkehr nur ein kleines, aber trinkfestes Stammpublikum; ihr eigentliches Geschäft machen sie „außer dem Hause“, denn was sie liefern ist gut und wird gern empfohlen. Aber, wie gesagt, da findet man Stille und Einsamkeit.

Dies war sogar ein Souterrainlokal, in welches der Straßenlärm nur mit gedämpftem Getöse drang.

Paul trank ein Fläschchen „Kutscher“, von dem Rest, der ihm nach Bezahlung zweier dringender Gläubiger geblieben war. Freilich, die zwei Mark reichten nicht weiter. Rudolf hatte ihm ein Butterbrot gestiftet, dazu eine Flasche jenes sogenannten „bayerischen“ Bieres, das jener gern, das heißt gedankenlos, trank, das Paul aber trotz seiner Armut verabscheute. Dann lieber eine „kleine Weiße“, der Sekt des Droschkenkutschers!

Diese Flasche Moselwein zu einer Mark und fünfzig Pfennige, die da vor ihm stand, war wieder unverantwortlich. Und doch, sie war stumme Zeugin einer furchtbaren Stunde der ehrlichen Abrechnung Pauls mit sich selbst. Man braucht solche Stunden, um moralisch nicht unterzugehen. Und sie sind mit einer Mark fünfzig (mit Trinkgeld eine Mark sechzig) nicht zu hoch bezahlt.

* * *

Diesmal hatte Liselotte denn doch Herzklopfen. Sie war sonst ein sehr tapferes Mädchen, sie ging allein ins Theater, allein spät Abends nach Hause und schnauzte einen etwaigen Zudringling an, daß er ordentlich fortflog. Aber was sie da gethan hatte, sprach doch aller guten Sitte Hohn. Einem jungen Mann ein Rendezvous geben, einem schließlich doch Fremden — in Berlin, in einer

Konditorei — das war denn doch stark. Wenn er nur gar nicht käme! Dann hatte sie allerdings kein Stelldichein gehabt, aber sie war dennoch blamirt, und das würde sie ihr Leben lang mit sich herumtragen.

Paul Weyer hatte ihr nicht abgeschriebeu. Er hätte erraten müssen, daß sie bei ihrer Schwester wohnte, und hätte also schreiben können. Und doch war es nun schon fünf Minuten über sechs Uhr . . . Wie thöricht war sie gewesen! Zu so etwas war sie nicht hübsch genug. Ehrlich, wie sie war, auch gegen sich selbst, guckte sie verstohlen in den Spiegel. Sie war nicht hübsch, keine Frage! Kein Teint, keine schönen Augen, eine hagere Figur. Dazu dies emanzipirte Wesen, das ja doch nicht „echt weiblich" war — genug, was sie da gethan, war eine Thorheit, war unverzeihlich.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr, Fräulein?" sagte da eine heitere, sonore Männerstimme neben ihr.

Nein, sie hatte den Paul nicht erkannt. Dieser Herr mit dem Vollbart war schon eine ganze Weile da, hatte sich zunächst wo anders hingesetzt und jedenfalls zugesehen, wie sie vor lauter Beklommenheit ihre Schlagsahne nicht berührte. Er hatte wohl auch gesehen, wie sie fragend in den Spiegel guckte. Es war zu dumm, ihn nicht zu erkennen, trotz des Vollbartes. Dieser Vollbart! Wer hätte das gedacht, daß der Paul solchen großen, braunen Bart bekommen würde! Natürlich an seinen lebhaften Augen war er gleich zu erkennen. Aber sie konnte doch einem eintretenden Herrn nicht gleich in die Augen sehen.

„Nein, Herr Weyer, ich habe Sie nicht erkannt . . . Ich dachte, Sie kommen nicht."

„Aber Fräulein . . . ." lehnte er beleidigt ab.

Nun saßen sie nebeneinander an dem kleinen Marmortischchen. Paul that, als wäre es die einfachste und natürlichste Sache von der Welt. Und Liselotte löffelte mit gekünsteltem Appetit ihre Schlagsahne.

„Wie geht's?“ und „Wie freundlich von Ihnen?“ und dergleichen Reden mehr. Bis Liselotte endlich Mut faßte.

„Sie haben sich wohl sehr gewundert — über meinen Brief?“

„Gewundert,“ rief er lebhaft, „das ist viel zu wenig gesagt! Gefreut hab' ich mich, aber riesig!“

„Ach, machen Sie doch keine Redensarten! Fladusen haben Sie bei mir nicht nötig.“

„Das ist auch keine — ganz und gar nicht! Haben Sie denn eine Vorstellung, Fräulein Liselotte, wie ich existire — einsam, verlassen, in schwerer Arbeit, noch schwererer Sorge, dort draußen, ganz weit im Osten, wohin gar kein anständiger Mensch kommt? Genug, freuen — das ist wirklich zu wenig gesagt!“

Er seufzte; das passirte ihm selten. Aber er konnte das liebe, treue, tapfere Mädchen nicht küssen, wie er sonst ungenirt gethan hätte; da blieb nichts als seufzen.

„Na, erzählen Sie doch, Paul, wie's Ihnen eigentlich geht! Denn nur darum hab' ich Ihnen geschrieben. Aber sein Sie aufrichtig. In Mansburg heißt es immer, Sie gingen zu Grunde, Sie wären schon verloren. Nur 'n paar Leute sagen, Sie verdienten eine Menge Geld. Nun lassen Sie doch einmal hören — aber ehrlich!“

Paul wollte ja nicht anderes. Und er sagte alles, alles, was er auf dem Herzen hatte. Ach, wie wohl das that! Wie er damals im Asyl übernachtet hatte, hungernd, ohne Pfennig Geld, und wie er am anderen Tage an Selbstmord gedacht. Allerdings, ihm blieb noch immer Rudolfs Sofa; Aber was weiter? Dem strengen Bruder zur Last fallen, das war schlimmer als der Tod. Und doch, es stirbt sich schwer mit einundzwanzig Jahren. Vorläufig hatte er Rudolfs Sofa vorgezogen, hatte dann noch einen Pump bei Rudolf riskirt — den so und sovielsten — um wenigstens das Examen zu überkommen.

Dann würde er ja wohl weiter existiren. Und er machte sein Examen, machte es glänzend. Nun war er ein ganz Stück weiter. Nun war's doch schade, zu sterben. Aber, wie sollte man zunächst durchkommen? Man mußte von Neuem Schulden machen. Er fand einen Wucherer, der ihm borgte, weil er der Sohn seines Vaters war. Und dann kaufte er — wiederum auf Borg — das Geschäft, das er noch jetzt inne hatte und fing tüchtig an zu arbeiten. Aber die Schulden fraßen ihn auf. Gewiß, er verdiente genug, um anständig leben zu können. Aber abzahlen, die Zinsen der alten und Teilbeträge von den neuen Schulden — das gab einen unausgesetzten aufreibenden Kampf. Er fand nicht Ruhe bei Tag und Nacht. Sein ganzes Sein und Denken, seine Arbeit, sein Streben, sein Blut — es gehörte alles seinen Gläubigern. Nur für sie war er auf der Welt — es war eine eigene Art von Leibeigenschaft. Und diese Gläubiger nahmen ihm nicht nur die Frucht seiner Arbeit, sie brachten ihn auch indirekt um das Vertrauen seines Vaters, um die Zuneigung seines Bruders, sie nahmen ihm die Möglichkeit, zu lieben, zu freien — ein Mensch zu sein. Knapp, das er atmen durfte, denn er hatte Gläubiger! Das war der Inhalt, die Signatur seines Lebens!

Mit halberstickter Stimme, aber leidenschaftlich bewegt, erzählte er das. Die Marmortischchen standen ja sehr dicht bei einander. Er beugte sich vor zu dem kleinen, scharf geschnittenen Mädchenkopfe, damit sie sein Flüstern verstehe.

Liselotte hackte mit dem Löffelchen in den Rest von Schlagsahne. Ihre graugrünen Katzenaugen erschienen jetzt ganz dunkel. Ein Ausdruck von Energie lag auf ihrem feinen Gesichtchen. Man sah, wie sie lauschte, wie sie seine Worte aufsog mit ihrem ganzen Sein und Wesen.

„Mußten Sie denn Schulden machen?" sagte sie jetzt, kurz, scharf, in einem tiefem Atemzuge.

„Ob ich mußte? Gott, ich sagte Ihnen doch alles, Liselotte! Ich mußte nicht, wenn Sie so wollen. Ich hätte ja irgend ein Tagschreiber werden können oder Tagelöhner, oder bei meinem Vater betteln gehen, oder auch Wechsel ziehen auf ihn — ich hätte ihn vielleicht zwingen können.

Aber das alles hatte er nicht gethan. Denn er wollte weder ein Proletarier werden, noch ein Lump — nur eine anständige, bürgerliche Existenz sich erringen wollte er. . . .

„Und das konnten Sie nur durch Schulden!" ergänzte Liselotte. Sie verstand, begriff alles.

„Es ging nicht anders," sagte er. „Und nun bin ich so und soviel schuldig."

Und wie einem Rechtsanwalt — dem modernen Beichtvater — zählte er ihr Posten für Posten seine Schulden auf — ernst und gewissenhaft; er hatte sie alle sorgsam aufgeführt in seinem kleinen Notizbuche. Ein unbeteiligter Hörer hätte ihn naiv gefunden, wie er ihr jetzt Posten für Posten motivirte und nur Winzigkeiten verschwieg, die man einem jungen Mädchen nicht gut erzählen kann.

„Also Sie brauchen ein paar tausend Mark, nicht wahr?"

„Allerdings, das wäre die Rettung für mich."

„Nun gut," sagte sie entschlossen, „ich werde sie Ihnen gern borgen — ich mein's im Ernst. . . ."

„Sie sind ein prächtiges Mädchen, Liselotte! Aber das geht doch nicht! Ich bin ja dann *Ihnen* das Geld schuldig — also doch wieder Schulden!"

„Das schadet nichts, lieber Paul, ich bin ja mündig. Und Sie können es mir zurückzahlen, wann Sie wollen. . ."

„Das glaube ich Ihnen," lächelte er, „doch weiß ich nicht, *wann* ich das könnte. Ich bin kein gewissenloser Ausbeuter — nein, Fräulein Liselotte, das darf ich

nicht annehmen! Ihr Geld könnte auch verloren sein — derlei kommt alle Tage vor."

„Ach was," versetzte sie, „das ist mir ziemlich egal!"

„Gott, Liselotte — Sie waren doch sonst so vernünftig! Und heute sprechen Sie wie eine Romanheldin. Nur Romanhelden gilt das Geld nichts. Was fällt Ihnen denn ein?"

Liselotte schwieg einen Augenblick; sie ging mit sich zu Rate. Aber sie war nicht die Natur, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Und gleichsam aufatmend sagte sie das letzte, was sie noch auf dem Herzen hatte:

„Also, deshalb kam ich — das sollten Sie wissen: Mich will einer heiraten — der bekommt's dann doch. So könnten Sie vorher einen Teil abbekommen. Das muß der Andere sich gefallen lassen. Und will er nicht — dann nicht!"

„Wer ist dieser Andere?" frug Paul mit bebender Stimme.

„Ein Lehrer, ein Mathematiklehrer — „von" und Reserve-Lieutenant. Aus sehr guter Familie. Er will ein Pensionat gründen und er gefällt mir auch leidlich. Vielleicht nehm' ich ihn — so zu einer Art von Kompagniegeschäft. Denn sehen Sie, um eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen, dazu bin ich nicht hübsch, nicht elegant und schließlich auch nicht reich genug. Was also soll ich beginnen? Sehr viel gelernt hab' ich auch nicht. . . ."

Paul hörte mit stockendem Atem zu. Er begriff alles. Er — er war ihre erste, stille Liebe. Den „Anderen" nahm sie aus Vernunft, weil sie sich nicht geliebt wähnte. Doch wollte sie ihm, Paul, vorher noch etwas zuwenden. . . . Aber für ihn war sie ja die einzige, war sie darum schön, begehrenswert, gut, treu, großmütig — alles — alles!

Sein Herz wallte auf in süßer Freude . . . Aber,

da auch fielen ihm seine Gläubiger ein. Er durfte nicht lieben, nicht heiraten — er hatte Schulden. Und ein Mitgiftjäger war er nicht. Nein — es durfte nicht sein!

Und das sagte er ihr, ganz so, wie er es empfand. Seine Schulden ließen es nicht anders zu.

„Es ist ja wahr,“ sagte sie nachdenklich, „aber möchten Sie nicht doch lieber mir schuldig sein, als anderen? Und wäre das nicht viel leichter?“

„Nein, nein! Liselotte! Es wäre mir schrecklich, wenn Sie's brauchten, und ich könnte es Ihnen nicht geben. Das aber kann passiren. Und dann — dann würde ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen, und Sie hätten doch kein Geld.“

Sie starrte ihn entsetzt an. Ihre Augen waren so schön in diesem Augenblick, wie er sie nie gesehen. Zum ersten Male blickte sie in die Tragik des Alltagslebens und in die eines lieben Lebens. Sie neigten die Köpfe zu einander. . . .

Der alte Herr, der neben ihnen saß, lächelte still in seinen Schnauzbart hinein.

Die beiden verabredeten ein neues Rendez-vous im Tiergarten. Wie sie einander ins Auge blickten — tief, ernst, athemlos! Und doch wurde es für sie zu einer wichtigen Frage, ob Löwengruppe oder Goldfischteich. . .

„Ich bitte Sie dennoch, Paul, mein Schuldner zu werden,“ sagte sie jetzt. „Nie, nie werde ich das Geld brauchen, ich weiß es genau. Überhaupt, was brauche ich denn? Ich mache keine Toilette, und ich kann sogar etwas leisten . . .“

Was Paul darauf erwiderte, war: „Zahlen!“

Er bezahlte seine Flasche Bier, die er kaum berührt; die Schlagsahne war schon bezahlt. Liselotte wußte gar nicht, was er wollte.

Er zog sie hinaus aus dem Laden, in den nächsten Hausflur, und dort küßte er sie, küßte sie, daß ihr der Atem ver-

ging. Sie wußte es schon, daß er so küssen konnte ... Schon einmal, vor langen Jahren, an einem stillen Sommerabende im Schloßpark hatte er sie geküßt. Damals war sie kaum siebzehn ... Und nachher hatten beide gethan, als wäre nichts geschehen. Aber sie hatte nicht vergessen, daß diese heißen, sengenden Lippen auf den ihren geruht. Sie hatte es nie vergessen.

Nun war sie ganz sein eigen — das verstand sich von selbst, ohne weitere Redensart. Und nun gingen sie Arm in Arm durch die Königstraße, ohne zu merken, wohin eigentlich. Sie sprachen von ihrer Hochzeit.

„Du weißt jetzt alles," sagte er, „Du begiebst Dich auf ein Schiff mit einem Leck. Aber ich habe es Dir gesagt, es hat ein Leck. Unaufhörlich dringt das gierige, mörderische, kalte, feindliche Wasser ein — man muß arbeiten, ausschöpfen — pumpen ..."

Auf einmal lachten beide bei dem Worte „pumpen".

„Wir wollen das Leck zustopfen," sagte sie, „vielleicht reicht mein Geld."

„Ich nehme es nicht — das wird sichergestellt! Sonst wäre es futsch! Du brauchst nichts, als Dich begnügen und meine Sorgen teilen!"

Sie lachte.

„Lache nicht, Liselotte — Schulden haben, das ist eine furchtbar ernste Sache!"

* * *

Am folgenden Tage schon fuhr Liselotte, anstatt nach Dresden, nach Hause. Zwar, sie hatte nach ihrem Bruder nicht zu fragen, sie war mündig. Aber sie fragte doch, denn Achim war das Familienoberhaupt. Das wurde nun sehr schlimm.

Achim erklärte vor seiner jungen Frau und vor den beiden Schwestern: Nie werde er zustimmen, daß seine

Schwester einen Weyer heirate. Und nun verriet er das Geheimnis. Der alte Weyer hatte die Schuld abgeleugnet, die Schuld, von der jeder Spatz auf dem Dache pfiff. Seit drei Jahren fast schleppte er den Prozeß von Termin zu Termin — er wollte ihn, Achim, zu einem Eide drängen, den er doch nicht leisten konnte. Und das war eine Gemeinheit, zugleich ein Schimpf für den Verstorbenen.

Aber dazu nahm Liselotte leicht Stellung. Paul lebte ja selbst in jahrelangem Zwist mit seinem Vater; er konnte davon nicht betroffen werden. Und da konnte ihr niemand recht widerstreiten, ja, Waldine trat sogar auf ihre Seite.

Liselotte war zu klug, um nicht zu merken, daß es sich um mehr, um Anderes handelte. Achim sah ja auch aus, wie ein Gespenst —: der Zusammenbruch der Aktiengesellschaft, flüsterte man ihr zu. Und im Vertrauen sagte er ihr:

„Ich kann Dir im Augenblick Dein Geld nicht geben — mir geht es selber sehr schlecht, auch die Zinsen muß ich Dir diesmal schuldig bleiben. Aber Dein Geld ist ja hypothekarisch sichergestellt.“

Das war nun freilch sehr traurig. Was hatte Liselotte mit ihrem Gelde geprahlt, es Paul förmlich aufgedrungen — und nun hatte sie nichts — nicht einmal die Zinsen! Das war schrecklich! Natürlich, Paul nahm sie auch so — aber sie konnte nicht darüber hinweg.

Achim seinerseits schien sich nicht viel Bedenken zu machen; das Hindernis war ihm willkommen. Auch hatte er schwere Sorgen, das merkte man.

Und so war Liselotte allein und mußte es bleiben — allein und unverstanden. Aber sie schrieb sofort an Paul.

„Es geht jetzt nicht! Bitte, glaube mir, daß es

nicht geht! Wir müssen warten, bis Achims Verhältnisse sich geklärt haben."

Ob Paul das Richtige ahnte? Daß Liselotte ihr Geld nicht „loseisen" konnte? Er telegraphirte zurück, daß er käme.

Es war kein kleiner Entschluß für ihn, denn seit drei Jahren war er nicht zu Hause gewesen, obgleich man ihm das Haus ja nicht verboten hatte. Nur hatte er sich vorgenommen, erst dann wieder heimzukehren, wenn er es zu etwas gebracht hätte. Und dieser ersehnte Augenblick war noch immer nicht gekommen. Gleichviel jedoch — er durfte Liselotten nicht in dieser unklaren Situation stecken lassen. Sie war sein tapferer Kamerad und in solchem kritischen Moment mußte er ihr zur Seite stehen.

In seinem Vaterhause wurde er empfangen, als wäre nichts geschehen. Denn es gehörte ja hier zu den Lebensgewohnheiten, zum herrschenden Tone, von seinen Gefühlen nichts zu verraten. Ob Paul gerne kam oder ungerne kam, danach wurde nicht gefragt. Im übrigen war das Haus etwas lebhafter als sonst. Allerdings der Garten war nicht so wohlgepflegt, wie früher. Er zeigte von den ungeselligen Gepflogenheiten des Besitzers, der nur für seine Arbeit gelebt hatte. Auf dem großen Lawn-tennis-Platze waren jetzt sehr gewöhnliche Gemüse gepflanzt; die großartige Gartenspritze, auf die Weyer einstmals sehr stolz gewesen, hatte eines Tages versagt und war nicht reparirt worden. Man begoß jetzt Salat und Kohlrüben mit einer gewöhnlichen Gießkanne. Der elektrisch geheizte Kochherd war längst außer Gebrauch gekommen, denn Frau Weyer hatte sich in den letzten Jahren zumeist in Berlin aufgehalten — angeblich wegen Ilses Erziehung. Die gewissenhafte Mutter hatte sorgsam ausgerechnet, daß der billige Aufenthalt bei ihren Verwandten weniger kostete, als eine tüchtige Gouvernante,

die, im Ganzen gerechnet, nicht unter zweitausend Mark jährlich zu haben war. Frau Weyer verließ also unter dem Vorwande, den ihr die Mutterpflichten gaben, ihren Gatten, um ihre Tochter in Berlin eine höhere Schule besuchen zu lassen, und deren Schularbeiten zu überwachen.

Frau Weyer hatte nicht verfehlt, ihrem Manne schwarz auf weiß zu beweisen, wie vorteilhaft dies Arrangement war. Er mochte sich gefügt haben — wenigstens hielt er sie nicht zurück.

Nun aber war die Frau zurückgekommen. Die großen Ferien waren nahe, und die kleine Ilse mußte unbedingt einen Landaufenthalt haben. So machte es sich ganz gut, daß Frau Weyer zurückkehrte, gerade, als ihr Mann durch den beabsichtigten Ankauf der verkrachten Zuckerfabrik ein deutliches Zeichen seines vermehrten Wohlstandes gab. Frau Weyer versicherte im Brustton der Überzeugung, Ilse dürfte dem Vaterhause nicht ganz entfremdet werden. Möglicherweise würde sie in Zukunft einer teuren Gouvernante dennoch den Vorzug geben. Ihr Gatte schien ihr das nicht allzu übel zu nehmen. Es war ein einfaches Rechenexempel: Seinerzeit hatte er ihr eine sorgenfreie Existenz versprochen. Sie verließ ihn, als Schwierigkeiten zu kommen schienen und ihr das Leben in diesem Neste doch gar zu reizlos schien. Nun kam sie wieder, da seine Geschäfte einen neuen Aufschwung nahmen. Zudem hatte sie in Berlin wirklich sparsam und einfach gelebt. Es lag also kein Grund vor, ihr Vorwürfe zu machen.

Paul hatte vorher telegraphisch angefragt, ob er kommen dürfe und man hatte ihm bejahend geantwortet. Denn seine Verbannung war ja eigentlich eine freiwillige.

Mit Paul wußte man immer sofort, woran man war, davon sollte sich sein Vater neuerdings überzeugen.

„Vater," sagte er rund heraus, „ich habe mich mit Liselotte von Rochlitz verlobt. Allerdings weiß ich, daß Du seit Jahr und Tag mit ihrem Bruder im Prozeß liegst. Aber Du hast mich ja schon seit längerer Zeit freigegeben — Du wirst mich also gewähren lassen. Doch kann und will ich hier nichts hinter Deinem Rücken und ohne Dein Wissen thun. Heimlichkeiten sind meine Sache nicht. Also — ich gehe direkt nach dem Schlosse und werbe um die jüngste Schwester des Baron Achim. Doch möchte ich mir nicht von diesem Manne ins Gesicht sagen lassen — Du weißt, was — nun, was er damals sagte . . . Genug, wenn er Dich noch heute einen Lügner nennt, so möchte ich ihm ins Gesicht schlagen können, obgleich ich seine Schwester heiraten will. Vater — gieb mir die Hand darauf, daß . . ."

„Narrethei!" schrie Weyer dazwischen. „Gieb ihm eine Ohrfeige oder gieb ihm keine — halte das, wie Du willst! Der Baron ist selbst ein Narr — weiß gar nicht, warum er prozessirt. Anstatt eine dramatische Scene mit ihm aufzuführen, solltest Du lieber daran denken, daß er bankerott ist, und daß seine Schwester wohl nichts mitbekommt. Das wäre, meine ich, das Wichtigste für Dich."

„Du weichst mir aus, Vater!" rief Paul, schmerzlich aufseufzend — „Du willst Dich nicht erklären? Gut, ich nehme denn an, daß Du im Rechte bist. Aber es wäre schrecklich, wenn ich mich täuschte!"

Weyer hatte eine Weile geschwiegen; es hatte den Anschein, als hörte er Pauls leidenschaftliche Worte gar nicht. Auf einmal sagte er in ganz anderem, völlig ruhigem Tone:

„Nun laß mal die Redensarten! Heirate Du meinetwegen das Mädchen! Geh hin auf das Schloß und mache die Sache feierlich oder mache sie ohne Wissen des Barons — es ist mir ganz egal. Ich habe, Gott sei Dank, auf die freiherrliche Familie keine Rücksicht mehr zu

nehmen. Genug, thue ganz, was Dir beliebt. Nur, wie gesagt — sie bekommt höchst wahrscheinlich nichts mit — und Du steckst doch in Schulden . . .“

Paul sah seinen Vater verwundert an. Wohin wollte er denn eigentlich? „Gewiß, daß trifft mich schwer“, gab er zu, „aber ich bin doch nicht der Mann, um ein Mädchen des Geldes wegen zu heiraten. Das glaubst Du selber nicht, Vater! Wenn sie nichts mitbekommt, so ist es auch gut — wir werden uns schon durchschlagen.“

Da sagte Weyer stoßweise, seltsam heiser:

„Du irrst Dich — so geht es nicht, ganz ohne Geld! Deine Verhältnisse sind nicht danach. Auch hast Du ja die ganzen Jahre nichts bekommen von mir. . . Ich werde Euch etwas mitgeben . . . etwas was ungefähr ihrer Mitgift entspricht, wenn auch nicht alles auf einmal. . .“

„Vater — Vater!“ schrie Paul auf.

Woher auf einmal diese Großmut — diese Nachgiebigkeit? Es durchzuckte ihn wie ein Blitz. Seinen Vater schlug das Gewissen: er war dem Baron das Geld schuldig und suchte nun an dessen junger Schwester das heimliche Vergehen gut zu machen! Aber dies ehrliche Bestreben entwaffnete zugleich den schmerzlichen Zorn des Sohnes. Kein Wort kam über seine Lippen — freilich auch keines des Dankes.

Das hätte dem Vater auffallen müssen. Aber auch Weyer schwieg. Und Paul ging, um seine Braut werben.

* * *

„Es war zu schön, wie wir noch immer zusammen ausgingen!“ klagte Louise, nun aber, schon lange, geht er ohne mich! Er geht nur noch in Herrenkneipen. . . Aber freilich — er muß! Da ist nichts dagegen zu machen. Da giebt es eine Pilsener Kneipe, wo hauptsächlich

Journalisten verkehren — die muß er kultiviren. Und dann hat er ja auch immer Geldgeschäfte! Alle diese Leute in der Wohnung zu empfangen, das geht doch gar nicht an. Man trifft sich irgend wo, spendirt auch wohl mal etwas — das ist ja alles ganz erklärlich.“ Und flüsternd setzte sie hinzu: „Er „hängt“ nämlich noch immer bei dem „Einen“, bei dem Vampyr.“

Liselotte lauschte mit Hingebung und Aufmerksamkeit. Mit ihrem geraden, gesunden Verstand begriff sie nicht ganz — oder auch, sie begriff alles.

„Aber das sind ja alles nur Vorwände, Louise, platzte sie heraus, „das ist sicherlich auch anderswo zu machen, wie in der Kneipe!“

„Ja, bedenke doch nur, Liselotte — er hat ja gar keinen Kopf mehr! Er ist überhaupt kein Mensch mehr. Man muß ihm rundweg alles zu gute halten, denn, er wird ja nicht beschäftigt! Seit einem halben Jahre keine neue Rolle! O, Du kannst Dir gar nicht vorstellen, was das für ein Unglück ist! Auf diesen gräßlichen Hoftheatern, da sind nämlich alle guten Rollen in festen Händen. Und wenn man ihm schlechte Rollen schickt — kleine, die seiner nicht würdig sind — natürlich, die lehnt er ab. Da hat er doch auch Recht. Und so versinkt er in Thatenlosigkeit; das ist ein Fluch für einen strebenden Künstler!“

Liselotte glaubte hier eine stereotype Phrase herauszuhören.

„Das mag ja wohl so sein, Louise“, sagte sie, „ich kann's nicht beurteilen. Aber er ist doch so zu sagen Deinetwegen an das Hoftheater gegangen — so müßtest nun auch Du ihn dafür entschädigen, daß da nicht alles nach seinem Wunsch ist: Du müßtest ihm eine angenehme Häuslichkeit bereiten.“

Und nun fing Louise an zu weinen, zu heulen. Es war nichts weiter aus ihr herauszubringen.

Liselotte war ganz plötzlich angekommen. Wo hätte sie bleiben sollen?

Daheim? Die Situation war unerträglich. Achim im Prozeß mit Weyer — in einem Prozeß, der gar kein Ende zu nehmen schien — und überdies wütend auf diesen Frechling von Paul, der trotzdem als Brautwerber ins Haus hereinfiel. Viki war außer sich. Für ihre Einfalt waren diese Weyers Schurken, Räuber, Wegelagerer! Sie, Viki, verdiente Geld mit der Käsebereitung und hatte Instinkte, wie ein guter, treuer Hund. Und ohne von der gesamten Finanzoperation etwas zu verstehen, „roch" sie, daß ihr „Achimchen" beschummelt wurde. Und sie wütete, raste, zunächst gegen das Nächstliegende, gegen die Weyers.

Waldine aber, in ihrem rosa seidenen Morgenrock, schwebte wie ein der Erde nicht angehörendes Wesen, wie eine Fee, im Hause herum, denn ihr wurde alles verschwiegen. Auch hatte sie sich noch nicht ganz vom Wochenbett erholt. Sie hatte Achim einen „Erben" geschenkt.

Nur so im allgemeinen sprach man von Verdrießlichkeiten, von Sorgen. Achim trug seine Last allein. Einzig Liselotte wußte, was vorging; sie kannte die Ziffern nicht, wußte auch vielleicht nicht, daß Rochlitz bereits unter gerichtlicher Administration stand, aber sie verstand doch alles. Achim war ruinirt oder nahe daran, es zu werden. Und Waldinen, der Fee, der Prinzessin, wurde das alles verschwiegen! Ihr gesunder Wahrheitssinn sträubte sich dagegen. Die Frau mußte und sollte der tapfere Kamerad sein, alles wissen, alles teilen.

In etwa acht Tagen hatte sie die ganze Lage durchschaut. Und dabei hatte ihr Achim nichts weiter gesagt, als daß er ihr jetzt die Mitgift nicht auszuzahlen im stande sei. Aber sie kombinirte alles: Achim stand schlecht, daran war die Aktiengesellschaft schuld, und Waldine sollte nichts erfahren.

Achim und Waldine waren närrisch verliebt in einander, noch immer. So oft er, blaß und mit gefurchter Stirne ankam, und sie ihm leuchtend schön in ihrem rosa oder weißen Negligee entgegenschwebte — lächelnd, berückend, zum Küssen bereit — da lächelte auch er. Die unausgesprochene Last schien sichtlich von ihm zu fallen.

Aber Liselotte hatte keinen Sinn für dies ehelich-poetische Schauspiel. Ihre keusche, ehrliche, etwas nüchterne Natur empörte sich dagegen. Diese Lüge, diese Komödie! Sie sah in Waldine alles das verkörpert, was man gegen das Weib einwendet. Und doch hatte Waldine keinen anderen Gedanken als Mann und Kinder. Und nur für den Mann putzte sie sich in ihrer bescheidenen Weise, denn sie hatte gar keine Toiletten mehr, außer den damals in Berlin gekauften — nur die paar Hauskleider, die ihr aber kleideten, wie eben alles.

Aber Liselotte empörte sich. Sie war nahe daran, loszuplatzen, ihre Meinung zu sagen.

Da kam ihr Paul als Retter. Sie wollte unbedingt zu ihm halten, ohne rosa oder weiße Morgenkleider, als ein tapferer, treuer Genosse. Sie fühlte die Kraft in sich, wirklich Not durchzumachen, denn sie war wie ihre Schwestern, urgesund, bedürfnislos, mutig und von jener Nüchternheit, welche die Dinge sieht, wie sie sind.

Froh, wegzukommen, ging sie zu Luisen, wo sie bis zu der möglichst baldigen Hochzeit zu bleiben gedachte. Aber da war es noch viel trostloser als zu Hause. Der Schwager lagerte in den Kneipen. Er spielte selten und nur in kleinen Rollen, war unglücklich darüber und trank. Sich irgendwie ernsthaft zu beschäftigen, außerhalb seines Berufes, das schien ihm geradezu unmöglich. Nie hätte sie es für möglich gehalten, daß ein Mann in seiner Stellung weder lese, noch irgend welchen Kunstsinn, noch auch nur Neugier bethätigte.

Schirmer las das Theaterklatschblatt der Hauptstadt und damit war seinem geistigen Bedürfnis Genüge geschehen. Ein einziges Mal in seinem Leben, so erzählte er selber, war er in einem Museum gewesen — weil er einen Galeriediener darzustellen hatte. Von neuen Büchern, von den Strömungen im modernen Kunstleben, wußte er nicht mehr, als was allenfalls über den Kneiptisch hinweggeschwatzt wurde. Und auch da war er der letzte, der auf ein ernstes Gespräch einging — lieber noch holte er einen seiner verjährten Scherze hervor. Wußte er doch, daß seine glänzende Vortragsweise auch dem ältesten Spaß seine Wirkung sicherte. Und bei alledem wurde natürlich getrunken. Zwar, er trank zumeist auf Anderer Kosten, aber so ganz nebenher gingen ihm doch täglich zehn und zwanzig Mark durch die Finger, die er entweder schuldig blieb oder von neuem borgte.

Luise war sehr unglücklich; aber sie wurde dick darüber, dick und reizlos. Denn was am meisten an ihr zehrte, war, daß er sie „links liegen" ließ. Einen Vorwurf hatte sie nicht gegen ihn. Er war eben ein Opfer der Verhältnisse. Sie erklärte das alles auf ihre Weise, sie wußte auch zu erklären, weshalb Oswald am Hoftheater zu Grunde gehen mußte.

„Aber die Gage — die Gage!" rief die praktische Liselotte, „und die Pensionsberechtigung, das ist doch eine Entschädigung!"

Ja, die Gage! Sie war noch nie voll ausgezahlt worden, und der Rest verschwand zum größten Teil in einen geheimnisvollen Abgrund, zum Teil endlich wurde er von „Rechnungen" verschlungen. Es kamen immer Rechnungen, bald vom Schneider, bald vom Hutmacher, von zahllosen Zahlkellnern — von Dienstleuten. Und niemals war Geld da. Sehr sonderbar war das. Liselotte konnte es nicht ganz begreifen; aber, es war die Folge einer konsequenten Unwirtschaft, soviel sah sie ein.

Die Beiden wußten nicht, was sie einnahmen, noch weniger, was sie ausgaben; und gar keine Ahnung hatten sie, was sie schuldig waren.

„Aber dabei muß man ja zu Grunde gehen," sagte Liselotte gelassen.

„Ach, dummes Zeug!" entgegnete Luise, sich die Augen trocknend, „er bekommt jetzt eine neue Rolle, den Bolz, das wird ein großer Erfolg, und dann wird alles anders werden."

Sein Kontrakt lief demnächst ab. Ob er erneuert würde?

„Sage mir doch — hat er denn den Bolz schon — Du meinst doch den witzigen Redakteur in den Journalisten — hat er die Rolle schon?"

„Nein, aber das Stück wird neu einstudirt und da kann man ihn nicht übergehen!"

„So, so."

Und in diesen Tagen löste sich die Frage, und zwar auf ganz wunderbare Weise.

Oswald wußte ganz genau, wem er das Engagement am Hoftheater verdankte; und ein gesunder Instinkt sagte ihm, daß er sich den hohen Protektor „warm halten" müsse. Er verfehlte keine Gelegenheit, sich dem Prinzen Friedrich August bemerkbar zu machen. Wenn er, Oswald, ja einmal spielte, versäumte er niemals, dem Prinzen, der dann auch regelmäßig in seiner Loge saß, die tiefste Reverenz zu machen. Auch sonst wußte er ihm zu begegnen, bei Spaziergängen, Paraden u. s. w. sich immer wieder in Erinnerung zu bringen. Vor drei Tagen nun war der Prinz in der Suite des Kaisers vom Paradefeld heimgekehrt, die Friedrichstraße entlang, unter klingendem Spiel und freudig begrüßt von einer Kopf an Kopf gereihten Menge. Da fehlte auch Oswald nicht unter dem Hoch-rufenden Publikum. Ja, er stand in vorderster Reihe. Und als der Prinz sich näherte,

zog Oswald mit seiner unnachahmlichen Grazie, mit seiner angeborenen Liebenswürdigkeit, die an sich schon Jedem wie eine Huldigung erschien, den Hut. Der Prinz hatte ihn kaum bemerkt, als er auch, mitten im Marschtempo, das Pferd parirte und dem beliebten Künstler von Sattel herab die freie Rechte entgegenstreckte. Hoch erfreut sprang Oswald näher, er faßte die Hand des Reiters und — glitt auf dem schlüpfrigen Asphalt auf die Knie. Mit einem Ruck zog ihn der hohe Herr empor, erkundigte sich teilnehmend nach dem Ergehen des Künstlers und entließ ihn mit freundlichsten Worten.

So schnell diese kleine Scene sich abgespielt hatte, so viele, freudige Zustimmung hatte sie im Augenblick gefunden. Oswald sah sich umringt von Hunderten, die nun ihm die Hand drücken wollten — man trug ihn fast in die nächste Kneipe.

Natürlich beschrieben am Abend die Zeitungen den bemerkenswerten Vorfall aufs Eingehendste. Und aller Welt ward klar, daß Oswald Schirmer an hoher Stelle nach wie vor in hoher Gnade stand.

Vielleicht war es nur ein Zufall, daß man am nächsten Morgen schon dem fast vergessenen Oswald nun wirklich die Rolle des „witzigen Redakteurs" zuschickte. Gleichviel, jetzt hatte Oswald den Bolz, und nun würde sich alles wenden. — Aber es folgte ein häßliches Satyrspiel. Unter dem Schlagworte „Männerstolz vor Prinzenpferden" brachte das socialdemokratische Blatt eine Notiz, in welcher man mit Vergnügen konstatirte, daß Herr Oswald Schirmer „noch immer im Stande sei, allgemeine Heiterkeit zu erregen, wenn man ihn auch für so „hinfällig" nicht gehalten hatte."

Oswald raste. Er wollte nicht nur den Verfasser dieser Notiz, sondern die ganze Socialdemokratie erwürgen — ja, die Vertreter der Presse sollten am besten alle miteinander aufgehängt werden. Um hierzu die

vorbereitenden Schritte zu thun, bat Oswald einen seiner intimsten Freunde, einen Journalisten, der nicht höher schwor, als bei dem unvergleichlichen Oswald, in eine Kneipe . . . Obwohl man kaum über die ersten Paar Flaschen hinweggekommen war, blieb die Frage offen, denn Oswald mußte zur Probe. Am Sonnabend schon sollten die „Journalisten" neu in Scene gehen. Das köstliche Lustspiel Freytags wurde denn auch am Sonnabend aufgeführt, aber in der althergebrachten Besetzung. Man hatte Herrn Oswald Schirmer die Rolle auf jener ersten Probe abgenommen, weil der Künstler noch immer nicht Herr seiner Erregung über die socialdemokratische Notiz geworden war . . .

Großes Wehklagen darob im Hause Schirmers. Luise kam aus den Thränen gar nicht heraus. „Er hätte einen Triumph erlebt," jammerte sie, „einen Triumph über alle seine Feinde!"

„Aber woher weißt Du denn, daß er den Bolz gut gespielt hätte," fragte Liselotte, „ich habe doch kaum gesehen, daß er sich mit der Rolle beschäftigt hat, daß er studirte."

„Das verstehst Du nicht," versicherte Luise, „er ist eben ein Genie, und Genies arbeiten immer eruptiv. Und überhaupt . . . ." Und sie heulte von neuem.

Liselotte sagte nichts, gar nichts mehr. Sie dachte nur, auch in dieser Ehe ist es schrecklich. Da belügen sie einander, unbewußt vielleicht, aber sie thun's. Und sie gelobte sich: Wahr und ehrlich wolle sie sein Paul gegenüber. Und immer sollte es so zwischen ihnen bleiben. — —

* *
*

„Du mußt mir die volle Wahrheit sagen!"

„Das habe ich immer, immer gethan," versetzte

Paul, „und unzweifelhaft ist das auch der Nährboden unserer Liebe. Denn siehst Du, ich muß lügen, weil ich Schulden habe, auf alle Weise lügen und schwindeln. Sonst wär's eben aus. Sonst käme der Bankerott und der Selbstmord hinterdrein — wenn ich's nicht umgekehrt vorzöge. . . . Ach, Liselotte, Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie wohl das thut, einmal ganz wahr sein zu dürfen! Es ist unbeschreiblich schön! Ach, und wie ich Dich darum liebe, weil ich Dir gar nichts vorzulügen brauche!"

Liselotte kannte alle seine Gläubiger, nach Namen und Ziffern. Sie rechneten immer wieder: viertausend Mark, auch fünftausend, die der alte Weyer hergeben wollte, das war wenig. Liselotte bekam Aussteuer und Wäsche, die längst bereit lag. Aber Möbel mußten doch gekauft werden. Und die hundert Kleinigkeiten, die man im Leben täglich, stündlich braucht, ohne daran zu denken, daß sie Geld kosten. Vor allem aber mußten die dringendsten Gläubiger abgefunden werden und schließlich — etwas sollte ja auch übrig bleiben, damit man nicht morgen wieder borgen müßte. Es wollte nirgends hinreichen.

Mit großer Umsicht leitete Rudolf die Verhandlungen mit den Gläubigern. Und endlich waren sie bereit, nur das Geld fehlte noch. Weyer sen. hatte es eben auch nicht immer flüssig. Aber sie warteten geduldig, sie wollten nicht mahnen. Das Geld mußte ja kommen, Paul kannte seinen Vater — der hielt Wort.

Inzwischen besahen sie jeden Abend die Schaufenster, wählten das Praktischste — vorläufig nur im Prinzip. Liselotte kochte probeweise bei Louisen. Die war träge, that nichts im Hause, weil sie für das Restaurant war. Eine Künstlerwirtschaft konnte das nicht entbehren.

Zu Hause hatte Liselotte nie kochen wollen — dazu

seien die modernen Frauen nicht da. Jetzt stand sie strahlend am Herde, freute sich wie ein Kind, wenn ihr etwas gelang.

Der arme Paul hatte ja so schlecht gelebt. Das sollte nun anders werden. Sie kochte rationell nach der erlernten Haushaltungskunde, auf Eiweiß und Kohlenhydrate hin.

Eines Tages, auf einem Spaziergang, mieteten sie eine Wohnung. Sie war gar zu verlockend, lächerlich billig, mit hübschem Balkon und der Aussicht auf den Humboldtshain. Sie waren außer sich vor Freude. Und nun stieg auch ihre Ungeduld. Und jetzt erbot sich Rudolf selbst, den Vater an seine Zusage zu erinnern. Schon wurden die Gläubiger ungeduldig, drohten von dem Akkord zurückzutreten. Und doch hatte die Aussicht auf diesen Akkord ein bißchen Ruhe geschaffen. Bis dann telegraphisch ein Chec avisirt wurde.

Nun auf einmal explodirte ihr Glücksgefühl. Sie waren ja bisher so entsetzlich vernünftig gewesen — nun war gar nichts mehr zu erwägen, nichts mehr zu berechnen. Sie konnten jetzt wirklich heiraten, und das erschien ihnen wie eine himmlische Gnade. Paul nahm das Leben, als wäre es ihm neu geschenkt. Er, der Verfolgte, Gehetzte, er würde seine Gläubiger loswerden! Ist es denn möglich! Kann man sich einen Menschen vorstellen, der nichts mehr schuldig ist? So frei aufatmen, so ganz aus voller Brust! Frei — frei!

Und wie hatte sich Liselotte geängstigt wegen der ersten Miete, die in einer Woche fällig war. Nur hatte sie es nicht gesagt. — Sie saßen zusammen in Pauls dürftigem, kahlem Comptoir und warteten auf den Briefträger. Sie konnten es nicht fassen, nicht glauben. Aber er kam wirklich, mit einem eingeschriebenen Briefe und darinnen war der Chec. Sie hielten das kleine Papierchen taumelnd in den Händen, es bedeutete ihr Glück.

Liselotte konnte es nicht genug ansehen — beinahe hätte sie es geküßt. Aber sie besann sich noch, daß dies doch närrisch wäre — man mußte ja diesen rettenden Chec auch so schnell als möglich loswerden. Leider war es für heute zu spät.

Und in all' der Freude kam ihnen jetzt der Hunger. Paul hatte nur noch wenig Geld. Es reichte gerade auf Münchener Bier und Butterbrot. Sie gingen in den nächsten Biergarten, noch immer ganz betäubt von der Freude. Während sie da plauderten und lachten, trat ein Herr auf Paul zu und bat ihn für einen Augenblick bei Seite — es war der gefürchtete „Schwarze“ . . .

Diesmal war Paul überrumpelt. Nicht nur die silberne Uhr wurde gepfändet, sondern auch der Chec, den Paul eben noch in kindischer Freude in der Hand hielt . .

Totenbleich kam Paul zu Liselotte zurück. Es war alles, alles zu Ende. Seine Gläubiger hatten gesiegt, hatten ihn vernichtet. Warum auch hatte er Schulden gemacht — warum? Für ihn gab es kein Lebensglück mehr, kein eigenes Heim, keine ruhige Stätte mehr, er durfte nicht glücklich sein wie andere Menschen!

Wie viele Andere machen viel, viel leichtsinnigere Schulden, Schulden aus bloßer Genußsucht. Er hatte sich nur eine Existenz gründen, hatte seine Schulden mit der Zeit bezahlen wollen. Er hatte weder geschwelgt, noch darauf los geborgt, noch gefaulenzt, noch war er der Verführung unterlegen, auf seines Vaters Namen Schulden zu machen, wie so Viele thun — dafür unterlag er nun den Gläubigern. Er mußte ein Tagelöhner werden, es blieb nichts weiter übrig.

Liselotte wollte alles, alles mit ihm teilen, aber sie sah doch den bodenlosen Abgrund: Paul konnte sie nicht zu seiner Frau machen, bevor er nicht irgend eine Existenz gefunden. Sie waren beide vernünftige Menschen, welche das wirkliche Leben begriffen. Es war alles, alles zu

Ende mit diesem Chec, mit diesem winzigen Blatt Papier.

Seit sie sich kannten, waren sie ja ehrlich mit einander gewesen. Und auch jetzt belog er sie nicht, auch nicht im wohlwollendsten Sinne. Sie war und blieb sein tapferer Kamerad, auch wenn sie nicht in absehbarer Zeit seine Frau sein konnte. Und sie wußte, wie er, daß er zu Grunde gerichtet war. Sein Geschäft, das er so todesmutig, mit schweren Entbehrungen gegen seine Gläubiger verteidigt hatte, er würde es nicht mehr halten können. Denn die Gesamtsumme seiner Schulden betrug Einiges über 7000 Mark. Der Hauptgläubiger aber, der nun die Geduld verloren hatte und von dem Akkord zurückgetreten war, hatte 4000 Mark zu fordern. Und diese 4000 Mark würde er nun von dem Checbetrage in Abzug bringen; da blieb freilich noch ein kleiner Rest, aber es blieben auch die sämmtlichen übrigen Gläubiger unbefriedigt, und genarrt, wie sie waren, würden sie jetzt unbarmherzig gegen ihn vorgehen. Für die Wirtschaft gar, besaß er nicht einen Heller mehr. Nein, nein, es war zu Ende.

Freilich, Liselotte besaß ja noch eine Mitgift. War diese auch momentan nicht zu haben, so würde sie doch vielleicht aus dem Schiffbruch ihres Bruders gerettet werden können. Aber das konnte Zeit und Geduld kosten.

Und die Beiden beschlossen, tapfer auszuharren. Paul wollte selbst den Konkurs anmelden und sich dann um eine bescheidene Stellung in einer Fabrik umthun. Er hatte Freunde, sogar unter seinen Gläubigern. Liselotte aber wollte Stunden geben, sie hatte ja eine schwere Menge gelernt. Sparen wollte sie auch, und bald hatten sie neue Pläne für die Zukunft gefaßt, bevor noch der „Schwarze“, der eine „Weiße“ genommen hatte, außer Sicht gekommen war.

Aber es war doch eine recht bewölkte Zukunft.

„Tagelöhner werden, wenn es sein muß," sagte Paul, nur um Gotteswillen keine Schulden mehr!"

Im Notfalle konnte man ja nach Amerika gehen, dort ist es keine Schande, Straßenfeger zu sein.

* * *

Langsam und schwerfällig hatte sich der Prozeß Rochlitz contra Weyer hingeschleppt. Und er kroch nun parallel mit dem Liquidationsverfahren der Aktiengesellschaft.

Rudolf hatte in zahllosen Terminen gewissenhaft die Interessen seines Vaters wahrgenommen. Ohne Zweifel forderte Baron Achim das Geld irrtümlich; er konnte ja nichts wissen von den rein persönlichen Abmachungen zwischen zwei Leuten, von denen der Eine gestorben. Eine Mahnung von seiten des alten Rochlitz war niemals erfolgt, die Buchungen in diesem Punkte ganz ungenau, nicht einmal der Betrag der Schuld konnte angegeben werden.

„Aber ich weiß es genau, daß Weyer meinem Vater Geld schuldig ist," hatte Achim einmal zu seinem Anwalt gesagt, „ganz genau! Mein Vater hat wiederholt davon gesprochen, wiederholt und mit aller Bestimmtheit. Es ist so! Ich weiß es, auf mein Ehrenwort."

„So steht eben Wort gegen Wort, Meinung gegen Meinung, und es wird auf einen Eid ankommen."

„Mag er schwören, wenn er kann — er wird es nicht thun," sagte Achim ruhig. — — —

„Es wird auf den Eid ankommen," sagte auch Rudolf gelassen zu seinem Vater, als er mit ihm wieder einmal über die Sache konferirte. Ahnungslos hatte er das hingeworfen, völlig ruhig. „Es ist ja absolut nichts Schriftliches vorhanden, da steht die ganze Sache eben auf einem Eide."

„Natürlich," versetzte Weyer, „natürlich — so werde ich schwören." Und nach einer Pause hob er von selbst wieder an: „Aber Du könntest dem Baron doch vielleicht lieber einen Vergleich nahelegen. . . . Ich meine nur, in seinem Interesse, denn siehst Du, wenn er seine vermeintliche Forderung so energisch eintreibt, daß er mich zum Eide drängt, so würde doch auch ich keine Rücksicht mehr walten lassen. Und mich kostet es nur ein Wort, so fliegt Herr von Rochlitz hinaus aus seiner Schloßherrlichkeit."

„Da hast Du Recht, Vater," schloß Rudolf. „Ich werde mit seinem Anwalt konferiren."

* * *

„Ihr persönliches Erscheinen vor dem Kammergerichte ist nicht erforderlich," hatte der Anwalt Achims gesagt. Aber Achim wollte dabei sein. Sein Haß gegen Weyer war leidenschaftlich entfacht. Dieser freche Lügner hatte nun triumphirt, war sein Hauptgläubiger geworden, und doch war er der mittelbare Urheber alles Unglücks, denn wenn er damals jene Schuld nicht abgeleugnet hätte, so wäre alles anders gekommen. Und dieser Mensch mit der ehernen Stirn war nun Herr über seine, Achims, Existenz. Aber jetzt würde es sich wenden. Weyer konnte, würde ja nicht schwören, und es würde zu einem Ausgleich kommen, der die Maske von dem Verbrechergesicht dieses Mannes reißen würde.

„Nimm mich doch diesmal mit, nach Berlin," bat Waldine.

„Gerade diesmal nicht, liebes Kind," entgegnete Achim. „Ich habe ja nichts anderes vor, als den widerwärtigen Prozeß mit dem Weyer, weißt Du. Übrigens muß ich ihn gewinnen."

„Wieso? Du sagtest doch selbst, Du habest nichts in der Hand?"

„Er aber hat auch nichts in der Hand, und schließlich wird es wenigstens zu einem Vergleich kommen. Aber gerade deshalb, weil ich meine Zeit zu Konferenzen brauche — ich muß auch sonst noch mit meinem Anwalt reden wegen der — der anderen Sache — da bitte ich Dich, bleib hier. Morgen Abend bin ich wieder zurück."

Achim sprach in dem gezwungen leichten Ton, den sie oft an ihm bemerkt hatte; er war blaß und wich ihrem Blicke aus. Schon seit Monaten war es so — er gestand ja selber zu, daß er Sorgen hatte, daß seine Hoffnungen gescheitert. Aber was lag daran? Ihnen blieb ja Rochlitz, die liebe Heimat. Und sie, Waldine, sie wünschte ja nichts anderes, als immer hier zu bleiben, immer nur mit Mann und Kindern. Sie wollte ihm das beweisen und sie überbot sich an Liebe und Zärtlichkeit. Sie war ein Engel, ein leibhaftiger Engel. Nur konnte sie nicht begreifen, daß Achim nicht trotz geschäftlicher Sorgen glücklicher schien! Sie war schön, und sie ging ganz auf in Liebe zu ihm. Selbst Viki hatte sich mit ihr versöhnt. Denn Waldine konnte wohl nicht recht wirtschaften, aber sie hielt auf ihren Mann, das mußte man sagen. Und „Achimchen" war denn doch der Herr im Haus.

So wandte Viki, gerührt von der Sanftmut, Liebe und Genügsamkeit der jungen Frau, Waldinen ihre Gunst zu.

„Laß mich doch mit, Achim," wiederholte Waldine jetzt ihre Bitte.

„Mein Lieb, es lohnt wirklich nicht! Siehst Du — die Kleine, jetzt gerade mit den Zähnchen — und das Baby ist noch nicht getauft. . . ."

„Ach Viki achtet ja so gut auf beide! Achim, das ist nicht Dein Ernst, Du willst mich fernhalten!"

Achim versuchte zu widersprechen.

„Du willst es, weil Du mir etwas verbirgst," drang

seine Frau in ihn, „es steht etwas zwischen uns, irgend ein namenloses Gespenst — ich weiß es, fühle es!"

„Du gutes, liebes Weib," wehrte er sich schwach, „aber es ist wirklich nichts weiter, als was Du weißt."

„Gut — dann nimm mich mit! Ich halte es hier nicht aus; ich würde sterben, wenn Du wieder fort bist und ich nicht weiß, was dort geschieht."

„So komm mit. . ."

Er preßte sie an sich in heißer, überquellender Liebe; aber sie sah doch, wie seine sonst so ehrlichen, blauen Augen ihrem Blick wieder auswichen. Und sie wollte nun alles wissen.

Er aber tröstete sich mit der sicheren Aussicht, daß Weyer irgend einen Ausgleich vorschlagen würde, denn schwören konnte er nicht. Waldine durfte immerhin mitkommen. Wenn die äußerste Gefahr beseitigt war — dann, dann wollte er ihr alles sagen.

Unbeschreibliches hatte er in den letzten Monaten erduldet. Stündlich, täglich, auf Schritt und Tritt der gräßliche Gedanke: Dies Haus ist nicht mehr dein — nichts mehr — du hast es verloren durch deine Schuld — durch Schulden! Aber er hoffte. Ebenso unbestimmt, wie damals auf fabelhaften Gewinn, so hoffte er jetzt auf den Ausgleich mit Weyer — vielleicht, weil er sonst auf nichts mehr zu hoffen ein Recht hatte. Und schließlich, Weyer war ja das Geld doch schuldig! Ehe er aber zugeben würde, gelogen zu haben, dieser steinerne Schädel — eher würde er sich zu irgend einem Zugeständnis in der anderen Sache herbeilassen. Er würde vielleicht darein willigen, daß Achim das Gut weiter bewirtschaftete — sparsam und rationell, bis es nach und nach so viel getragen, wie jener, Weyer, darauf zu stehen hatte. Mit keinem Gedanken sagte sich Achim, wie abenteuerlich alle diese vagen Annahmen und Zukunftshoffnungen waren. Wenn Weyer überhaupt ein Herz hatte oder auch nur ein

Gewissen, so hätte es ja nicht dahin kommen können. Aber er klammerte sich an eine Möglichkeit, die ihm die einzige schien.

So mochte Waldine denn mitkommen, Es mußte sich noch einmal wenden, wenn auch die großen Hoffnungen begraben waren. Schon um seiner Frau willen mußten noch bessere Tage kommen.

Und wie sie sich so an ihn schmiegte, mit ihren schönen, lieben strahlenden blauen Augen zu ihm aufschaute, da erschien ihm jetzt diese Reise wie eine zweite nach dem Glück, ähnlich, wie jene erste, hoffnungsfreudige nach Berlin, der so bittere Enttäuschung gefolgt war. Er würde endlich die furchtbare Lüge loswerden, an der er erstickte, an der er fast wahnsinnig wurde, die Lüge, daß er der Herr im Hause sei und bleiben würde . . . Ach, täglich, stündlich hatte Waldine ihm gezeigt, daß sie glücklich und zufrieden war in diesem Hause — dessen Herr zu sein er *schien*!

Sie waren abends gefahren; aneinander geschmiegt saßen sie im Coupé, wie ein Paar Hochzeitsreisende. Und er wiederholte sich so zu sagen mit jeder Radumdrehung, im Tempo der eintönigen Musik, die der Zug verursachte: es muß, es wird sich wenden! Der Mensch kann ja, wird ja nicht schwören! Wir werden uns vergleichen; beide Anwälte haben das vorbereitet.

Sie stiegen diesmal nur im „Kleinen Kaiserhofe“ ab, einem unendlich bescheidneren Gasthofe, und sie merkten doch den Unterschied kaum.

Am Morgen schon sollte der Termin stattfinden. Wie gewöhnlich mußten die Parteien warten. Und Achim war sehr erstaunt, daß der Vergleich noch nicht zu stande gekommen war. Wohl nur, um den Schein zu wahren, zögerten die Weyers noch. Der Alte war noch nicht zur Stelle; er wartete wohl irgendwo in der Nähe, bis ihm der Sohn das Stichwort geben würde.

Achim war außer sich — auf was warteten denn die Leute noch? Mit blitzenden Augen, zorngerötet trat er auf Rudolf zu:

„So machen Sie doch ein Ende, Herr Doktor, aber bitte, rasch! Machen Sie mir eine annehmbare Proposition. Ihr Vater wird und kann es auf den Eid nicht ankommen lassen.“

Achim bedachte nicht, daß er zum zweiten Male in dem Vater den Sohn traf.

„Herr Baron — Sie vergessen sich!“ versetzte Rudolf, einen Schritt zurücktretend. „Sie beleidigen meinen Vater — zugleich den Klienten, den ich hier vertrete. Ich erkläre hiermit alle Ausgleichsverhandlungen für abgebrochen. Überlassen wir alles Weitere der Verhandlung.“

* *
*

In einer kleinen Bierstube in der Lindenstraße saß Weyer, stumm und blaß, und wartete auf eine Nachricht von seinem Sohne. Er hatte ihm noch zuletzt dringend nahegelegt, den Ausgleich zu stande zu bringen, denn es handelte sich ja um den Sohn des alten Freiherrn . . . Und Rudolf hatte das Möglichste thun wollen.

Da stürzte er eben herein, kirschrot vor Erregung, er, der sonst so ruhige Mann, den nichts aus dem Gleichgewicht bringen zu können schien.

„Komm Vater – komm! Dieser freche Bursche von Baron behauptet, Du könntest nicht schwören! Nun komm — wir wollen ihm das ungewaschene Maul stopfen!“

Und Rudolf Weyer stürzte voraus. Er hatte nicht gegrüßt, als er das Lokal betrat, auch nicht, als er davoneilte — er sah auch nicht, wie nun ein Zittern durch die stramme Gestalt seines Vaters ging, und wie

der vorgesenkten Hauptes, einem Hypnotisirten gleich, dem Sohne nachtappte.

Die Verhandlung verlief in den hergebrachten Formen; sie hatte aber den Vorzug, sich schnell abzuwickeln. Karl Weyer bestritt nicht, einmal ein Darlehen von dem alten Freiherrn von Rochlitz erhalten zu haben, doch hätte er es ratenweise abgetragen, zum Teil in barem Gelde, zum Teil in Gegenleistungen. Die Erben des Herrn Baron faßten irrtümlich die einzelnen Rückzahlungen als Zinsen auf. Zinsen aber hätte der alte Freiherr von ihm, seinem ehemaligen Inspektor, nicht verlangt; es sei ihm niemals in den Sinn gekommen, die Sache als ein Geschäft aufzufassen, wofür schon der Umstand spreche, das Schriftliches über die Angelegenheit nicht produzirt werden könne. Auch seien die Buchungen durchaus nicht derart, daß man daraus ein Recht herleiten könne, seinen, Weyers, Worten keinen Glauben zu schenken.

„Das sind ja alles Redensarten!“ fuhr hier Achim ganz formwidrig dazwischen. Er hatte ohnehin schon Mühe gehabt, an sich zu halten. Konnte er es doch schlechterdings nicht fassen, daß Weyer auch in diesem letzten Augenblick an seiner Lüge festhielt. Denn, daß jener log, dafür hätte Achim unbedenklich sein Leben verpfändet. Es war, als ob im Hintergrunde dieses nüchternen, hellgrün getünchten Verhandlungssaales der Schatten des Verstorbenen selber schwebe, den Sohn bestärkend in seinem heiligen Glauben an den edlen Vater. Ein Rochlitz beruft sich nicht auf Ansprüche, die ihm nicht zustehen — ein Rochlitz macht eher zehn dicke Striche durch eine unanfechtbare Forderung, als daß er einen Pfifferling mit Unrecht von jemandem verlangte. Und der Vater hatte, so zu sagen, noch sterbend an sein Guthaben bei Weyer erinnert. Ihm mußte Achim glauben und wenn der Mann da mit dem ehernen Ge-

sicht tausend lebende Zeugen für seine Behauptung hätte aufrufen können. Er log — jener da — er log, das war für Achim ein Evangelium. Und so schleuderte er dem alten Weyer, der da mit einer eisigen Ruhe seine Sache führte, ins Gesicht:

„Ich wiederhole es hier vor dem Richter: Sie werden nicht den Mut haben, diese Lüge mit einem Eide zu bekräftigen!"

Der Richter machte Achim auf das Unzulässige solcher Beschuldigungen aufmerksam. Und während Achim sich, zur Besinnung kommend, entschuldigte mit seinem Glauben an seinen Vater, der als ein Ehrenmann gelebt habe und in Ehren gestorben sei — währenddes fiel aus den dunklen Augen Rudolfs ein Blick auf Karl Weyer — ein Blick, vor dem es kein Zurückweichen gab. Hier stand nicht ein Prozeß auf dem Spiele, sondern die Standesehre eines jungen Rechtsanwalts. „Wenn Du, Vater, diesen Schimpf auf Dir sitzen lässest," so sagte dieser Blick, „so hast Du auch mich unmöglich gemacht!"

Karl Weyer aber hatte verstanden. Mit einem Ruck richtete er seine, in diesen Sekunden ein wenig zusammengesunkene breite Gestalt straff empor. Ohne den leidenschaftlichen Achim einer Antwort zu würdigen, sagte er mit seltsamer Festigkeit:

„Herr Richter, ich bin bei diesem Termine erschienen, um den mir auferlegten Eid zu leisten."

Und mit seiner harten, dröhnenden Stimme sprach er die Eidesformel dem Richter nach.

„. . . So wahr mir Gott helfe!"

Achim von Rochlitz wurde kostenpflichtig abgewiesen.

Schweigend, mit einer respektvollen Verneigung, dann aber hochaufgerichtet, verließ Achim den Gerichtssaal. Er hatte sich geirrt. Sein armer Vater war

vielleicht nicht mehr Herr seiner Sinne gewesen, als er zuletzt von seiner Forderung an Weyer sprach. Er hatte sich geirrt. Aber niemand durfte ihm, einem Rochlitz, ansehen, daß dieser Irrtum ihn zum Bettler machte, daß er ihn vielleicht das Leben kosten würde.

Schweigend verließen nun auch Weyer senior und sein Sohn das alte schloßartige Haus in der Lindenstraße. Auf der breiten Eichenholztreppe war es Rudolf einen Augenblick, als sähe er seinen Vater schwanken. Er machte eine Bewegung, wie um ihn zu stützen. Aber Karl Weyer war schon wieder stark.

„Es hat mich doch angegriffen," sagte er, wie zur Erklärung. „Ich konnte sie ja eigentlich alle nicht leiden, diese stolzen Rochlitz . . . Aber ich hätte doch lieber gesehen, daß es nicht dahin gekommen wäre."

Rudolf begriff das alles: die Antipathie gegen die Rochlitz, deren Bedientester der Vater gewesen, sowie auch, daß es ihn angegriffen hatte . . .

Unten an der Normaluhr wartete Paul, der ja durch Liselotte wußte, was an dem Ausgange des Prozesses hing.

Er hatte sich dem Vater, wie dem Bruder ferngehalten, weil er fühlte, daß in der neuen schweren Existenzkrise, in die er geraten, niemand mehr zu ihm stehen würde, als Liselotte. Aber die Unruhe über den Verlauf der Sache Achims war doch stärker. Eine geheime Angst, deren Grund er sich nicht zu gestehen wagte, ließ seine eigenen Sorgen für den Augenblick ganz in den Hintergrund treten. Sein Vater würde doch nicht schwören? Das hatte ihn gequält, ihn vergessen gemacht, was er selbst litt . . .

„Gewonnen!" sagte Rudolf. Und auf eine stumme, todesängstliche Frage antwortete er dem Bruder: „Der Vater hat schwören müssen — dieser freche Bursche hat ihn mit aller Gewalt dahin getrieben!"

Und nun geschah etwas Unerwartetes. Paul stutzte

einen Augenblick und fiel dann seinem Vater stürmisch um den Hals. Das war noch nie vorgekommen, vielleicht nicht einmal in den Kinderjahren dieses trotzigen Jungen. Aber er hatte dem Alten etwas abzubitten, einen schweren Verdacht. Ob der Vater ihn verstand? Er hielt den Sohn krampfhaft fest, wie jemand, den man nach langer Zeit endlich wieder hat.

Bis Rudolf sagte:

„Hab' Dich doch nicht so närrisch, Paul! Die Sache war ja zweifellos — von Anfang an."

* * *

Waldine hatte in einer Konditorei gewartet, endlos lange. Weder sie, noch Achim wußten, daß man Glück haben muß, um bei einem für zehn Uhr anberaumten Termin um 12 Uhr „heranzukommen". Sie begriff nicht, wo Achim blieb; sie war zum Gerichtsgebäude gelaufen und wieder zurück, hatte Höllenqualen erduldet.

Ach, wie anders war es diesmal gegen damals, wo sie hier mit Achim vierzehn Tage lang in einem wahren Hoffnungstaumel gelebt hatte. Doch, mochte es wenigstens so bleiben, wie es war, dies einfache, stille Leben in Rochlitz.

Hätte sie nur ihren Mann! Aber Der gehörte ihr nicht mehr. Da war immer etwas zwischen ihnen und dieser Prozeß heute, mit dem „Ausgleich", von dem Achim immer sprach — würde er Klarheit schaffen?

Endlich kam ihr Mann. Er schien gar nicht zu bemerken, daß sie nahezu drei Stunden auf ihn gewartet hatte. Ach, sie sah sogleich, daß er auch jetzt ihrem Blicke auswich, wie so oft, so oft — daß er blaß und verstört war, wie so oft, so oft! Es würde nicht anders werden!

Ein glühendes Weh bohrte sich in ihr Herz. Ihr

ganzes Leben, ihre Schönheit, all ihr reiches, heißes Liebesempfinden, es war alles nur für ihn da, sie lebte und dachte nur für ihn. Er aber war unglücklich und vertraute ihr nicht. Das hatte nun lange genug gewährt — es sollte anders werden.

Achim stürzte das zweite Gläschen von dem schlechten Cognac herunter, der Schweiß rann ihm von der Stirn, sein schönes gelocktes Haar war zerrüttet.

„Es ist nicht ganz so gegangen, wie ich dachte," sagte er heiser, „der Ausgleich macht Schwierigkeiten. Doch, er kommt zu Stande, sicher! Ich muß mich nur für eine ganze Weile den Geschäften widmen . . . Und, mein Schatz, es wäre am besten, Du gingest für zwei bis drei Wochen nach Dresden, zur Tante Aurelie; Liselottens Zimmer ist ja zu haben . . ."

„Ist das Dein Ernst, Achim?"

„Mein voller Ernst, mein Kind, es ist am besten so. Die Kleinen können ja bei Viki bleiben — Oder auch, wir schicken sie Dir . . ."

Noch immer mied er ihren Blick. O, er wollte sie entfernen! Ein furchtbares Unglück hatte sich ereignet, vielleicht wollte er sich töten.

Aber sie verzog keine Miene. Im Stillen reifte ein großer Entschluß in ihr.

„Wir wollen es uns noch überlegen, Achim — bis morgen!" sagte sie.

Und er bemerkte gar nichts von ihrem erzwungenen Ton, von ihren gespannten Mienen, ihren verhaltenen Thränen! Wie unglücklich, wie gequält mußte er sein, um so wenig Liebe mehr für sie zu haben.

* * *

Rudolf hatte heute in seiner Sprechstunde gegen eine starke Zerstreutheit zu kämpfen, die ihm sonst ganz

fremd war. Er war so ganz bei seinen Akten gewesen, hatte in jeden Fall sich mit einer Liebe vertieft, die kaum einer seiner Berliner Kollegen begriffen haben würde. Die hatten ja auch noch andere Lebensinteressen; er hatte eben nichts, als seine Akten.

Der „Fall Keller", wie er in den Zeitungen hieß, hatte ihn sehr beschäftigt. Keller war flüchtig geworden, nach unlauteren Gebarungen. Wer ihn entschuldigen wollte, sagte, er sei an der Ausstellung zu Grunde gegangen, die in Charlottenburg — nicht stattgefunden hatte. —

Von seiner Tochter war nicht weiter die Rede, als daß sie zur Zeit von Kellers „Blüthe" in der Berliner Gesellschaft eine hervorragende Rolle gespielt. Welche Lebenstragödie, die sich da abgewickelt! Nelly hatte es verschmäht, zu heiraten, solange sie noch umworben war. Und nun war alles, alles für sie zu Ende.

Schwere Zweifel nagten an Rudolfs Seele. Sollte er triumphiren, daß er sich mit diesem zweifelhaften Klienten nicht weiter eingelassen? Und doch — hätte er nicht vielleicht diese häßliche Wendung aufhalten und Nelly retten können? Hatte er in höherem Sinne seine Mission erfüllt durch die einfache Negation, oder nicht? Und wie kläglich stand er schließlich da! Hatte er doch nur „nein" gesagt wegen Waldinen — wegen ihr!

Auch dieser Prozeß gegen den jungen Freiherrn raubte ihm die schwer errungene Ruhe. Er war jetzt auch Waldinens Feind und Gegner — das hatte wohl so kommen müssen. Ob sie ihn haßte, verabscheute? Gewiß, gewiß! Und auch das hatte so kommen müssen.

Nun war der Prozeß des Vaters gewonnen, Achim von Rochlitz niedergeworfen; aber Recht mußte Recht bleiben! Warum auch hatte dieser Mensch gewagt, ein trügerisches „Recht" zu wahren, anstatt bei Zeiten seinen Irrtum einzugestehen? Und wie weit hatte nicht dieser

Irrtum den Mann getrieben! Aber es war seine Schuld. War er doch nachdrücklich genug gewarnt worden vor jener Gründung, die nur ein Ausfluß seiner gereizten Ehrempfindung war.

Dies alles wiederholte sich Rudolf jetzt, während ihm das Aktenstück von Vormittag vor Augen lag, inmitten so vieler anderer Akten, die er in der letzten Zeit merkwürdig vernachlässigt hatte. Sonderbar, wie es ihm heute gar nicht gelingen wollte, aufmerksam und gesammelt sich der gewohnten Arbeit hinzugeben. Sein Herz pochte unruhig, seine Gedanken verwirrten sich immer wieder. Warum sich auch länger täuschen? Er dachte an sie, die er einst geliebt, an seine erste und einzige Liebe. Sie mußte jetzt schon alles wissen. Ihr Mann hatte den Prozeß verloren und war mit seiner letzten Hoffnung gescheitert, denn er war in die Hände seines Gegners gegeben. Und wenn dies auch kein unversöhnlicher Gegner, so war es doch ein auf allen Punkten siegreicher. Sie waren zu Grunde gerichtet, diese Rochlitz. Und er, Rudolf, hatte dazu mitgeholfen. Ja seine ehrliche Seele, sein strenges Rechtsgefühl, wollte sich immer wieder aufbäumen — wo er sich doch nichts vorzuwerfen hatte. Streng nach Recht und Gesetz war alles zugegangen, und er wäre ein schlechter Sohn gewesen, hätte er seinen Vater anders beraten. Und doch — und doch . . . .!

Es war, es bestand, das heimliche Band zwischen ihm und ihr. Eine einzige Stunde, ein Augenblick hatte es geknüpft. Greifbar sah er sie vor sich, wie sie damals in das gelbgetünchte Zimmer ihres Vaters kam, in die Amtsstube des Bürgermeisters. Er, Rudolf, hatte soeben eine Revision der Stiftungskasse vorgenommen, und es ergab sich ein Fehlbetrag von einigen hundert Mark. Noch hatte er kein Wort gesagt, da stürzte der Bürgermeister mit einem gräßlichen, unartiku-

lirten Aufschrei zu seinem Pulte, über welchem ein Revolver hing. Und auf den Schrei war sie eingetreten, bestürzt, entsetzt, ihn, Rudolf, mit einem fragenden Blick, halb verzweifelt, halb bittend ansehend. Und er kämpfte damals einen entsetzlichen Kampf zwischen Pflicht und Neigung. Denn, dies schöne Geschöpf hatte längst seine Sinne bezaubert — sie war der Inhalt seines künftigen Lebens. Und ihren Vater verderben, hieß, auch sie zu Grunde richten. So jung sie war, so unerfahren — die Armut schärft auch die Augen des Kindes. Und sie sah — sie begriff, was da geschehen war, und was nun geschehen würde. Sie sprach ja kein Wort, es ging nur ein Todesschauer durch ihren schönen, schlanken Leib und die rosigen Lippen erbleichten, und die tiefen blauen Augen schienen brechen zu wollen. Da war Rudolf auf sie zugetreten, hatte ihre Hand ergriffen, denn das Mädchen schwankte, drohte zusammenzustürzen — und hatte nur gesagt:

„Seien Sie ruhig, Waldine — ich werde schweigen, ich nehme es auf mich!"

Vielleicht begriff sie damals noch nicht, was es ihn kostete, dies Versprechen, ihn, den strengen, ernsten Mann. Aber, das verstand sie doch, daß er ihr und den Ihren das Leben wiedergab. Und sie fiel ihm aufschluchzend um den Hals . . . . Da überkam ihn eine Raserei des Glückes — er küßte sie, als wollte er sie nie wieder lassen, und sie lag in seinen Armen, sein eigen, für heut und immer.

In alle den Jahren des Wartens, die nun folgten, hatte er sich oft einen Thoren gescholten. Die Leidenschaft hat eine eigene Sophistik. Er fühlte sich würdig, von ihr geliebt zu werden, und sie würde es lernen, ihn zu lieben, so wie er sie liebte. Auch war sie ein armes Mädchen, in enger, aussichtsloser Umgebung groß geworden, und ihre Eltern wollten ihm wohl. Sollte

er da nicht glauben, daß sie ihm Liebe, Treue schuldig war? Hatte er nicht ihretwegen seine Pflicht verletzt und falsch gezeugt?

Bis Jener kam und seine älteren Rechte lächelnd in den Staub trat — sie nur so nahm, wie ein unwiderstehlich siegreicher Eroberer. War's nicht gerecht und richtig, daß nun Der im Staube lag?

„Es ist noch eine Dame da, Herr Anwalt," sagte der Bureaudiener.

Die Sprechstunde war schon um ein weniges überschritten. Mit ungewohnter Eile hatte Rudolf heute seine Klienten abgefertigt.

„Ich lasse bitten," sagte er mit einem kleinen Seufzer.

Und ganz so wie damals, atemlos, blaß, mit brechenden, thränenerfüllten Augen, mit erhobenen Händen, schön und rührend, zerknirscht, in flehentlicher Haltung, stand sie vor ihm.

Sie wechselten keinen Gruß — wie damals sahen sie einander nur an.

Er begriff alles. Wie sie damals, wohl ahnend, was der Vater gethan, oder auch vielleicht mit dem Instinkt des Weibes jenen furchtbaren Schrei sich richtig deutend, gekommen war, um für ihren Vater zu bitten, so kam sie heute bitten für ihren Mann.

Und nun stieg das Blut Rudolf heiß auf, drohte ihm die Sinne zu nehmen. Wie sehr mußte sie diesen Mann lieben, daß sie dies vermochte. Und unter dem Eindruck solch schmerzlicher Erkenntnis sagte er:

„Sie Arme! Ärmste! Heute kann ich ja nichts thun!"

Auch sie verstand die Anspielung auf damals.

„Sie können," sagte sie mit einer Festigkeit, die wunderbar kontrastirte zu ihrem bleichen, zuckenden Gesicht, zu dieser ganz aufgerüttelten Gestalt, die da, noch immer stehend, an sein Herz appellirte. „Ich bitte Sie, Herr

Doktor, den Ausgleich zwischen Ihrem Vater und meinem Manne, den außergerichtlichen Ausgleich zu stande zu bringen. Ich bitte — bitte Sie! Gewiß, Sie können das! Und Sie — Sie thun es auch!"

„Ja, das kann, und — das will ich auch. Nur, gnädige Frau, sehen Sie nicht ganz klar. Vor Ausgang des heutigen Prozesses lag dieser Ausgleich nahe — jetzt ist er hundertfach erschwert. Aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß . . . ." er suchte nach Worten; dieser „Ausgleich" war jetzt ein Almosen für den Baron . . „daß Ihr Gatte eine annehmbare Proposition erhalten wird — mein Wort darauf."

Mit weit aufgerissenen Augen stand sie vor ihm. Sie wußte, er würde Wort halten, und das noch nicht ganz begriffene Unheil, zum Teil wenigstens, vom Haupte ihres Mannes abwenden.

Wie aber sollte sie ihm heute danken? Damals hatte sie ihm ihr Leben, ihr Herz gegeben — heute aber . . . .?

„Wie soll ich Ihnen danken?" stammelte sie; die Thränen rannen ihr über das blasse Gesicht.

„Daß Sie gekommen sind, das ist mein Lohn, mein Glück! Sie haben mir vertraut, Waldine — ich bin es, der Ihnen zu danken hat . . . . Sie sind mir nichts schuldig — nichts mehr schuldig . . . . Ich danke Ihnen!"

Sie hielten sich an den Händen und sahen einander ins Auge.

„Ich habe immer, immer an Sie gedacht," sagte sie; dieselben Worte, wie damals bei dem Feste. Aber heute beleidigten sie ihn nicht.

„Und ich — an Sie . . . ." versetzte er einfach.

„Ich werde keine ruhige Stunde haben," nahm sie wieder das Wort, „bis ich Sie glücklich weiß. Wollen Sie sich Mühe geben, es noch zu werden?"

„Ich will es," schwor er mit festem Händedruck.

Sie hatte sich zum Gehen gewendet. Er führte sie an der Hand zur Thür — sie mußte ja fort von hier . . . .

Und die Thür schloß sich hinter ihr.

Zum letztenmal war sie in sein Leben getreten. Aber sie hatte damit gesühnt, hatte ihre Schuld abgetragen.

Und sie hatte Recht, es war nun an der Zeit, die letzte Regung jener Leidenschaft aus dem Herzen zu reißen.

* *
*

X.

Wie sonderbar! Als Rudolf, etwa eine Stunde, nachdem Waldine ihn verlassen hatte, seinen Vater aufsuchen wollte, um ihm Mitteilung von dem Vorgefallenen zu machen, da traf er ihn nicht an. Mit bebendem Herzen war Rudolf gekommen, denn er hatte ja in der einen Stunde alles Glück und Leid seines Lebens noch einmal durchgelebt, aber er war doch ganz ruhig hinsichtlich der Waldinen gegebenen Zusage. Hatte doch sein Vater selbst einen Ausgleich mit dem Baron dringend gewünscht, und auch jetzt noch würde sich die Form dafür finden lassen. Doch brannte Rudolf danach, die Sache ins Reine zu bringen, denn er hatte ja der jungen Frau sein Wort gegeben, und nicht rasch genug konnte er es einlösen.

Da fand er, daß sein Vater abgereist war, abgereist, ohne irgend eine Botschaft an seine Söhne zu hinterlassen, abgereist, mit einem Mittagszuge, den er sonst nie benutzte, und dessen sich zu bedienen auch völlig zwecklos war. Denn es war ein sogenannter Bummel-

zug, der nur eine halbe Stunde früher anlangte, als der Schnellzug, der abends abging.

Allerdings hatte Weyer beim Portier seines Hotels eine Karte hinterlegt, auf welcher einige flüchtige, mit zitternder Hand hingekritzelte Worte standen. Er wäre genötigt gewesen, schleunigst abzureisen — weiter nichts. Das gab weiter keinen Aufschluß über diese rätselhafte Flucht.

Das war, wie gesagt, alles sehr sonderbar. Wie nahe hätte es doch gelegen, daß sein Vater sich mit dem Sohn und Anwalt aussprach — wie sehr hatte Rudolf selbst sich danach gesehnt. Und nun gar Paul, der seinem stürmischen Naturell folgend, sich dem Vater heute Mittag in die Arme geworfen hatte.

Ach, dieser Mann war nicht zu ergründen! In einer Stunde, da sich die Herzen der Söhne ihm erschlossen, wie vielleicht nie zuvor, da entzog er sich ihnen so rasch als möglich. Er mied ihr Vertrauen, wollte sich nicht mit ihnen aussprechen, denn nur das blieb als alleiniger Grund der überstürzten Abreise. Nur keine Gefühlsäußerungen, das war ihm ja stets verhaßt gewesen.

Rudolf seufzte schmerzlich auf. Weder bei seinem Vater noch im Elternhause überhaupt konnte ihm je ein Ersatz blühen für das, was er verloren hatte.

Es blieb ihm nichts übrig, als sofort nach Mansburg zu fahren, denn er mußte ja mit seinem Vater verhandeln und zwar persönlich und eingehend. Heute war es nicht mehr möglich, da er am folgenden Vormittag einen Termin in Moabit wahrzunehmen hatte. Dann wollte er noch seine Sprechstunde abhalten und darauf mit dem Abendzug reisen.

Er führte auch diesen Vorsatz aus, so weit, daß er schon mit dem Handkoffer in Bereitschaft stand und nur noch auf die rasch herbeigerufene Droschke wartete. Da kam noch eine unerwartete Verzögerung.

Auch heute wünschte ihn nach Abschluß der eigentlichen Sprechstunde noch eine Dame zu sprechen. Es war Louise Schirmer.

Sie kam weinend, aufgeregt, außer sich, ganz formlos. Ja, sie kam zu ihm, obgleich er der Feind ihres Bruders war.

Vergebens versuchte Rudolf, gleich anfangs, diese ihre Behauptung zu widerlegen. Nicht der Feind ihres Bruders war er, sondern nur der gegnerische Anwalt und auch das nicht mehr lange, denn hoffentlich kam ein Ausgleich demnächst zu stande.

Aber Louise blieb bei ihrer exaltirten Auffassung. Mochte er, Rudolf, doch der Feind ihres Bruders sein, denn dieser Bruder war ja ihr Freund nicht mehr. Sie schilderte, welch unbegrenztes Vertrauen sie immer zu Rudolf gehabt und noch habe. Mit Mühe brachte Rudolf sie dahin, doch auf die Thatsachen zurückzukommen, welche sie hergeführt hatten.

Unter Schluchzen brachte sie nun ihre Fragen hervor:

„Durfte man wirklich ihrem Manne beinahe die ganze Gage pfänden?"

„O ja, auf Grund eines rechtskräftigen Urteils, gewiß," mußte Rudolf ihr versichern.

„Und, wo bleibe ich?" jammerte Louise. „Es ist absolut kein Geld im Hause, was soll nun werden? Und der Intendant sieht das sehr ungern, nämlich, daß die Gagen gepfändet werden. Zudem ist der Kontrakt meines Mannes demnächst abgelaufen und noch nicht erneuert."

Der junge Anwalt versuchte, die aufgeregte Frau zu beruhigen. Da war gar nichts zu machen, aber die Verlegenheit konnte nur eine vorübergehende sein, denn Schirmer hatte sich doch mit all seinen Gläubigern auseinandergesetzt.

Nun kam Louise auf jenen „Einzigen" zu sprechen, nämlich den einzigen Gläubiger ihres Mannes, der sich

damals dem Ausgleich nicht angeschlossen hatte, und welcher alle späteren Verlegenheiten mittelbar oder unmittelbar verschuldet hatte. Wenn man diesen Mann faßte, bloßstellte, festnagelte, so würde ihr Mann gereinigt und gerechtfertigt erscheinen. Auch in den Augen des Intendanten! Sollte denn das nicht möglich sein? Wie durfte ein solcher Vampyr die Existenz eines Künstlers zu Grunde richten können? Sollte es nicht Mittel und Wege geben, dies zu verhindern?

Rudolf bestritt das nicht, aber von heut auf morgen war es nicht möglich und besonders nicht ohne ganz genaue Kenntnis der Umstände, nicht ohne genaue Daten.

Natürlich wußte Louise gar nichts, hatte gar keine Ahnung, ob und welche Papiere über den Fall existirten. In ihrer Aufregung übersah sie die kleinen Zeichen von Ungeduld, welche der junge Anwalt nicht zu unterdrücken vermochte. Sie blieb dabei, es müsse doch irgend welche Hilfe geben, denn sie hätten wirklich nichts zu leben. So mußte denn Achim einspringen — der aber hatte sich dessen geweigert. Das war doch ungeheuerlich, denn er blieb denn doch ihr Bruder.

„Ihr Herr Bruder befindet sich selbst in einer schlimmen Lage und wird Ihnen vielleicht, auch beim besten Willen, nicht helfen können."

Louise setzte sich hin und überließ sich ihrem Jammer, ohne Rudolfs Reisekoffer weiter zu beachten, noch auch die Meldung des Bureaudieners, daß die Droschke warte.

Rudolf faßte nun seine Ratschläge in wenigen Worten zusammen. Der Intendant sei an derlei Vorgänge wohl schon gewöhnt, das käme öfter vor. Im übrigen bleibe nichts, als gegen das Verfahren Protest einzulegen, wenn es unberechtigt, oder es geduldig zu ertragen, wenn es berechtigt sei. Ein Künstler wie Schirmer fände sicher Hilfe und würde die Schwierigkeit noch einmal überkommen. Mit Nachdruck schloß Rudolf, daß

in solchen Fällen nur bei genauer Kenntnis der Sachlage Rath zu geben möglich sei.

Verwundert, wie ein gescholtenes Kind hörte ihm Louise zu. Sie hatte nicht nur selbst keine genaue Kenntnis der Lage, in welcher sich ihr Mann befand, sie vermutete sogar, daß ihr Mann diese Kenntnis selbst nicht besaß.

Rudolfs Worte hatten einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Ja, da war viel versäumt worden. Noch heute wollte sie sich mit ihrem Manne zusammen hinsetzen und alles feststellen, alles aufschreiben.

Einigermaßen beruhigt durch diesen Entschluß hörte sie auf zu weinen und folgte dem Anwalt die Treppe hinunter.

Dieser befragte sie noch über die Person jenes „Einzigen", des Vampyrs.

„Wissen Sie, Herr Doktor," sagte Louise, „der kommt mir vor, wie Mephisto. Der Vertrag, den Mephisto mit dem Faust schloß, der war mit Blut unterschrieben. Und den Schuldschein, den Oswald einmal unterschrieben hat, den hat mein Mann auch mit seinem Blut unterzeichnet. Nun ist er dem Teufel verfallen, dem Bösen, so kommt es mir immer vor! Lächeln Sie nicht, Herr Doktor, es ist wirklich so."

„Ich lächle nicht, gnädige Frau! Es ist vielleicht etwas Richtiges in Ihrer Anschauung. Es mag Verträge geben, an denen das Blut eines Menschen klebt, wenngleich das Gesetz sich alle Mühe giebt, solche Verhältnisse zu verhindern. Nur — verzeihen Sie — die Schuld liegt immer auf beiden Seiten. Faust, der ein gescheidter Mann war, auch etwas gelernt hatte, durfte eben jenen Vertrag nicht unterzeichnen!"

„Da haben Sie Recht, Herr Doktor! Aber, er hat ihn doch unterzeichnet, natürlich, bevor ich ihn kannte, denn sonst wäre es nicht geschehen".

Rudolf bezweifelte das im Stillen, doch schwieg er aus Artigkeit gegen die Frau.

„Ich würde gern etwas Genaueres von jenem „Bösen“ erfahren, gnädige Frau. Er kam doch nicht im schwarzroten Wamse, mit dem Pferdefuß und der Hahnenfeder auf dem Barett“.

„Nein, Herr Doktor! Denken Sie sich nur! Er sieht aus, wie ein ganz gemütlicher alter Herr. Er saß einmal bei uns am Tische, in einer Weinstube der Königsstraße, einen ganzen Abend hindurch. Mein Mann stellte mir ihn vor, aber ich verstand den Namen nicht. Er heißt Hildebrant, solch' ein wohlklingender Name! — Wir tranken zusammen Moselwein, und ich hatte gar keine Ahnung, wer da mit mir anstieß und mir die Blume brachte. Nachher, als Oswald es mir sagte, wer das gewesen — da fiel ich in Ohnmacht!“

„Das ist schrecklich, liebe, gnädige Frau,“ sagte Rudolf nun doch lächelnd, „aber diese Ohnmacht a tempo hat Ihrem Manne nichts genützt und dem Vampyr nichts geschadet.“

Er verabschiedete sich rasch und sprang in seine Droschke. Mit großer Mühe erreichte er noch seinen Zug. —

Als er nach zehn Uhr zu Fuß, sein Kofferchen in der Hand, im Elternhause ankam, fand er zu seiner Überraschung noch alles erleuchtet. Anfangs glaubte er, das irgend etwas geschehen sei; doch überzeugte er sich bald, daß das Haus nur in ungewöhnlicher Aufregung, aber äußerlich in Ordnung war. Der Tisch war noch gedeckt; da standen Weinflaschen, ein sonst auf diesem Tische unbekannter Luxus. Im Speisezimmer fand er nun die kleine Ilse vor, die sich schläfrig hier herumlehnte.

Ihre Mama spielte im Nebenzimmer Klavier, der Papa war noch einmal nach der Fabrik gegangen, wo jetzt jede Nacht gearbeitet wurde.

Ilse war sehr hübsch und modern angezogen, war sehr gewachsen und sah wie eine vornehme kleine Dame aus.

Rudolf pflegte seine Stiefmutter und Stiefschwester in Berlin ab und zu zu sehen, jedoch nur bei besonderen Anlässen und ohne gegenseitigen inneren Anteil. Man hatte sich nichts zu sagen, aber es war auch kein Grund vorhanden, einander zu meiden.

„Warum gehst Du nicht zu Bette," sagte Rudolf zu dem Kinde. Ihn ärgerte jede Disciplinlosigkeit.

Ilse richtete sich schlaftrunken auf, wurde jedoch rasch munter.

„Mama hat noch nichts gesagt," verteidigte sie sich, „vorher brauche ich nicht."

Sie rieb sich die Augen.

„Höre Rudolf," sagte sie nun mit großen, glänzenden Augen, „Du kommst doch aus Berlin, nicht wahr, hast Du mir denn etwas mitgebracht? Du bist doch mein großer Bruder! Denke Dir nur, Papa ist gestern Abend gekommen und hat mir gar nichts mitgebracht, aber gar nichts! Er stellte sich ganz dumm, wie ich ihn danach gefragt habe! Aber er hat doch wohl gewußt, daß Du heute kommst, nicht wahr? Und Du, Du hast doch etwas?"

Rudolf beachtete kaum diese kindliche und doch auch unkindliche Rede.

„Nein, auch ich hab' Dir nichts mitgebracht, Ilse," entgegnete er. „Ich hab' andere Sorgen, weißt Du."

Verwundert betrachtete er das hübsche, zierliche Geschöpfchen, welches seine Schwester war. Gewiß, sie hatte ein Recht von ihm zu fordern, daß er etwas mitbringe. Aber wie hätte er vorher daran denken sollen, das Kind war ihm ja so fremd, so fremd! Welch' ein Verhängnis haftete doch an ihm, daß seine Angehörigen ihm so fern blieben.

Indessen schlug Ilse mit altkluger Gebärde die Hände zusammen.

„Du hast Sorgen?“ fragte sie verblüfft. „Wir sind so sehr vergnügt, wir alle!“

„Warum denn, Ilse! Ist vielleicht morgen Dein Geburtstag?“

„Gott, der ist doch erst im nächsten Monat! Und das weißt Du nicht? Du bist mir auch ein schöner Bruder! Ich danke! Da wirst Du mir natürlich auch nichts schenken!“

„Doch Ilse, sehr gern — wenn Du mir nur sagst, was Du gern möchtest!“ versetzte Rudolf. „Warum aber freut Ihr Euch denn alle? Gerade heute?“

Rudolf konnte durchaus nicht begreifen, warum.

Ilse freute sich sichtlich, ihm die große Neuigkeit verkünden zu können.

„Wir kommen doch nun alle aufs Schloß, Rudolf! Weißt Du denn das nicht? Vielleicht schon nächste Woche, doch ist es noch nicht sicher. Das wird fein, sage ich Dir. Und ich freue mich so! Freust Du Dich nicht auch?“

„Wer hat Dir das gesagt?“ schrie Rudolf ganz bestürzt auf. „Wer, wer konnte das sagen?“

Ilse dachte nach.

„Das weißt doch jeder,“ beharrte sie. „Wir kommen aufs Schloß! Der Baron hat Bankerott gemacht, und Papa kriegt alles, die neue Fabrik und das Schloß . . . Aber daß Du das nicht weißt!“

In seiner Bestürzung antwortete er gar nicht. Ilse schrie laut ins Nebenzimmer:

„Mama, Mama, komm doch! Rudolf ist da! Und denke Dir, der weiß nicht, daß wir alle aufs Schloß kommen!“

Frau Weyer erschien. Sie hatte ein elegantes Hauskleid an, sah frisch und jugendlich aus. Man schien hier den großen Erfolg schon eskomptirt zu haben.

„Ach Rudolf?“ sagte sie kühl und freundlich. „So unvermutet? Warum hast Du nicht telegraphirt? Oder warum kamst Du nicht gestern mit Papa? Ach so, Du hattest heute zu thun! Nun, auch heute bist Du uns sehr willkommen! Ich gratulire Dir, Du hast die Sache großartig gemacht! Denn, es ist doch wohl Dein Verdienst, dieser gute Ausgang des jahrelangen Streites. Was hat sich Papa auch geplagt. Nun aber ist alles gut!“

Sie sprach noch eine Weile weiter. Rudolf hörte ihre Worte nicht, er begriff nur, daß er in ein Haus kam, wo man sich ganz materiell, ganz herzlos freute, jene Anderen aus ihrem Besitz zu vertreiben. Und er, Rudolf, kam mit der heiligen Mission, jenen Anderen wenigstens einen Teil ihres Besitztums zu retten, wenigstens die angestammte Heimat.

Von Neuem erfaßte ihn das Gefühl schmerzlicher Vereinsamung. Er stand doch wohl ganz allein mit dem Wunsche, die Familie Rochlitz zu schonen, ihnen ihr eigenes Haus zu lassen.

Diese elegante Dame da, die hieß seine Mutter, und sie gratulirte ihm aufrichtig zu seinem Erfolge. Nicht die leiseste Ahnung sagte ihr, daß er anders denken und empfinden könnte. Und doch lag das ziemlich nahe.

Mit großem Eifer legte sie ihm kalten Braten vor, entkorkte noch eine Flasche Wein. Trotz allem modernen, ja, luxuriösen Anstrich war es im Hause immer einfach zugegangen. Sein Vater war kein Esser, der aß nur Quanten, wie ein richtiger Bauer, ohne recht zu wissen, was. Aber dieser fein arrangirte Tisch heute, das sah schon ganz nach dem Schlosse aus! Frau Weyer war eigens hierher gekommen, um diesen Triumph auszugenießen, um sich als Schloßherrin zu fühlen. Sonderbar! Ihr sonst so strenger Gatte hatte sie gewähren lassen.

Immerhin empfand die kluge Frau, was sie dem

reifen Sohne, dem Anwalt, schuldig war. Nochmals versuchte sie es, sich zu rechtfertigen. Nochmals erzählte sie die alte Geschichte von der guten Schule, in welche sie Ilsen schickte, und deren tüchtige Disciplin durch keine Gouvernante zu ersetzen war. Nun aber wollte sie sich doch für eine Gouvernante entschließen, denn nun konnte man wohl eine geprüfte Lehrerin bezahlen. Auch hatte das Kind schon einen guten Grund erhalten. Rudolf konnte sich überzeugen, was die Kleine leistete.

„Übrigens, Ilse, mußt Du jetzt zu Bette," schloß Frau Weyer.

Das kleine Mädchen sträubte sich recht ungezogen, sie wollte zuhören, was hier gesprochen wurde. Doch fügte sie sich, als Rudolf aufbrach, um seinen Vater in der Fabrik aufzusuchen.

Der junge Mann hatte nur wenige Bissen genossen. Er fand nicht Rast, nicht Ruhe, bevor er nicht mit seinem Vater über die Angelegenheit gesprochen hatte, die ihm auf dem Herzen lag.

Nun schritt er durch das nächtliche Dunkel den wohlbekannten Pfad durch den Garten und dann nach der Fabrik. Sie war vollständig erleuchtet und bot, jetzt in der Finsternis, einen recht stattlichen Anblick.

Der große Schlot warf glühende Funken zum dunklen Himmel empor, die Maschinen dröhnten dumpf, aber doch deutlich vernehmbar.

Drüben gegen den helleren westlichen Himmel zu, zeichneten sich die Umrisse des Schlosses ab. Dort war alles finster, still, wie ein Grab?

Arme Waldine!

Aber was hatte sein Vater da zu suchen, jetzt mitten im Nachtbetrieb. Es war stets sein Stolz gewesen, verläßliche Leute zu haben. Und da stand er nun an der Transmission und starrte in die sausenden Räder; das grelle Bogenlicht fiel auf sein fahles, blasses,

zerfurchtes Gesicht. Er sah und hörte nicht, bis Rudolf die Hand auf seinen Arm legte, da erschrak er sichtlich. Und doch war er nie im Leben nervös gewesen.

„Mein Gott, was willst Du denn hier?“ fragte er barsch.

Rudolf horchte sehr bestürzt auf. Sein Vater war ja nie zärtlich gewesen, aber auch nie „Stimmungen“ unterworfen, also nie unwirsch ohne äußeren Grund.

„Ich habe dringend mit Dir zu sprechen, Vater. Bitte, komm' doch hinunter in das Inspektionszimmer.“

Aber Weyer wollte nicht fort von der Transmission, unter der sich das gewaltige Schwungrad sausend drehte und kaum das eigene Wort verstehen ließ. Er müsse hier bleiben, sagte er, es sei heute ein neuer Riemen im Betriebe, den er beobachten wolle.

„Wegen des Ausgleichs mit den Rochlitz wollte ich mit Dir sprechen, Vater . . . Es war ja Dein eigener Wunsch, daß ich . . .“

„Ausgleich? Unsinn!“ fuhr der Alte grob dazwischen, „keine Spur! Nun hab' ich Opfer genug gebracht für diese Leute. Es ist Unsinn, das Pack zu schonen. Die verstehen nicht zu arbeiten und wollen es auch nicht lernen! Am besten, der Teufel holt sie. Du wirst sehen, was ich aus der Fabrik mache und überhaupt aus dem ganzen Gute. Denn ich bin zur Arbeit geboren.“

„Nun Vater,“ setzte Rudolf wieder ein, „vielleicht kannst Du das alles haben, die Fabrik, die Nutzbauten, die Rübenfelder . . . Aber Du wirst sie doch in ihrem ererbten Besitz lassen — das war ja ursprünglich Deine Absicht, Vater!“

„Ich hab' mir's anders überlegt. Die Leute müssen fort. Ich habe genug von den Impertinenzen des Herrn Baron. Lieber will ich ihnen noch etwas bares Geld herauszahlen, damit sie anderswo nicht gleich verhungern, aber fort müssen sie, fort, fort!“

Mit einer befremdlichen Leidenschaft schrie Weyer diese Worte in das Brausen des Räderwerks hinein.

Rudolf glaubte, die Sinne müßten ihm vergehen. Hatte er doch Waldinen sein Wort gegeben! Und nun, nun stieß er da auf einen Widerstand, der rätselhaft war, und deshalb um so schwieriger zu besiegen. Trotz alledem, es mußte gemacht werden, das, was Waldine den „Ausgleich" nannte.

„Vater," sagte er eindringlich, „es geschieht etwas Schreckliches, wenn Du mir nicht nachgiebst." Auch seine Stimme wurde zum Schreien in dem wahnsinnigen Gesurre.

Der blasse Mann starrte immer in den Tanz der Räder.

„Ist mir ganz egal, was geschieht," brüllte Weyer, „ich habe mein Recht in Händen."

Rudolf seufzte schwer auf. In ihm reifte ein Entschluß. Er winkte seinem Vater einen Abschiedsgruß und ging.

Am Ausgang des großen Maschinensaales drehte er sich noch einmal um. Da stand sein Vater noch immer vor der Transmission, er, der nüchterne, ewig gelassene, der phantasielose Mann — er stierte noch immer in das wirbelnde Räderwerk . . . Und eine unbestimmte, grauenhafte Furcht stieg in Rudolf auf. Er stürzte zurück, packte den Vater am Arm.

„Komm doch," rief er beinahe zornig, „was sollen die Leute denken, daß Du nicht mit mir bist. Komm!"

Und der Hypnotisirte folgte mechanisch diesem Rufe.

* * *

Auf dem Schlosse war Taufe. Viki hatte das so eingerichtet, der Junge mußte endlich getauft werden.

Auch war ja Achim so sicher gewesen, daß der Prozeß zu seinen Gunsten enden würde. Und Viki glaubte es nicht minder, denn Weyer war das Geld doch schuldig.

Um nun Bruder und Schwägerin zu überraschen, hatte sie für den Tag nach ihrer Rückkehr die Taufe angesetzt. Joachim mußte der Junge heißen, wie alle ältesten Rochlitz.

Leidlich ruhig waren Achim und Waldine angekommen. Allerdings, Achim hatte gerast, als er hörte, daß Waldine bei Rudolf gewesen. Aber ihre opfervolle Liebe rührte ihn doch wieder. Und er hatte ihr versprochen, den annehmbaren Ausgleich einzugehen. Mochte doch die unselige Fabrik samt den Rübenfeldern in Weyers Hände fallen. Nur das Schloß und ein paar hundert Morgen Kulturland behalten, sich schlicht, aber redlich fortbringen. Was konnte ihm geschehen mit diesem tapferen Weib zur Seite? War er nicht trotz Dem, was ihm bevorstand, ein Gesegneter, ein grenzenlos Beglückter?

Nun ja, die Taufe sollte stattfinden, als Besiegelung des neuen Lebens, das für Achim und Waldine nur in ihrer Familie wurzeln würde.

Die Taufe war natürlich ganz einfach. Bürgermeisters und Pastors und ein Paar Honorationen aus der Stadt waren die Gäste. Freilich, bei seiner, Achims, Taufe war es anders hergegangen.

Viki trug ihr altes, frisch aufgeplättetes schwarzes Seidenkleid, das an allen Nähten glänzte. Sie erinnerte sich noch sehr wohl — und das schwarze Seidenkleid vielleicht mit ihr — wie Achimchen, nun Achimchen der Ältere, getauft worden. Da lebte man noch auf großherrlichem Fuße. Dreierlei Tafeln, Herrentisch, Beamtentisch und lange Tafeln für die Leute. Und Feuerwerk und Fässer voll Wein und Bier. Der Selige hatte nachher auch eine Hypothek aufnehmen müssen. Aber es

war doch sehr schön gewesen. Und wenn man einen Erstgeborenen tauft, darf man nicht sparen.

Diesmal fügte sich Viki, da Achim und Waldine erklärten, es müsse ganz einfach zugehen. Dies eine Mal war Achim wirklich der Herr im Hause.

Ganz unvermutet kam Liselotte — auch kein froher Festgast. Denn eigentlich war sie mit Ach und Krach gegangen. Aber sie konnte ja bei Louise nicht bleiben, denn Die hatte selber nichts, weil die Gage ihres Mannes diesmal ganz gepfändet worden war. Und ihren Paul konnte sie nicht heiraten, weil es Dem schlecht ging.

Nun machte Viki an diesem Fest- und Tauftage, schon im Seidenkleide, mit der schwarzen Spitzenschürze vor, einen furchtbaren Skandal.

Das kam von diesem Heiratenwollen! Da hatte man's! Louise, die sich mit einem Komödianten verbandelt hatte — Viki sagte wirklich noch Komödiant — Die war am Bettelstabe. Und der saubere Herr Paul Weyer, Der war auch fertig. Und Lise — Viki sagte immer nur Lise — Lise hatte nun auch die Stirn, hierher schnorren zu kommen.

„Aber daran bist Du Schuld, Achimchen!" schnauzte Viki ihren Bruder an, „warum hast Du diese Heirat und diese Verlobung zugegeben? Weil die Mädels mündig waren? Dummes Zeug! Ich war auch mündig und hab's so ausgehalten. Mädels aus so 'nem Hause heiraten nicht ohne Zustimmung des Familienoberhauptes und wenn sie dreimal mündig sind. Das aber kommt von den „modernen" Ideen. Du verkrachst mit Deiner Fabrik und Deine Schwestern desgleichen, weil es ja Mode ist, Bürgerliche zu heiraten. Nur keine Standesvorurteile! Am Ende bleibe ich noch die einzige richtige Rochlitz, obgleich ich selbst den Handkäse mache. Aber das ist keine Schande, das gehört dazu!"

Während Viki so und ähnlich fortschimpfte, schmückte

sie, ohne die Arbeit zu unterbrechen, das Taufzimmer mit Laub und Blumen. Die Mädels machten ihr das nicht nett genug, und der Gärtner hatte draußen zu thun.

Liselotte heulte, na, und Waldine mußte doch ihre schönen Hände schonen — Achimchen küßte ja diese schönen Hände so gern.

Viki schalt und schimpfte überhaupt sehr viel, aber sie pflegte dabei unentwegt fortzuarbeiten. Und sie war auch mit allem fertig, als die ersten Gäste kamen. Sogar Achimchen, der Kleine, war schon angekleidet. Die Amme war ein „Trampel", verstand das feine Zeug — wirklich echte Spitzen aus dem Rochlitzschen Familienschmuck — nicht anzufassen, und Waldine mußte sich selbst putzen.

Der Bürgermeister erschien im Schmucke aller seiner Orden; es waren ihrer nicht wenige, denn jeder kleinste und allerkleinste Potentat, der einmal einen Invaliden in das Krankenhaus von Mansburg geschickt hatte, zeichnete dafür den Bürgermeister mit einem Orden aus. Frau von Golz trug ein neues, ganz modernes Seidenkleid, „schang-schang", wie Viki sagte. Auch alle Anderen kamen, sehr feierlich, und ganz so respektvoll, wie es sich geziemte. Es gab zuerst Kaffee mit dem berühmten, von Viki eigenhändig bereiteten Kuchen, dazu süßen Liqueur (Nußschnaps, den Viki selbst angesetzt) und süßen Wein, von dem sich noch immer einige Flaschen im Keller vorfanden. Dann wurde getauft. Der Bürgermeister war Pate, und das Kind sollte Ewald Joachim heißen.

Nachher würde man, nicht gerade üppig, aber sehr ausführlich, Abendbrot essen und trinken. Achim hatte sogar ein Fäßchen Münchener Bier kommen lassen.

Während des Kaffees aber ereignete sich ein Zwischenfall. Ein fremder Herr verlangte Achim zu sprechen. Schon beunruhigt, begab sich Achim in sein Arbeitszimmer und da fand er den Fremden bereits an seinem

Pulte häuslich eingerichtet, eine Aktenmappe vor sich ausgebreitet. Er kam, um im Namen des Liquidators das Mobiliar zu pfänden. Die Subhastation des Gutes war längst im Zuge.

Nur einen einzigen Augenblick stand Achim wie vom Donner gerührt. Das Verhängnis nahm seinen Lauf, es faßte an sein Heiligstes, an sein Haus, an den von den Urvätern her ererbten Besitz. Aber er besaß Gesetzeskenntnis genug, um zu begreifen, daß er nur dulden konnte.

„Bitte, thun Sie, was Ihres Amtes ist."

Und der Mann des Gesetzes waltete seines Amtes — mit aller der Rücksicht, die derlei Subalterne dem Manne von Rang und Stand auch in dieser Lage noch schuldig zu sein vermeinen. Der militärische Drill, der allen diesen Leuten im Blute steckt, wittert so zu sagen den ehemaligen Offizier.

In ohnmächtigem Zorn sah Achim zu. Er hatte als Lieutenant auch Schulden gehabt, aber nie mehr, als er wußte, bezahlen zu können. Er war dem Kasinowirt schuldig, dem „Militäreffektenfabrikanten" (so heißt ja wohl der in die Höhe geschraubte Uniformschneider), allenfalls auch dem Schuster und natürlich irgend einem kleinen Kohn oder Levy, von dem er Pferde kaufte und gelegentlich einmal ein Paar hundert Thaler borgte. Lauter Leute, die er kannte, und für die es zumeist nur eines guten Wortes bedurft hätte, wenn's ja einmal mit der Zahlung nicht nach Wunsch gegangen wäre.

Aber jetzt? Ohne es zu ahnen, ohne es zu wollen, war er einer fremden, unbestimmten Menge von Gläubigern schuldig geworden, den Aktionären, und eines Tages verwandelte sich diese unfaßbare Menge in eine einzige Persönlichkeit, die Karl Weyer hieß. Der aber hatte Achim nie etwas geborgt, im Gegenteil, der war ihm schuldig. Er hatte es abgeschworen, d. h. er mochte es nicht „schuldig"

sein im Sinne des Gesetzes. Vielleicht auch hatte der Verstorbene sich geirrt. Aber moralisch schuldig war Weyer sicher, er hatte ungenau, unbestimmt abgezahlt, besaß ebensowenig Quittungen, wie er, Achim, einen Schuldschein. Jedenfalls blieb die Sache unklar. Was aber nicht unklar sein konnte, war, daß jener Weyer dem Verstorbenen und seinem Andenken tiefen, unauslöschlichen Dank schuldig war. Und deshalb mußte er sich vergleichen — nicht pfänden lassen, der Schurke! O diese elende Welt, in der eine so abscheuliche — innerlich doch gewiß verwerfliche — Rechtswidrigkeit unter dem Mantel des Gesetzes sich vollziehen konnte!

Und zähneknirschend, die glühenden Tränen im Auge, sah Achim zu, wie die weißblauen Siegel an alle die lieben alten Möbel geklebt wurden, während man draußen, in dem „herrschaftlichen" Garten den „jungen, gnädigen Herrn" leben ließ.

„Ein geschnitzter Tisch — fünfundzwanzig Mark", schätzte der Beamte kenntnislos ab, und der Tisch war für jeden Verständigen das Zehnfache wert. Und dann ein breitrandiger Goldrahmspiegel, der draußen im Vorzimmer hing, ein plumpes Ding, vierzig Mark, gewiß zweimal so viel, wie er in der Auktion tragen konnte.

Durch das offene Fenster hörte Achim die frohen Stimmen seiner Gäste, zu denen er nicht zurückkehrte. Wie lange würden die da unten noch warten? Und richtig, die Erste, die kam, ahnungsvoll, wie sie war, und auf alles gefaßt, war Viki. Klug und praktisch war sie immer gewesen; und in diesem Augenblick brauchte man ihr nichts zu erklären.

„Es ist nur eine kleine Formalität," versuchte Achim ihr einzureden, „Du weißt ja . . ."

Eine Weile lang sah nun auch Viki zu, die Arme eingestemmt. Dann aber platzte sie „fuchsteufelswild" los.

„Aber das kann doch nicht sein, Achim," wandte sie

sich an diesen, ich habe Dir doch damals dreitausend Mark gegeben, meine „Aussteuer" (es war, als ob sie sich selbst verhöhnte), und ich weiß doch, daß solche Forderungen von nahen Verwandten vorgehen! Ich bin die Schwester, wissen Sie . . ."

„Das ist richtig, Madame", sagte er höflich, „solche Forderungen sind bevorzugte. Aber Sie müssen diesen Anspruch auch begründen und nachweisen können. Thun Sie das nur möglichst schnell . . . Ich will sehen, daß ich die Abholung so lange verschieben kann; wenn nicht, so kriegen Sie die Sachen frei, falls die Angelegenheit in Ordnung ist.

Mit eintöniger Stimme las der Beamte das Protokoll vor, eine lange, lange Liste, dann den Termin der Versteigerung, die hier am Platze nicht gut stattfinden konnte, weil hier sich schwerlich Käufer dafür finden würden, also in Magdeburg.

Achim unterzeichnete mit bebender Hand. Dann schlug Viki mit ihrer wuchtigen Faust auf das Aktenstück, und mit lautem Krach platzte das alte Seidenkleid unter dem Arme.

„Ich lasse mir das aber nicht gefallen," schrie sie, „ich bin die ältere Gläubigerin!"

„Das müssen Sie eben beweisen. Bitte, wenden Sie sich an das Amtsgericht in Magdeburg, Zimmer No. 9."

Der Gerichtsvollzieher packte seine Mappe zusammen, während Achim seiner Schwester zuflüsterte, sie möge doch um Gottes willen zu den Gästen gehen, damit kein Aufsehen entstehe. Das sah auch Viki ein; sie mußte sich nur ihre Spitzenmantille holen, um das Loch im Kleide zu bedecken. Sie seufzte mit einer gewissen Befriedigung auf. Welch ein Glück, daß „Achimchen" ihr Geld schuldig war! So würden die Möbel gerettet und die Sache blieb in der Familie. Sie ahnte nicht, daß es sich nur um

ein Vorspiel zu einer furchtbaren Tragödie handelte; der Beamte hatte ja nur die Möbel gepfändet. Sie hatte es immer gesagt, daß man „Achimchen" beschummeln würde. Nun würde sie wenigstens die Geschichte wieder ins Gleiche bringen.

Während Achim mit stiller Ungeduld die Bewegungen des Beamten verfolgte, wurde nach kurzem, hastigen Pochen die Thür aufgerissen. Was war das? Ein zweiter Gerichtsvollzieher?

Es war Doktor Rudolf Weyer. Er warf einen prüfenden Blick auf den Mann mit der Aktenmappe, hatte auch wohl schon etwas vernommen.

„Ich komme leider zu spät," stammelte er — „zu spät, um Ihnen eine Unannehmlichkeit zu ersparen. Ich wollte Ihnen einen Ausgleich anbieten im Namen meines Vaters."

„Wirklich ein wenig spät, Herr Doktor," versetzte Achim mit Würde.

„Herr Baron, ich bin gestern spät abends hier eingetroffen, habe mich heute Vormittag zunächst mit dem Vater und dann telegraphisch mit meinem Bureauvorsteher verständigt. . . . Auch kommt man nicht leicht zu spät, wenn man den Frieden bringen will. . ."

„Sehr freundlich, Herr Doktor," unterbrach ihn Achim, blaß, mit sprühenden Augen, „aber Sie kommen in der That zu spät! Ihr Herr Vater hätte sich früher darauf besinnen sollen, was er meinem Hause schuldig ist. Die Gnade, die sein Sohn mir erwirkt hat, diese Gnade, die nehm' ich nicht an. Ich nehme kein Pardon von solchem Feinde. Geben Sie sich keine Mühe, Herr Doktor, und wenden Sie sich nicht etwa an meine Frau — es ist vergeblich! Getreu den Traditionen meines Hauses, die Ihnen ja vielleicht lächerlich erscheinen, werde ich dem gesellschaftlichen Tode, zu dem mich ein brutaler, übermächtiger Feind verurteilte, gelassen ins Auge sehen."

Ganz wie Sie wollen," erwiderte Rudolf, nun auch seinerseits den Ton ändernd. „Ich habe das Meine gethan — wenn Sie gerecht sein wollen, auch als ein tapferer Soldat."

Sie wechselten einen stummen Gruß, wie ritterliche Gegner auf Tod und Leben. . . . Vikis breitschultrige Bauerngestalt schien zu wachsen vor Stolz über diesen Bruder, der doch ein ganzer Aristokrat geblieben war. . . Der Gerichtsvollzieher empfahl sich fast noch respektvoller, als er gekommen, und hinter dem Rechtsanwalt schritt er zur Thür hinaus.

* * *

Das Tauffest hatte seinen Verlauf, aber doch ein frühes Ende genommen. Waldine war, Böses ahnend, schwer unwohl geworden —: der kleine Baron war aus einem gediegen silbernen Becken getauft worden, welches unterhalb das blauweiße Siegel trug. So wurde das festliche Abendessen kurz und in gedrückter Stimmung absolvirt. Waldine blieb bei ihrem Kinde, während Achim vergeblich bemüht war, seine Niedergeschlagenheit zu verbergen. Und Viki legte ihre Spitzenmantille auch an der Tafel nicht mehr ab; es sah recht komisch aus.

Nun endlich waren die Gäste fort.

Viki hatte heute die Bergung des Silberzeuges Liselotten übertragen. Sie selbst mußte den Schuldschein suchen, den sie damals von ihrem Bruder erhalten hatte, und an den man seither gar nicht mehr gedacht.

Laut schimpfend und scheltend kramte sie in alten Familienpapieren — scheltend über Achims Leichtsinn und über die Nichtswürdigkeit des Weyers. Eben trat Liselotte mit verweinten Augen ein, um den Schlüssel zum Silberschrank abzuliefern, da warf Viki ihr ein zerknülltes Papier direkt an den Kopf.

„Da, Lise — bring' das Deinem Herrn Schwiegervater! Ein Dienstzeugnis über seine Ehrlichkeit! Das hat ihm der gute Vater ausgestellt, nicht ahnend, daß sich Herr Weyer selbständig machen wollte. Der Patron hat's wohl auch gar nicht angenommen — was brauchte der ein Dienstzeugnis?! Nun aber könnte er sich 'mal erinnern, was und wer er war, und was und wer unser Vater war . . ."

Mechanisch glättete Liselotte das Papier. — — —

Es war eine halbe Stunde später; da suchte Liselotte den alten Familienkutscher auf. Er hatte zwar etwas zuviel getrunken, aber Liselotte wußte: der hielt trotzdem Wort, wenn er etwas übernahm. Und morgen, gleich früh um sechs Uhr, würde er die Depesche an Paul nach der Station besorgen . . .

Sie trafen sich auf dem Friedhofe, an der Gruft des „Seligen", und dort übergab sie dem schnell von Berlin herbeigerufenen Paul das zerknitterte Papier, dessen Bedeutung ihr sofort klar geworden war. Doch hatte sie zu Hause niemanden hineinblicken lassen. Paul allein sollte entscheiden, was da zu geschehen hatte.

Das Papier enthielt das bekannte Dienstzeugnis und auf der Rückseite einen regelrechten Schuldschein, in welchem sowohl die Summe genannt, wie auch vier Prozent Zinsen festgesetzt, und auf dem ferner gezahlte Zinsen bis etwa ein Vierteljahr vor dem Tode des alten Rochlitz gewissenhaft und deutlich mit dessen zierlicher, verschnörkelter Handschrift abquittirt waren. Heute Vormittag hatte Liselotte, ohne das Papier zu zeigen, sehr pfiffig den alten Gehrke noch einmal ausgefragt. Und seine Buchungen stimmten, bis auf die zwei letzten Zinsposten, die der erkrankte alte Herr ihm nicht mehr angesagt hatte.

Paul begriff alles — alles! Deutlich, als wäre es gestern geschehen, stand die Scene vor seiner Seele,

da Achim gekommen war, um das Geld zurückzufordern. Ja, sein Vater war damals selbst in Verlegenheit. Aber in dies Leugnen war er nur hineingehetzt worden unter dem streng fragenden, gleichsam Rechenschaft fordernden Blicke seines Sohnes . . . Nur seinetwegen, Pauls wegen, hatte er damals gestritten, und er war darin bestärkt worden durch den unglücklichen Umstand, daß der junge Rochlitz selber nichts Genaues über die Sache zu wissen schien. Aber dort eine unbestimmte, anscheinend auch unbeweisbare Forderung — hier sein eigener Sohn, dem gegenüber er eben erst streng und hart über den Schuldenbegriff abgeurteilt hatte, und dann dieser unkindliche, scharfe Blick des Sohnes — so war alles von selbst gekommen. Dann hatte der Baron ihn gekränkt und beleidigt, hatte ihn schließlich mit seiner Klage in die Enge getrieben. Und weil der Vater sich schließlich vor Rudolf schämte, vor diesem braven, streng rechtlichen Rudolf, darum hatte er — falsch geschworen! — Nun war er gerichtet.

Nur Liselotte wußte um das Verbrechen. Aber gleichviel: die Spuren dieses entsetzlichen Meineides mußten verwischt werden, vernichtet, bis auf die Erinnerung.

Paul war, als er heute mittags ankam — sein Vater wußte noch nichts von dem gepfändeten Chec — mehr noch über Rudolf erschrocken. Der dachte gar nicht an sein Bureau — er machte sich an dem Pistolenkasten zu schaffen. Er hatte sein Ehrenwort gegeben und konnte es nicht halten. Nun wußte er nicht, wie weiter leben. Paul suchte ihn zu beschwichtigen, denn er hoffte von Liselotte irgend eine Aufklärung zu erhalten. Und nun — nun hatte er sie . . . .

Mit bange pochendem Herzen trat er, diesmal ungerufen, in das Arbeitszimmer des Vaters.

Da war auch Rudolf schon — sie schienen heftig erregt.

„Es ist mein Verderben!“ hatte Rudolf eben gerufen.

Doch war etwas in Pauls Mienen, das die Beiden verstummen machte.

„Lieber Vater,“ sagte Paul mit bebender Stimme, „es ist anders gekommen, als Du dachtest. Ich kann Dir nur sagen: Mach daß Du fortkommst — recht, recht rasch.“

Der Mann warf einen Blick in das zerknüllte Papier, schrie gellend auf, wankte, drohte zu fallen.

Paul stützte ihn — Rudolf eilte besorgt herzu.

Ein furchtbares Gericht erging über den Vater, der die Söhne so „kurz“ gehalten hatte.

Einige Augenblicke tiefen Schweigens. Dann sagte Paul:

„Wir allein sind die Schuldigen — ich und Rudolf — ich weiß alles —: das heißt, die unschuldig Schuldigen. Unseretwegen hast Du alles gemacht!“

„Du — gutes Kind . . .“ stöhnte der Unglückliche. In diesem Augenblick stand Paul, mit dem er jahrelang verfallen gewesen, seinem Herzen näher; denn Paul hatte mehr gelebt, mehr gelitten, mehr durchgekämpft, und er begriff deshalb auch eher als sein tadelloser Bruder, wie man fallen kann.

Geleitet von den beiden Söhnen, von ihrer Liebe umgeben, wie nie zuvor, war er eine Stunde später auf der Station, um für immer zu verschwinden.

Sie hatten gemeinsam eine halbwegs glaubwürdige Motivirung erdacht. Rudolf trug eine rechtsgiltige, unbeschränkte Vollmacht in der Tasche für Paul, der die Leitung der Dinge antrat. Er selbst, Rudolf, der eine Generalvollmacht schon besaß, würde die rechtlichen Fragen ordnen. Daß diese Söhne mit dem Vater teilen würden, so lange sie selbst etwas besaßen, das wußte er — er hatte seine Söhne wiedergefunden.

* * *

Als Rudolf nach Berlin zurückkehrte, waren die Zeitungen voll von einem Aufsehen erregenden Selbstmord. Der einst so sehr beliebte Schauspieler Oswald Schirmer hatte sich in einem Anfall von Trübsinn erschossen — in einem kleinen Weinrestaurant, wo er in später Nachtstunde der einzige Gast gewesen. Er hatte die dritte Flasche Rotwein nicht ganz ausgetrunken.

Noch einmal, zum letzten Male, war Oswald Schirmer das Tagesgespräch.

Man erinnerte sich erst jetzt, daß man ihn schon sehr lange vergessen hatte. Die Blätter enthielten bedauernde Rückblicke auf seine Carrière. Die Hofbühne war nicht der richtige Boden gewesen für ihn. In den wenigen Episoden, in klassischen oder historischen Stücken, die man ihn hatte zukommen lassen, konnte sein liebenswürdiges Naturell sich nicht geltend machen; das Kostüm, die Perrücke erdrückte ihn. Er gehörte zu jenen, die nur durch sich selbst wirken.

Niemand erwähnte, daß sein Kontrakt nicht erneuert worden wäre; auch der Socialdemokrat widmete ihm einen taktvollen Nachruf. Er hatte sich getötet, weil ihm nun auch die Rolle des Werner wieder abgenommen worden war.

Wie sympathisch und anteilvoll schrieben jetzt die Zeitungen von ihm, den sie in den letzten Jahren totgeschwiegen oder mit einer ironischen Wendung abgethan hatten. Heute erinnerte sich nun „jedermann“ an die liebenswürdigen Gestalten des „herzgewinnenden, sympathischen“ Künstlers. Ach, gewiß, die lieben Leserinnen wischten sich die Thränen aus den Augen. Ja, nun spielte Schirmer doch noch einmal eine Rolle, eine große, dankbare Rolle, aber er spürte die Wirkung nicht mehr. — Kein Hervorruf würde ihn wieder herauskommen lassen hinter dem dunklen Vorhang . . . .

Rudolf, als Rechtskundiger, besaß einen Schlüssel

zu diesem rätselhaften Selbstmord. Es war der Kampf mit dem „Einzigen“, mit dem Wucherer, der Schirmers Carrière vollends verdorben hatte. Die Pfändung der Gage, die den Künstler in endlose, peinliche Verlegenheiten bringen mußte, hatte wohl den letzten Ausschlag gegeben, daß der Kontrakt nicht erneuert wurde.

Herr Hildebrant hatte gesiegt, und er war doch gerichtet, denn er verlor sein Geld. Von dem Toten ist nichts mehr zu holen.

Rudolf schüttelte die schreckliche Vorstellung ab. Luischen war ja sehr zu bedauern, aber sie würde sich wohl damit trösten, daß sie für immer untröstlich war.

Rudolf mußte so etwas wie ein neues Leben beginnen. Er hatte eine ungerechte Sache geführt, sogar die seines Vaters. Und doch, er hatte Waldinen versprochen, glücklich zu werden.

Zunächst war es ihm jetzt vergönnt, sein Wort in Bezug auf den „Ausgleich“ einzulösen, der nun wirklich zu stande kam, denn nun war ja eigentlich Paul der Hauptgläubiger ihres Mannes.

So hatte sich alles friedlich gelöst. Und es war wohl thöricht, ja, lächerlich, sich selbst gegen die Vorstellung einer Glücksmöglichkeit zu verschließen.

* * *

Es sah noch immer recht ansehnlich aus bei Fräulein Nelly Keller. Wenn reiche Leute verarmen, so haben sie noch immer mehr, wie arme Leute, die zu etwas gekommen. — Nelly Keller war sehr anständig gewesen; sie hatte nichts behalten. Aber man hatte ihr während der Dauer des Konkurses ausreichende Kompetenzen bewilligt; und der Konkurs würde lange dauern. Nun bewohnte sie ein gut möblirtes Zimmer; die prachtvolle Einrichtung von damals war in den Händen der Gläubiger.

In einem entlegenen Vorort, wiederum ganz in der Nähe eines Stadtbahnhofes, losgelöst von allen Menschen, lebte sie in ihrem „recht netten" Stübchen, das ihr doch sehr bescheiden erschien. Und dort empfing sie eines Tages Rudolfs Besuch.

Mit strahlender Miene kam sie ihm entgegen.

„Lieber Herr Doktor — Sie wissen noch, daß ich existire? Sie suchen mich sogar auf?"

„Ja, ich komme nur, um Sie wiederzusehen, und fragen, wie es Ihnen geht."

Anfangs wollte er von der Katastrophe nicht reden. Aber sie kam selbst darauf zurück, berichtete kurz, wie alles gekommen war, nicht ganz ungeahnt, aber doch unerwartet plötzlich. Ein zärtliches Verhältnis zwischen ihr und ihrem Vater hatte nie bestanden. Aber es war doch schrecklich gewesen.

„Ach, wie konnte Rudolf das begreifen! Er, der seinen Vater nie zärtlich geliebt hatte, und deshalb um so mehr auf jenen pflichtgemäßen Glauben an ihn angewiesen war.

Auch er hätte gern erzählt, aber das konnte er nicht. Er erinnerte sich nämlich jener Stunde, wo er ihren Vater abgewiesen hatte. Ach, und jetzt hatte er doch einen unlauteren Prozeß geführt, war er doch für das Unrecht eingetreten. Das war eine Wunde, die sich nie schließen würde.

„Und was gedenken Sie nun zu thun, gnädiges Fräulein?" fragte er jetzt, rasch abbrechend.

„Ich? Wahrscheinlich werde ich in der Rubrik „Selbstmord" irgend einmal meine Abschiedskarte bei der Berliner Gesellschaft abgeben. Was sollte ich im Leben? Derlei geht eben zu Grunde! Doch wollte ich es nicht auffallend machen, nicht gerade jetzt; auch könnte mich mein Vater doch noch brauchen — genug, es eilt nicht."

Eine leise Vibration in der Stimme verriet den tiefen Ernst dieser Worte.

„Sie hätten sich doch ein eigenes Heim gründen können und sollen," sagte er zögernd.

„Gewiß, ich hätte können und sollen. Aber ich habe es nun einmal versäumt."

Er nahm einen gewaltsamen Anlauf — es war ihm so schwer, von sich selbst zu sprechen.

„Ich habe es auch versäumt," hob er endlich mit der schweren Zunge an, die ihm manchmal eigen war. „Und nun bin ich ganz ebenso allein, wie Sie, mein liebes Fräulein. Denn, wie Sie ja wissen, eine ganz dumme, thörichte Jugendliebe, die mir im Wege stand, ist nur noch eine abgeklärte, in sich abgeschlossene Erinnerung."

„Da sind Sie noch immer glücklicher als ich, mein bester Herr Doktor — ich habe nicht einmal eine solche ...."

„Sie sprechen wie Jemand, der wirklich schon mit dem Leben abgeschlossen hat. Und doch, Sie vergessen Eines: Es giebt auch Männer, für die solche Millionenmitgift ein Hindernis ist .... Das ist ja komisch und unglaubwürdig, aber doch wahr."

Es leuchtete auf in ihren klugen, braunen Augen.

„Giebt es wirklich solche Männer?"

„Wenn ich Ihnen mein Wort gebe, Fräulein Nelly ...."

Und er reichte ihr die Hand hin, in die sie mit leichtem Lächeln einschlug. Sie wollte die Sache nicht zu ernst nehmen.

Gleichsam gestärkt, gehoben, ging Rudolf.

Drüben lief eben ein Zug in den Bahnhof ein — den wollte er noch benutzen.

* *
*

Der Schlot der neuen Zuckerfabrik von Mansburg raucht nun von morgens bis abends; ja in vielen Wochen des Jahres auch die ganze Nacht hindurch. Die beiden Fabriken sind jetzt in einer Hand vereinigt unter der Firma „Karl Weyer u. Co.".

Paul, seit einem Jahre verheiratet, hat sich mit Feuereifer den neuen Pflichten gewidmet, und ihm winkt der Erfolg. Baron Achim ist nur noch Landwirt und will es bleiben. Er wird auch schwerlich je Lust finden, sich politisch zu bethätigen.

Baronesse Viki hat graue Haare bekommen, aber sie wirtschaftet und sie — schilt mit unermüdlichem Eifer.

Frau Luise wird den schwarzen Schleier nicht ablegen; doch bekommt ihr die Landluft sehr gut. Sie wird ihren Künstler ewig betrauern — das ist sie ihm schuldig.

Auch Paul und Achim tragen ihre Schulden ab. Sie haben dabei arbeiten und sich beschränken gelernt und ihr Glück dort finden, wo kein Gläubiger es ihnen trüben kann.

Ende.

Julius Stettenheim

Humor und Komik.

Eine Auswahl
der besten Humoresken des berühmten Humoristen.

Preis Mk. 3.—. Gebunden Mk. 4.—.

Eine bunte Reihe seiner witzigsten Skizzen und drolligsten Aufsätze hat Julius Stettenheim hier vereinigt. Er nimmt längst und unbestritten auf dem Gebiete des deutschen Witzes eine erste Stelle ein; wenigstens in Norddeutschland wird man nicht leicht einen ihm ebenbürtigen Schriftsteller finden, der soviel gute Laune und harmlose Scherzhaftigkeit mit so großer satirischer Schlagfertigkeit und Schärfe vereinigt. „Wippchen" ist die trefflichste Charaktermaske, die er für sein eigenstes Wesen erschaffen. Was er in diesem Bande zu einem Strauße vereinigt hat, ist dem Boden unseres modernen Gesellschaftslebens entsprossen. Seine Wunderlichkeiten wie Originalität, seine Auswüchse wie seine Alltagserscheinungen werden in treffenden Bildern vorgeführt. Die genau beobachtete Wirklichkeit schillert unter Stettenheims Prisma in allen Farbentönen des Humors und der Komik. Das Buch rundet sich zu einer humoristisch-ironischen Darstellung der Berliner „feinen" Gesellschaft ab und wird Lesern wie Leserinnen eine fröhliche und genußreiche Stunde bereiten. National-Zeitung.

Aus Julius Stettenheims

Ein Lustig Buch.

Eleg. brosch. Mk. 2.—. Eleg. gebd. Mk. 3.—.

„Der bekannte Humorist hat der ersten Sammlung seiner geist- und witzreichen Humoresken ‚Humor und Komik' die zweite unter dem Titel ‚Ein Lustig Buch' folgen lassen, welche wir den Freunden heiterer Lebensanschauung und feiner Sitte bestens empfehlen. Immer erkennen wir den fein pointierenden Geist, die Kunst des Verf., allem von ihm Beobachteten eine heitere Seite abzugewinnen, ein in unserer, vom Pessimismus durchseuchten Zeit hoch zu schätzendes Talent." Wien. Tabl.

Druck von Adolf Gertz, Charlottenburg.

Blumenreich, Franziska,

Schulden

Berlin 1895